Geographische

Wanderungen

von

Karl Andree.

Zweiter Band.

Dresden,
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1859.

Geographische

Wanderungen

von

Karl Andree.

Zweiter Band.

Dresden,
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1859.

Inhalt.

Nordamerikanische Gegenden und Städte.

9. Die Mormonen und ihr Land am großen Salzsee.

Wir übersteigen von Californien aus die Sierra Nevada, jene Schneealpen, welche dieses pacifische Gestadeland von dem sogenannten großen Binnenbecken scheiden. In diesem haben Leute eine Heimath gesucht, welche seit Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt lebhaft in Anspruch nehmen.

Die Mormonen oder Heiligen der letzten Tage im nordamerikanischen Utahgebiete bilden ohne Zweifel eine der interessantesten Erscheinungen unseres Jahrhunderts. Joseph Smith, ein Abenteurer und Schatzgräber, zugleich Betrüger und Fanatiker, behauptet, im Jahre 1823 Heimsuchungen von einem Engel Moroni erhalten zu haben und mit demselben in fortwährender Verbindung zu stehen. Vier Jahre später giebt ihm derselbe Engel goldene Platten mit ägyptischen Buchstaben und heilige Sehgläser, welche ihm das Verständniß der unbekannten Zeichen vermitteln sollen. Abermals drei Jahre später ist das Buch Mormon gedruckt und die „Kirche" wird 1830 zu Kirtland im Staate Ohio gegründet. Und heute bilden die Gläubigen, welche auf den Propheten Joseph schwören, einen Staat mit mehr als vierzigtausend Seelen, und die Zahl ihrer über alle Welt verbreiteten Anhänger, welche sich Heilige nennen, soll nicht viel geringer sein als eine Viertelmillion. Sie schicken

Apostel von Chile bis Island und von China bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie glaubten sich stark genug, dem großen transatlantischen Staatenbunde Trotz bieten zu können, von dessen Grund und Boden sie einen Gebietstheil inne haben, und lehnten sich gegen denselben auf „im Namen Jesu Christi und der heiligen Religion.“ In der That, der Wahnsinn ist incommensurabel.

Die Mormonen sind Fanatiker und es ist ihnen bitterer, starrer Ernst mit ihrem Glauben und mit ihren Ueberzeugungen. Sie sind entschlossen, Alles dafür einzusetzen, und das Leben hat für sie nur geringen Werth, weil es lediglich eine Vorstufe für ihren Himmel bildet, der allen Heiligen sicher ist, während die Heiden davon ausgeschlossen bleiben. Sie geben sich für die alleinigen Inhaber des wahren Christenthums aus und behaupten, daß lediglich bei ihnen Logik und strenge Folgerichtigkeit in religiösen Anschauungen und Glaubenssätzen zu finden sei. Es liegt aber klar zu Tage, daß in ihrem ganzen Wesen eine völlige Unverträglichkeit mit jeder andern Staats- und Glaubensgenossenschaft liegt und daß sie für unser Jahrhundert entschieden einen Anachronismus bilden. Doch wann wäre jemals der Fanatismus über sich selbst nicht verblendet gewesen?

Joseph Smith war ein Yankee aus dem Staate Vermont. Sein Vater verließ die Heimath, um sich im westlichen Neu-York anzusiedeln. Man sagt, daß der Sohn als Schatzgräber umhergezogen sei; gewiß ist, daß sich früh in ihm eine ausschweifende religiöse Stimmung entwickelte. Schon in seinem siebenzehnten Jahre hatte er häufig „Erweckungen“, betete lange bange Nächte hindurch und suchte das Licht der Wahrheit. In der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, welche seinen Anhängern für ein heiliges Buch gilt, erzählt er, wie einst ein Strahlenglanz sein Gemach erhellt habe, wie ein Engel ihm erschien, um ihn des rechten und wahren Glaubens theilhaftig zu machen, und wie derselbe ihm gesagt habe, daß auf Erden

noch keine wahre Kirche vorhanden sei. Denn die, welche einst bestand, habe die Satzungen geändert, den ewigen Bund gebrochen und den Glauben verderbt; deshalb sei sie von der Erde hinweggenommen worden. Aber er, Joseph, sei dem Herrn angenehm und solle ein Priester nach der Vorschrift Melchisedech's werden, um die Lehre wieder herzustellen und eine Kirche aus wahren Gläubigen zu bilden, welche dann den Herrn empfangen werde im tausendjährigen Reiche. Je stärker der Glaube sei, um so rascher werde dasselbe erscheinen. Für ihn, Joseph den wahren Propheten, solle die Wahrheit aus der Erde hervorspringen; er, der Engel Moroni, werde ihn leiten zum Hügel Cumora bei Palmyra im Staate Neu-York und ihm dort prophetische Urkunden geben über einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Jerusalem fortzog und in wunderbarer Weise über das Meer nach Amerika gelangte.

Nach manchen Versuchungen durch Satan, denen Joseph widerstand, zeigte ihm der Engel einen steinernen Kasten; in demselben lagen als heilige Kleinode das Schwert Labans, ein goldenes Brustschild, zwei helle und glänzende Steine, und goldene Platten mit Schriftzeichen. Diese letzteren enthielten das Buch Mormon's, in welchem die Schicksale der verlorenen Stämme Israels erzählt werden. Diese, so heißt es, waren nach Amerika herüber geschifft, und auch zu ihnen kam Jesus, nachdem er bei Jerusalem in den Himmel gefahren, und gab ihnen das Evangelium. Joseph, nun vermittelst der Urim und Thummim zum Seher bestellt, konnte jene Schriftzeichen lesen und übersetzen; er bekehrte einen Mann Namens Cowdery, und ließ sich von diesem in Pennsylvanien im Susquehanna taufen. Die Geister des Moses und des Elias waren als Pathen zugegen, nicht minder jene der Apostel Petrus, Jacobus und Johannes. Damit war Anno 1830 die „Epoche der neuen Kirche der Heiligen der letzten Tage" begründet!

Auf diese Erzählungen Joseph's hin mehrte sich in dem Lande der nüchternen Yankees die Zahl der Gläubigen. Sie schworen auf des „Propheten" Wort, und begannen zu Kirtland in Ohio einen Tempel zu bauen; doch er blieb unvollendet, weil die „Prophezeiung" einen andern Platz, im Staate Missouri, bezeichnete. Dort sollte das Neue Jerusalem erstehen und nach einem Muster aufgeführt werden, das vom Himmel herab kommen werde. Nicht auf der östlichen Erdhälfte, sondern in Missouri, in Jackson County, lag das Paradies und dort wurde auch Adam geschaffen. Joseph sah mit eigenen Augen den Altar, auf welchem der erste Mensch geopfert hatte. Den Grundstein zum Tempel legte er genau an derselben Stelle, wo Adam seinen Kindern den Segen ertheilt hatte. So versichert er selbst.

Bald geriethen die Heiligen in allerlei Zwietracht mit den „Heiden", von welchen sie aus „Zion in Eden" vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Illinois und gründeten 1840 die Stadt Nauvoo, welche durch sie rasch zur Blüthe gelangt ist, und wo sie 1842 einen weithin sichtbaren Tempel baueten. Aber auch in Illinois zeigten die Heiden eine feindselige Stimmung und legten den Mormonen, theilweise mit Unrecht, schwere Verbrechen zur Last. Joseph wurde sammt seinem Bruder Hyrum, dem Patriarchen, zu Carthago ins Gefängniß geworfen, nachdem man ihn des Hochverraths angeklagt hatte. Noch ehe er sich vor Gericht vertheidigen konnte, stürmte eine gegen ihn äußerst erbitterte Volksmenge den Kerker und erschoß 1844 den Seher sammt dem Patriarchen. Damit hatte „die neue Kirche" ihre ersten Märtyrer. Aber sie war deshalb nicht verwaist; sie schaarte sich alsbald um Joseph's Busenfreund und Vertrauten Brigham Young. Von nun an erhielt dieser die „Offenbarungen", er war und ist bis heute Prophet des Herrn und Seher für die Heiligen. Er prophezeiete, daß sie, gleich den Israeliten, sich eine Zeitlang in die Wüste zurückziehen

sollten, um Gefahren zu bestehen und Heimsuchungen zu erdulden. Und als dann abermals eine Verfolgung über die Mormonen hereinbrach, beschlossen sie fürbaß zu ziehen und in weiter Ferne, hinten im Westen jenseits der Hochgebirge, eine neue Heimath aufzusuchen. Sie wollten fortan jeden Verkehr mit den Nichtmormonen vermeiden und für sich allein leben.

So geschah es auch. Denn nun begann jener Auszug der Mormonen, der in der Geschichte wenige seines Gleichen hat. Einzelne Vorläufer wurden über die Prairien und über das Felsengebirge gesandt, um eine ruhige Stätte zu suchen. Das Volk in Masse brach nach ihnen auf, ließ alles unbewegliche Eigenthum in Illinois zurück, wanderte durch Missouri, schlug fliegende Dörfer mitten in der öden Wiesensteppe auf und bauete Korn. Der Winter war hart, die Entbehrung groß, und die Arbeit der Männer unter solchen Umständen doppelt werthvoll. Als aber die Vereinigten Staaten Krieg gegen Mexiko erklärten, stellten trotz alledem die Mormonen eine Schaar von 520 Mann, welche durch ihre Tapferkeit großen Ruhm erntete. Die auf der Prairie zurückgebliebenen Tausende trotzten dem Schnee und Frost, gegen welchen die Zelte keinen Schutz gewährten; sie gruben sich Erdlöcher und blieben unverzagt, auch als die Cholera unter ihnen wie ein Würgengel umging. Denn in alledem sahen sie nur Prüfungen, und sie wollten zeigen, daß sie standhaft seien im Glauben.

Die 143 Männer, welche man als Bahnbrecher vorausgesandt hatte, entdeckten eine abgelegene Wüstenei mit grünen Oasen, und bestellten dort flugs den Boden, damit das Volk fände, wovon es essen könne. Die Mormonenmenge brach mit Anbeginn des Frühlings auf. Am 24. Juli 1847 traf der Seher Brigham Young am großen Salzsee ein, und bevor das Jahr abgelaufen war, hatten sich mehr als sechstausend Heilige aus aller Welt im obercalifornischen Binnenbecken zusammengefunden. Die Felder waren bestellt, das ganze Land

„dem Herrn geweiht" worden, eine Stadt gegründet, eine Burg gegen die Indianer gebaut, ein großer Bewässerungsgraben gezogen. Aber die Entbehrungen waren fürchterlich; die Lebensmittel reichten nicht aus, die Mormonen fristeten ihre Tage in Jammer und Noth, selbst Leder, womit man einzelne Häuser gedeckt hatte, wurde herabgerissen, gekocht und verzehrt, und Wurzeln, von welchen der Indianerstamm der Yamparicas sich nährt, waren ein leckeres Mahl. Zu alledem kam noch eine entsetzliche Heimsuchung. Das Korn auf dem Felde und das Gemüse in den Gärten schien trefflich gerathen zu wollen und man hielt das Ende der Noth für nahe; da zogen ungeheure Schwärme von schwarzen Heuschrecken heran und zerstörten alles Grün. Jede Bemühung sie abzuhalten war vergebens, und die Heiligen standen machtlos und trostlos da. Doch Hilfe in der äußersten Bedrängniß blieb nicht aus. Von den Inseln im großen Salzsee kamen plötzlich weiße Möven mit rothen Schnäbeln, und vertilgten die Heuschrecken. Darin sahen die Mormonen ein himmlisches Wunder.

Sie haben die Einöde in einen blühenden Garten umgewandelt. Gunnison, der als Ingenieur mit Capitän Stansbury im Auftrage der Vereinigten Staaten Vermessungen am großen Salzsee vornahm, schrieb im Jahr 1851: „Diese Handvoll Menschen hat binnen ein paar Jahren in der That Großartiges geleistet. Die Mormonen erreichten die Blüthe ihres Gemeinwesens durch ihr musterhaftes System, die Arbeitskräfte gemeinschaftlich zur Erreichung eines und desselben Zieles zusammenwirken zu lassen, während doch jeder Einzelne sein besonderes Privateigenthum an liegender und fahrender Habe besitzt. Die Vertheilung von Grund und Boden nahmen sie mit äußerster Umsicht vor, sie gruben Kanäle, um das Land bewässern zu können, weil vom April bis October nur selten Regen fällt. Jeder Einzelne arbeitet mit großer Emsigkeit; überall herrscht gute Nachbarschaft und Ruhe, Friede und Einvernehmen auf

dem Felde und im Hause. Der Fremde, welcher aus den Gebirgsschluchten oder aus wüsten Einöden in das blühende Thal kommt, kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn er sieht, welche Ergebnisse durch eine winzige Anzahl Menschen in so kurzer Zeit erreicht worden sind. Das war aber nur möglich, weil alle diese Arbeitskräfte von einem leitenden Geiste beseelt werden. Da, wo nun ein Volk in Fülle und Behaglichkeit wohnt, hätte man in der gewöhnlichen Art und Weise, in welcher sonst die Amerikaner Wälder und Steppen in Wohnplätze und Aecker umwandeln, gar nichts ausrichten können. Bei den Mormonen wurde die Gemeinschaftlichkeit der Arbeit von religiöser Innigkeit getragen, und der Enthusiasmus hielt die Gemeinsamkeit rege, nachdem sie schon unter mannigfachen Verfolgungen erstarkt war. Die Heiligen hoffen auf eine herrliche Belohnung in der Zukunft; sie meinen, es werde die Zeit kommen, da sie ihre verwüsteten Stätten in Missouri glücklich und in hohen Freuden wieder einnehmen. Unter einem andern Moses werde es ihnen ergehen wie weiland den Israeliten, Aegypten liege schon hinter ihnen. Sie würden ihr Jerusalem erreichen, das himmlischer in seinem Ursprunge, glänzender und schöner sei, als das alte in Palästina."

Die Mormonen konnten sich ungestört im fernen und damals noch abgelegenen Utahgebiete ansiedeln und nach ihrem Belieben einrichten. Sie selber nennen ihr Land Des-er-et; das mystische Wort ist ihrem Buche Mormon entlehnt und soll „Land der Honigbiene" bedeuten. In ihren staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche ein eng zusammenhängendes Ganze bilden, tritt das theokratische Element entschieden hervor und überwiegt alles Andere. Einer ihrer Aeltesten schreibt, daß der Staat der Heiligen eine Theo-Demokratie sei; vorerst könne man freilich nebenher die Gerichtshöfe und gesetzgebenden Versammlungen noch nicht entbehren, weil man doch immer noch mit allerlei weltlichen Menschen

und Dingen zu schaffen habe, aber die vom himmlischen Throne herab offenbarten Gesetze und Weisungen seien ein= für alle=mal festgestellt und unwandelbar; sie müssen jedem Andern vorgehen und die Richtschnur abgeben, nach welcher auch irdische Angelegenheiten geordnet und ausgeführt werden sollen. Nur jene Männer, welchen der göttliche Wille seine Offenbarungen mittheile, können Gesetze geben, die der Wahrheit entsprechen; sie müssen Regierer und Vollstrecker sein, „gekleidet in Recht=fertigkeit, und der Zweck ist Friede." Deshalb ist der Präsi=dent der Kirche auch staatlicher Gouverneur, denn „er ist der Seher des Herrn und regiert kraft des prophetischen Rech=tes über die Heiligen auf Erden." Daraus leiten die Mor=monen die Folgerung ab, daß Niemand anders als ein mit Offenbarungen vom Himmel Begnadeter bei ihnen ein Amt bekleiden könne, denn nur ein solcher ist Inhaber der Wahrheit, die eine Heide überhaupt nicht hat.

Von Anfang an war es ein Grundsatz der Mormonen, welchem sie unwandelbar treu geblieben sind, daß Niemand sich in ihre Angelegenheiten mischen solle. So lange ihr oberster Kirchenvorsteher, Prophet und Seher Brigham Young, auch der vom Bundespräsidenten bestallte Gouverneur des Gebietes Utah war, ließen sie es sich gefallen, daß im Namen der Union ver=waltet wurde, denn Conflicte konnten nicht leicht eintreten. Beamte, die keine Heilige waren, duldete man Anfangs; die in Utah etwa anwesenden oder durchreisenden Nichtmormonen mochten bei ihnen sich Rechts und Raths erholen, so viel sie wollten, aber für die Heiligen waren dergleichen Beamten so gut wie gar nicht da, weil diese alle ihre Angelegenheiten und etwaige Irrungen innerhalb der Kirchengemeinschaft ordnen; die Kirche gilt ihnen als Gerichtshof für alles Dogmatische, und für alles Andere haben sie ein eigenes Gesetzbuch entworfen, das vom Landrecht der Vereinigten Staaten abweicht; ihr „Ge=birgsrecht von Deseret" wurde dem mosaischen nachgebildet, und

ist ungemein hart und streng; Auge um Auge, Zahn um Zahn! — Ihre bürgerliche Gerichtsbarkeit bleibt danach mit der Kirchenorganisation verbunden, und die Beamten sind zugleich weltliche und kirchlich fungirende Männer. Ein Friedensrichter ist zum Beispiel auch Bischof, die Richter am Obergericht sind auch hohe Priester oder Apostel. Der höchste Ordner und Lenker, Brigham Young, der Seher, war bis vor Kurzem auch Gouverneur des Gebietes. Wie theokratisch der ganze Zuschnitt erscheint, ergiebt sich schon allein daraus, daß die Legislatur gar kein Gesetz oder eine Verordnung über Etwas geben kann, das dem Propheten nicht in den „Offenbarungen" mitgetheilt worden ist, welche er angeblich erhält; sie kann nur so weit darüber verfügen, als es sich darum handelt, diesen Offenbarungen eine praktische Wirksamkeit und Anwendung zu geben.

Man sieht, wie viel Anlaß zum Zusammenstoß mit dem öffentlichen Rechte der Vereinigten Staaten durch das Alles gegeben ist. Wir wollen nur einen Punkt hervorheben. Utah ist ein Gebiet der Union; keinem Menschen, gleichviel welcher Kirche er angehöre, kann die Niederlassung in demselben verweigert werden. Jeder Bürger hat ein Recht zur Legislatur zu wählen; wenn nun aber diese nur Befugnisse haben soll, so weit die „Offenbarungen" es gestatten, so ist jeder Nichtmormone gleichsam neben den Staat hinausgesetzt und die Gesetze der Vereinigten Staaten sind bei Seite geschoben. Hier liegt Zwiespalt und Dualismus vor. Sowohl in den Grundsätzen wie in dem ganzen Wesen und Sein der Mormonen liegen Elemente, welche ihr Zusammenleben mit den „Heiden" platterdings unmöglich machen. Sie bilden einen wunderlichen Staat im Staate und erscheinen in hohem Grad ausschließlich. Auf einer Insel in der Südsee möchten sie vielleicht unangefochten nach ihrer Weise leben können, vielleicht auch in Oasen der afrikanischen Wüste; mitten auf einem großen Festlande, in

einer Gegend, durch welche eine belebte Auswandererstraße zieht und als Glied eines großen Staatenbundes erscheinen sie anstößig, und es konnte nicht fehlen, daß sie mit der Außenwelt in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche am Ende verhängnißvoll für sie werden müssen.

Ein Ueberblick der öffentlichen Einrichtungen, des Kirchenregiments, der Lehrsätze und des gesellschaftlichen Verhaltens der Mormonen zeigt sogleich, wie unverträglich ein Zusammenleben Andersgläubiger mit diesen Heiligen ist. Ihre Präsidentschaft besteht aus dem Seher und zwei Räthen, und diese Behörde regiert die „Allgemeine Kirche", das heißt alle Heiligen der letzten Tage auf der ganzen Erde müssen ihr in allen geistlichen Dingen unbedingt Folge leisten. Auf den Glauben kommt Alles an, und die Mormonen, so sagen sie, würden dann, wenn der rechte Tag gekommen sei, alle Secten der Christenheit in sich aufnehmen, denn der König der Könige werde diese erleuchten und für die Heiligen hervortreten. Sie wissen auch ganz genau, wie diese allgemeine Bekehrung vor sich gehen wird. Ein großes Heer rückt heran unter dem Banner des römischen Papstes, aber diesem stellt sich das Banner aller Nationen gegenüber; es sind die Heiligen, welchen ihr Seher voranzieht; er hat das goldene glänzende Schwert Labans in seiner Rechten. Der gewaltige Kampf zwischen Gog und Magog wird ausgefochten, der Herr streitet für sein Volk (die Mormonen) auch mit Pestilenz, Feuer und Hungersnoth, und die Erde fällt den Heiligen als Eigenthum zu. Dann steigt Er herab vom himmlischen Throne und herrscht ein glückliches Jahrtausend lang über sie. Doch bevor diese herrlichen Tage erscheinen, errichten die Juden wieder einen Tempel in Palästina, auf welchem ihr Messias dann im Strahlenglanze steht. Sie werden ihre Vergangenheit bereuen und in unermeßlichem Jubel der Zukunft entgegen jauchzen. Aber die Neu-Israeliten Amerika's (die Mormonen) haben dann ihr Jeru-

salem in Jackson County, im Staate Missouri, und dasselbe wird sein eine Freude und ein Ergötzen für alle Welt. Und dann erscheint der Herr der Majestät, um die in Festländer und Inseln getheilte Erde wieder zusammen zu fügen, wie zu Anbeginn der Schöpfung. Von dem Jerusalem in Palästina bis zu jenem in Amerika sollen Wohngebäude ausgehen und sich über die ganze Erde erstrecken, die Menschen aber werden in Eintracht und Frieden leben. „Und zwischen beiden Jerusalem soll aufgeworfen werden der hohe Pfad, welchen der Fuß des Löwen nicht betrat und des Adlers Auge nimmer sah. Und es wird der Tempel gebaut werden, welchen der Prophet Ezechiel beschrieben, für die zwei Priesterschaften, nehmlich die Aaroniten und den Stamm Levi, die zu ihren Pflichten zurückkehren und die Thieropfer wieder einführen, und für die Melchisedek, die höhere Priesterschaft und diese ist bei denen, welche der Seher Joseph dazu bevollmächtigt. Aber am Ende des tausendjährigen Reiches wird denen, welche nicht aufrichtig waren im Gehorsam gegen den Willen des Herrn, gestattet sein, ihren aufrührerischen Geist unter der Anführung ihres Heerführers Satan eine kurze Zeit zu bethätigen. Aber am Ende werden sie ausgerottet durch die Guten. Die Erde, welche ein lebendiges Wesen ist, wird zum Himmel und glorreich verschönert, zur Freude Aller, die sanftmüthigen Herzens sind."

An solchen chiliastischen Träumereien hängen die Heiligen der letzten Tage mit großer Inbrunst. Sie nehmen die Bibel als Gottes Wort und glauben an die Einrichtungen, welche im Urchristenthum bestanden; aber das letztere legen sie sich in ihrer Weise zurecht. So lautet eine Stelle in ihrem Bekenntnisse: „Wir glauben an die Macht und Gaben des ewigen Evangeliums, nehmlich an die Gabe des Glaubens, das Erkennen der Geister, Prophezeihung, Offenbarung, Gesichte, Heilen, Zungen und das Verdolmetschen der Zungen, an Weisheit, Mildthätigkeit und Nächstenliebe. Wir glauben an Gottes

Wort, wie dasselbe in der Bibel verzeichnet steht; wir glauben aber auch an Gottes Wort, wie es verzeichnet steht im Buche Mormon (der sogenannten Mormonenbibel) und in allen anderen guten Büchern. Wir glauben an Alles, was Gott offenbart hat und was er jetzt offenbart, und glauben, daß er noch viele Dinge offenbaren wird, die sich auf das Reich Gottes und das Wiedererscheinen des Messias beziehen." In einer andern Stelle des Bekenntnisses heißt es: „Wir glauben, daß man sein müsse rechtschaffen, wahrhaftig, keusch, enthaltsam, wohlthätig, tugendhaft, aufrichtig, und daß man allen Menschen Gutes thun solle. Wir folgen Pauli Vorschrift: wir glauben alle Dinge, hoffen alle Dinge, wir haben viele Dinge ertragen, und hoffen im Stande zu sein, alle Dinge zu ertragen. Wir trachten Allem nach was bescheiden, tugendhaft, preiswürdig ist und guten Namen bringt, und blicken auf den Empfang des Lohnes. Aber ein fauler und verdrossener Mensch kann kein Christ sein und nicht selig werden."

Alles, was in der Bibel steht, muß, den Mormonen zufolge, platterdings ganz buchstäblich genommen werden, weil Gott die Menschen nicht durch Doppelsinnigkeit habe täuschen wollen. Aber das Mormonenbuch und einige von ihren Sehern und Oberheiligen verfaßte Bücher haben ganz dieselbe Geltung und eben so großes Ansehen. Dazu kommen dann die fortlaufenden Offenbarungen. Sie spotten der „Heiden," welche annähmen, daß vor achtzehnhundert Jahren die alte Offenbarung ihren Abschluß gefunden habe; die „Heiligen" dagegen empfangen dergleichen in ununterbrochenem Flusse, denn „ein Lichtstrom hat sich in ihre Seelen ergossen und sie emporgehoben, auf daß sie einen Blick haben für die herrlichen Dinge in der Höhe." Sie rühmen sich mit einer „Weiterentwickelung der Offenbarung" begnadet zu sein.

Man sieht, sie haben Methode in ihren Galimathias gebracht. Sie thun sich auf ihre Originalität, die wir ihnen in manchen Dingen nicht abstreiten wollen, viel zu Gute; in anderen haben sie dagegen einen mislungenen Abdruck vom altjüdischen Wesen genommen. Wie sie es vor der Logik verantworten wollen, daß sie „die einzig wahren Christen" seien, wissen wir nicht. „Gott der Vater" ist ihnen ein vervollkommneter Mensch, der im Vergleich zu uns irdischen der Unendliche genannt werden kann; der Sohn hat ein Tabernakel angenommen, der heilige Geist aber, der begleitende und verbundene Wille Beider, hat keinen irdischen Leib angelegt; deshalb ist er auch nicht gestorben. Gott, sagen sie, habe Augen, Mund und Ohren, und zugleich einen Vater, wie in der Apocalypse stehe. Jeder Mensch kann die Fähigkeit erwerben, ein Planet zu werden, wenn er sich durch Gehorsam und Glauben vervollkommnet; thut er das nicht, so ist er im Himmelreiche nur zu einer untergeordneten Glorie geeignet, etwa „zu einer Spülmagd oder zu einem Stiefelputzer." — „Wenn ihr (Heiden) euch," so sagte und schrieb ein Mormonenprediger, „erträglich aufführt und den Heiligen keine Beschwerde verursacht, so könnt ihr vielleicht zu Küfern oder Bäckern aufrücken und bei Staatsangelegenheiten am Wagen unserer Könige im Paradiese ziehen helfen. Denn die Dinge, die Bräuche und Feierlichkeiten sind dort nach dem Muster der irdischen Dinge gestaltet und werden im künftigen Aufenthalte der Götter und in der Geisterwelt fortgeführt."

Wir können uns hier nicht weiter in das wüste Labyrinth der mormonischen Glaubenssätze vertiefen, zu denen ohnehin fortwährend neue kommen, je nach Maßgabe der „Offenbarungen", welche der Seher empfängt. Kindertaufe der Neugebornen gilt für eine zu verabscheuende Sünde; beim Abendmahl darf man sich keines von Heiden gebaueten Weines bedienen. Bevor die Mormonen selber Reben gezogen hatten und bis

vor ein paar Jahren, wurde an jedem Sonntage, wenn das Abendmahl genommen wurde, ein Brot und ein Eimer Wasser herumgereicht; die Bischöfe schöpften aus dem letztern mit einem Zinnbecher oder Glase und reichten „das Blut" umher. Wer die Tempelgebote übertritt und nicht alle Zehnten pünktlich entrichtet, gilt für einen Räuber oder Dieb. Es giebt Urgötter, durch welche Gott Vater geschaffen wurde; Gott hatte keine Macht, den Geist der Menschen zu schaffen, „denn," sagte der Prophet Smith, „die bloße Idee davon erniedrigt den Menschen in meiner Achtung, und ich weiß es besser." Sobald der Mensch im Embryo von seinem Tabernakel Besitz nimmt, dann ist er der Mensch, eine lebendige Seele. Man hat Unrecht, alle Versuchungen dem Oberteufel Satan zur Last zu legen; die Mormonen wissen, daß die meiste Schuld auf böse Geister niedern Ranges komme. Die Auferstehung der Leiber findet statt, aber ohne Blut, das völlig fortbleibt. Bei der Taufe kann der Gläubige sich einen besondern Geist ausbitten, der ihm als Engel dient.

An der Spitze der Mormonenhierarchie stehen, wie schon bemerkt, die drei Personen der Präsidentschaft, welche „den drei ersten Präsidenten der apostolischen Kirche", Petrus, Jacobus und Johannes nachgebildet worden sind. Die zweite Stufe besteht aus den zwölf Aposteln des apostolischen Collegiums; dann folgen die Hohenpriester, Aeltesten, Bischöfe, Lehrer und Diaconen, die Evangelisten und Missionäre.

Unter den gesellschaftlichen Einrichtungen der Mormonen hat namentlich auch die Vielweiberei allgemeinen Anstoß bei den „Heiden" gegeben. Bis vor etwa sieben Jahren lag den Heiligen daran, daß über ihre Polygamie nach Außen hin nichts verlaute, und sie ist deshalb auch längere Zeit von ihnen durchaus in Abrede gestellt worden. Seit 1851 jedoch haben sie ein anderes System befolgt und rühmen sich laut dieser Satzung, nachdem sie in einer besondern Schrift den Beweis

aus der Bibel geführt zu haben glauben, daß jeder Christ ein gutes Recht darauf habe, mehr als eine Frau zu nehmen. Schon Joseph der Seher hatte über diesen Gegenstand Offenbarungen erhalten und sie denen seiner Freunde mitgetheilt, welche er für am stärksten im Glauben hielt. Die Mormonen berufen sich auf das Beispiel Gott wohlgefälliger Könige und Patriarchen, wie Jakob, David, Salomo ꝛc., und sagen, man müsse so viele Frauen nehmen, als man unterhalten könne, „um ein heiliges Hauswesen zu haben für den Dienst des Herrn.“ Aus solchen Ehen, sagen sie, wird ein besonders heiliges Volk für das Reich Gottes hervorgehen, um mit Gott dem Sohne in dem Jahrtausend zu herrschen, und der Ruhm des Mannes wird im Verhältniß stehen zu der Anzahl seiner Frauen, Kinder und Dienstleute. Einer ihrer Aeltesten und Apostel, der in großem Ansehen steht, Orson Hyde, hielt am 24. Juli 1851 eine Festpredigt, in welcher er den Satz einschärfte, daß überhaupt nur der ein Recht zum Heirathen habe, welcher zur Priesterschaft wählbar sei (dieses Recht hängt bei den Mormonen vom Glauben ab). Er sagte: „Die Kinder Abraham's sollten so zahlreich werden wie die Sterne am Himmel oder der Sand auf der Erde; auf daß vor der Auferstehung die vereinigten Erben Jesu Christi das Werk vollbringen, welches ihr Vater that, bis jeder im Mittelpunkte seines eigenen Ruhmes herrschen mag als ein Gott in seiner eigenen Ewigkeit. Laßt es einen geheiligten Wahlspruch sein: die Frau, welche außerhalb der Priesterschaft heirathet, heirathet für die Hölle.“ In dergleichen sinnlosen Redensarten sind die Mormonenprediger überhaupt stark, und die gläubige Menge legt denselben einen tiefen Sinn unter.

Uebrigens, behaupten sie, daß sie die Polygamie nicht aus Unzüchtigkeit eingeführt haben, und nicht etwa ein orientalisches Haremwesen befürworten. Sie sei ihnen eine nothwendige religiöse Einrichtung, vermittelst welcher sie ihr Reich Gottes zu

mehren hoffen. Die Ehe erklären sie für ein reines und heiliges Verhältniß, in welchem lediglich religiöse Beweggründe und Pflichtgefühle zum Leitstern dienen sollen; „wer die Ehe in Absicht auf Befriedigung sinnlicher Lust eingeht, ist vor dem Herrn ein Scheusal.“ Jeder Mann muß wenigstens einmal heirathen. Eine Frau, welche sich einem schon verheiratheten Manne vermählt, wird demselben „angesiegelt“. Der Begriff von der Liebe zu nur einem weiblichen Wesen, gilt den Mormonen für unsinnig; müsse doch auch ein Vater seine Liebe auf mehrere Kinder vertheilen. „Es ist hochherzig, großmüthig und verständig, mehr als Ein Weib zu lieben, und es erscheint als Bigoterie, seine Seelenneigung nur Einem Wesen zuzuwenden.“ Nur der „Seher“ hat das Recht, einem Manne zu gestatten, daß er zu seinem ersten oder dritten oder achten &c. Weibe noch ein weiteres sich ansiegeln lasse. Jede unverheirathete Person hat das Recht, einen Mann zu verlangen, „der Seligkeit wegen,“ und der Präsident ist verpflichtet, für die Ledige zu sorgen. In der Hand des Sehers liegt somit eine große hierarchische Gewalt. Die Mormonen berufen sich auf eine Stelle im Propheten Jesaias und halten die von ihm verkündete Zeit für nahe: „da sieben Weiber sich am Kleidersaume eines Mannes halten und sagen: wir wollen unser eigen Brot essen, aber du, laß uns nach deinem Namen genannt sein.“ Daraus folgern sie, daß die Vielweiberei vorher verkündigt worden, und daß sie eine biblisch gebotene Einrichtung sei.

Eben deshalb wird man sie auch von diesem Glauben nicht abbringen, an dem sie mit äußerster Zähigkeit hängen, weil die Vielweiberei ohnehin für das wirksamste Mittel gegen Ausschweifungen und gegen Verschlechterung der Welt gilt. Dem „Gebirgsrechte“ gemäß, ist es Pflicht für einen Mann, dessen Frau, Schwester oder Tochter verführt worden ist, den Schuldigen zu tödten. In einem solchen Fall erklärte einst das Gericht: „Es giebt Zeugniß von der moralischen Verkom-

menheit anderer Gemeinwesen, daß sie unter derartigen Umständen Schadenersatz an Geld verlangen. Der Grundsatz dagegen, von dessen Richtigkeit und Nothwendigkeit die Bewohner dieses Gebietes durchdrungen sind, lautet einfach so: der Mann, welcher seines Nächsten Frau verführt, muß sterben, und ihr nächster Verwandter muß denselben tödten." Die Mormonen triumphiren darüber, daß bei ihnen keine Häuser der Prostitution seien, wie bei den übermüthigen Heiden; wenn aber allein ihr Seher und Oberheiliger Brigham Young mehr als vierzig Frauen hat, und also keinen türkischen Pascha zu beneiden braucht, was ist das anders als Prostitution in kolossalem Maßstabe?

Capitän Gunnison hat ganz Recht, wenn er in dieser mit aller abendländischen Anschauung und Gesittung unverträglichen Einrichtung ein Hauptelement der Zwietracht und künftigen Auflösung erblickt. Vernunftgründe richten niemals etwas gegen den Fanatismus aus, aber die Weiber werden dem Mormonismus das Rückgrat abbrechen. Manche sind jetzt noch so sehr in den Banden der Schwärmerei befangen, daß sie die Polygamie preisen, aber die Mehrzahl duldet sie nur, vorläufig noch still und gehorsam, weil man ihnen sagt, daß sie auf göttlichem Gebote ruhe, aber es ist doch ein bedeutsames Zeichen, daß Seher Brigham Young schon im Jahre 1857 so oft Predigten gegen die „plärrenden, übellaunigen, im Stillen mißvergnügten Weiber" zu halten sich veranlaßt sah. Die Stellung der Frauen bei den Mormonen ist eine geradezu unwürdige. Beim Eintreten in ein Haus oder in ein Zimmer geht allemal der Mann vorauf. Täglich wird der Frau eingeschärft, ihr Ruhm bestehe lediglich darin, eine Mutter in Israel, zu deutsch, eine Kinderwärterin zu sein, Heilige zu gebären und aufzuziehen.

Der obengenannte amerikanische Ingenieur Gunnison, welchen sein Beruf ein Jahr lang unter den Leuten am großen

Salzsee festhielt, ermittelte, daß die älteren Frauen mit der Polygamie einverstanden seien, die jüngeren aber nicht. Man fragte, so erzählt er, einst eine Jungfrau, ob sie Lust habe, Frau X. Nr. 21 zu werden, oder ob sie es vorziehe, mit einem Manne ihrer Wahl zu leben? Sie entgegnete, „Wenn ich nun auch unter den 21 des Herrn X. Nr. 1 werde, so wird doch mein Mann sicherlich wochenlang sich nicht bei mir sehen lassen, dann vielleicht einmal eine Stunde bei mir vorsprechen und sagen: Ich freue mich sehr, mein Schatz, dich einmal zu sehen, und bliebe gern ein wenig bei dir. Aber hast du schon meine neue Braut gesehen? Sie ist ein allerliebstes Mädchen, und ich habe versprochen, zu ihr zu kommen. Es thut mir leid, daß ich nicht länger bei dir verweilen kann, aber ich wollte dir doch einmal guten Tag sagen und sehen, wie du dich befindest." — Die junge Mormonin fügte hinzu: „das ertrüge ich nicht, lieber wollte ich sterben." Auch haben nicht alle Heiligen mehrere Frauen, viele mögen nicht mehr als eine einzige, gelten dann aber für lau in religiöser Hinsicht. Man will wissen, daß etwas mehr als zweitausend Familienväter mehr als eine Frau sich angesiegelt haben.

Ein System, in welchem die wirren, tollen und wunderlichen Glaubenslehren der Mormonen übersichtlich und im Zusammenhange dargestellt wären, fehlt, so viel wir wissen, noch immer. Solch eine Dogmatik würde ein interessantes Buch sein. Denn der seltsame Eclecticismus dieser Heiligen ist zusammengewürfelt aus brahminischer Mystik, neuplatonischen und gnostischen Ansichten von Aeonen und beweglichen Principien im Elemente, mohammedanischem Sensualismus und christlichen Lehrsätzen. Auch die Lehre Zoroaster's findet Analogien, denn die Mormonen haben Wesen, welche an Ormuzd und Ahriman erinnern; nicht minder glauben sie an eine Seelenwanderung. Dazu kommen noch manche Sätze aus der sogenannten spirituellen Philosophie der Nordamerikaner über Verwandtschaft der

Geister und Sympathie der Seelen. Die Geister der Abgeschiedenen sind Engel, welche auf die Erde zurückkommen und mit ihren Lieben verkehren; sie erhalten Mittheilungen aus dem Geisterreiche, und Gott ist ein vervollkommneter Mensch. Der Stifter Joseph Smith hat auch den Text der Bibel bearbeitet; mit der Veröffentlichung dieser Arbeit halten aber die Mormonen noch zurück, während sie aus dem Commentar, den gleichfalls Joseph geschrieben, hin und wieder Einzelnes veröffentlicht haben. Dieser „Seher", welchem eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Thorheiten des Menschengeschlechts für alle Zeiten gesichert bleibt, war ein wenig gebildeter Mann, aber mit viel intuitivem Transcendentalismus begabt. Glaubenslehren und Formeln, welche er vorfand, kümmerten ihn wenig; sein Wunsch und Wille oder ein beliebiger phantastischer Einfall war ihm Glaube, durch welchen, ihm zufolge, das Reich der Wahrheit, Schönheit und Seligkeit erworben wird, wohlverstanden, so wie er sich dasselbe vorstellte. Er war ein Mann von starken Leidenschaften und wandte sich an die Schwachen, welche er mit dem Wasser seines rohen Materialismus taufte.

Zu diesen religiösen Phantastereien bildet die klare Prosa des gesunden Menschenverstandes, welche die Mormonen in allen übrigen Lebensverhältnissen bethätigen, einen wunderbaren, im höchsten Grade schroffen Gegensatz. Niemals hat ein Volk oder eine Secte sich eines solchen ökonomischen Gedeihens zu erfreuen gehabt, nie sind Andere so rasch zu gediegenem Wohlstande gelangt. Die Heiligen schaffen aus der Wüstenei einen Garten; vier oder sechs mal sind sie unter Blut und Streit von Haus und Hof getrieben worden und mußten ihre Habe zurücklassen, aber allemal haben sie, und stets mit wachsendem Erfolge, mit frischem Muthe von vorne angefangen. Durch diese aus aller Welt Enden zusammengewehete Masse geht ein und derselbe Geist; für das bürgerliche Leben halten sie den

Grundsatz fest, daß die höchste Pflicht und das höchste Vergnügen in Verrichtung nützlicher Arbeit bestehe. Alle Reisenden, welche jemals das große Binnenbecken besucht haben, konnten sich der Bewunderung nicht erwehren, als sie das blühende Gemeinwesen der Mormonen sahen.

Im Frühjahr 1847 zogen, wie wir schon sagten, die ersten Heiligen von der Grenze des Staates Missouri aus, um einen ruhigen Fleck Erde aufzusuchen. Vierhundert Stunden weit pilgerten sie durch die Wiesensteppen am Nordarme des Platteflusses hin, welchen die Sioux-Indianer den Nebraska nennen. Dann stieg das Land an; die Heiligen hatten die schwarzen Hügel und den Ostabfall der Felsengebirge erreicht, aus welchen der Nebraska hervorbricht. Sie folgten dem Laufe des Sweetwater, der sie zu dem berühmten Südpasse führte, schritten nach Westen hinab über den grünen Fluß, einen der beiden Hauptstromarme des Colorado. Aber noch war ihres Bleibens nicht, die rechte Stätte hatten sie noch nicht gefunden; sie mußten weiter wandern und die Wahsatschkette übersteigen. Dann aber hatten sie einen entzückenden Anblick, der sie gewaltig ergriff; alle sanken auf die Kniee. Vor ihnen tief unten lag der große Salzsee und erglänzte im Sonnenstrahle, das gelobte Land, in welchem sie Hütten bauen wollten, war endlich gefunden. Ihre Freude steigerte sich, als in der Gestaltung der Gegend manche Aehnlichkeit mit Palästina unverkennbar war. Auch die Juden waren verfolgt worden und hatten durch die Wüste ziehen müssen gleich ihnen; Moses hatte Kanaan nicht mehr gesehen, auch Joseph Smith kam nicht an den Salzsee. Dieser hat keinen Abfluß zum Ocean und gleicht dem Todten Meer; in ihn fließt ein klares Wasser, der Jordan, welcher aus dem Utahsee kommt, diesem „westlichen See von Tiberias“. In alle dem sahen die Mormonen einen Fingerzeig vom Himmel, der ihnen das von Weißen noch unbewohnte Thalbecken vorbehalten hatte.

Dieses große obercalifornische Binnenbecken, etwa auf halbem Wege zwischen der Grenze der westlichen Staaten am rechten Ufer des Mississippi und den Gestaden des großen Weltmeeres, ist von der übrigen Welt völlig abgeschlossen. Im Norden wie im Süden wird es durch weite Wüsteneien von den Wohnsitzen anderer Menschen getrennt; im Nordosten erheben sich die Felsengebirge, welche man beim Südpasse übersteigen muß, der sich fast 7500 Fuß über das Meer erhebt; im Osten bilden das Wahsatsch- und das Timpanogosgebirge eine Scheidewand zwischen diesem „Great Basin" und dem Stromgebiete des Colorado; im Süden ist Wüste, im Westen starren die californischen Seealpen empor. Fremont, welchem wir über diese eigenthümliche, vor zwölf Jahren nur sehr mangelhaft bekannte Region die ersten ausführlichen und zuverlässigen Nachrichten verdanken, hebt hervor, daß dieses große Becken weit mehr einen asiatischen als amerikanischen Charakter habe und in mancher Beziehung dem Lande zwischen dem kaspischen See und dem nördlichen Persien gleiche. Es bildet nun das Gebiet Utah, oder, wie die Mormonen lieber sagen, Deseret, den Staat der Honigbiene.

Durchschnittlich hat dieses Becken, dessen Gewässer nirgends einen Abfluß zum Meere finden, eine Länge und Breite von etwa einhundert deutschen Meilen, und eine Bodenerhebung zwischen vier- und fünftausend Fuß. Im Allgemeinen trägt es den Charakter einer dürren Wüste, die einen Flächenraum von mehr als sechstausend geographischen Geviertmeilen einnimmt. Allein manche Strecken können als fruchtbare Oasen betrachtet werden und in vielen Gegenden, wo Bewässerung möglich ist, wird der Anbau des Bodens reichlich gelohnt. Manche Berge behalten neun Monate im Jahre Schnee und speisen die von ihnen herabrinnenden Gefließe fortwährend mit Wasser. Charakteristisch für das Becken sind der große Salzsee, der Jordan und der süße Utahsee, welche mit einander in Verbindung stehen,

und der Humboldtfluß mit dem Humboldtsee. Westlich vom Salzsee zieht, gegen Abend von der Kette, deren höchsten Gipfel der Pilot Pick bildet, eine andere Kette von Norden nach Süden, welche Fremont als Humboldt=Rivergebirge bezeichnet. In diesem hat jener Humboldtfluß seine Quelle; nach einem dreihundert englische Meilen langen Laufe durch die Einöden, in welchen nur seine Uferränder Grün darbieten, verliert er sich in dem sumpfigen Humboldtsee, welchen er allein bildet und der nur etwa 25 Wegstunden von der Sohle der californischen Seealpen liegt. Diese Humboldtregion ist seit zehn Jahren eine wichtige Passagegegend geworden. Der Wanderer, welcher zu Lande nach Californien geht, nimmt den schon weiter oben erwähnten Weg am Nebraska hin durch das weite Prairieland, übersteigt die Felsengebirge im Südpasse und das Wahsatschgebirge, und geht hinab an den großen Salzsee, wo er bei den Mormonen Rast hält. Von dort zieht er weiter nach Westen unter dem Pilot Pick hinweg, durch die Humboldtgebirge und an dem Wüstenfluß entlang, wo er süßes Wasser, Gras und Holz trifft; dort hat er keine Gefahren mehr zu bestehen; denn den Salmon=Trout=Riverpaß, welcher nur 7200 Fuß über das Meer sich erhebt, erklimmt er ohne Schwierigkeit; Californien liegt dann zu seinen Füßen und im Thale des San Sacramento gelangt er in's Tiefland bis nach San Francisco.

Wir wollen die anderen Flüsse und Seen nicht im Einzelnen aufführen, weil sie auf jeder guten Karte verzeichnet sind, und nur auf einige Charakterzüge der Bodengestaltung hinweisen. Das Innere des Binnenbeckens besteht abwechselnd aus großen Gebirgsketten, meist mit Spitzbergen, die sich bis zu einer Höhe von zehn= bis elftausend Fuß aufgipfeln, oder aus nackten Ebenen. Manche Berge sind kahl, andere dagegen mit Fichten, Cedern und Espen, gewöhnlich aber nur dünn bestanden. An vielen Abhängen geben grasreiche Plätze dem Wilde, namentlich dem Gebirgsschafe und dem Hirsche, gute Weide, aber die Thäler

zwischen den verschiedenen Gebirgsketten sind zumeist absolut unfruchtbar; dort gedeiht blos der wilde Salbei. Nur am Fuße einiger auf der Ebene sich erhebenden Gebirgszüge liegen schmale Streifen fruchtbaren Bodens. Sonst ist der Boden, der ohnehin während der sechs Sommermonate kaum jemals vom Regen getränkt wird, dürr, kahl und häufig mit Salzausschlägen belegt; aber am westlichen Fuße der Wahsatschkette liegt auf einer Strecke von etwa siebenzig deutschen Meilen ein Streifen angeschwemmten Erdreichs von durchschnittlich sechstausend Schritt Breite, und im Jordanthale ist der Boden überall ergiebig, so weit die künstliche Bewässerung reicht. Nur diese Streifen und was in anderen Thälern eine ähnliche Lage hat und unter Bewässerung zu bringen ist, kann als anbaufähig betrachtet werden; alles andere ist Wüste. Viele Gießbäche, welche dem Schnee ihr Entstehen verdanken, werden schon nach kurzem Laufe und bevor sie noch Thal oder Ebene erreichen, aufgesaugt und verschwinden in dem porösen Gestein. Wo aber der Boden bewässerungsfähig ist, trägt er reichlich, namentlich Weizen, Kartoffeln und Zuckerrüben. Utah kann, bei solcher Beschaffenheit, niemals eine dicht zusammengedrängte Bevölkerung haben; diese wird stets die Oasen aufsuchen müssen, welche aber bei sorgfältigem Anbau künftig einmal einer Million Menschen Nahrungsmittel werden liefern können. Gegenwärtig beträgt die Seelenzahl höchstens sechszig- bis siebenzigtausend.

In dieser Wüste also glaubten die vielverfolgten Mormonen eine Ruhestätte gefunden zu haben und von der Außenwelt abgeschieden zu sein. Der Gang der Ereignisse hat es jedoch so gefügt, daß Californien in die Gewalt der Amerikaner fiel und die Goldgruben alljährlich Tausende von Auswanderern über die Prairien und die Felsengebirge lockten. Seitdem war kein Abschließen mehr möglich, denn das Land der Honigbiene lag auf der großen Wanderstraße, und die Stadt am Salzsee,

das neue Zion der Heiligen, wurde zu einem viel besuchten Rast= und Haltepunkte.

Noch an demselben 21. Juli 1847, als die 143 Pioniere angelangt waren, begannen sie das Land umzupflügen; mit bewundernswürdigem Scharfsinn hatten sie die beste Lage im ganzen Binnenbecken herausgefunden. Fünf Tage später, nach Ankunft der Präsidentschaft, vermaßen sie eine Strecke, auf welcher Neu=Jerusalem aufgeführt werden sollte; nach Verlauf eines Monats hatten sie Hunderttausende von Ziegelsteinen verfertigt, Holz im Gebirge gehauen und herbeigeschafft und eine Burg gebaut, welche Schutz gegen Ueberfälle der Indianer gewähren konnte. Im nächsten Sommer waren schon neuntausend Morgen Land mit Getreide bestellt; die Mormonen hatten eine Mahlmühle und zwei Sägemühlen, und 1850 waren außer der Hauptstadt schon mehr als zwanzig andere Ortschaften gegründet worden. Ueberall, wo die Oertlichkeit günstig war, standen schon damals Meierhöfe; die Ansiedelungen reichten bereits einhundert englische Meilen nach Süden hin. Im „Thale" wohnten mehr als zwanzigtausend Heilige, sie gaben sich eine „Verfassung für den Staat Deseret"; doch war die Zeit zur Bildung eines solchen noch nicht gekommen und sie mußten sich begnügen, 1850 als Territorium der Vereinigten Staaten organisirt zu werden.

Capitain Stansbury, der zwei Jahre nach Ankunft der ersten Mormonen am großen Salzsee eintraf (August 1849), entwirft eine anziehende Schilderung von ihrem Leben und Treiben. Sie hatten den Plan zur Hauptstadt, welche die Heiden Great Salt Lake City nennen (40° 40′ N. Br., 112° W. L.), in großartiger Weise ausgelegt; sie soll zwei Stunden Länge und anderthalb Stunden Breite haben; die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, sind 132 Fuß breit, mit Seitengängen je von zwanzig Fuß. Jedes Haus muß außerdem zwanzig Fuß nach innen von der Straße liegen

und hat einen Garten; jeder Eigenthümer muß Gesträuch und Bäume pflanzen. Die Stadt hat eine herrliche Lage nahe dem Salzsee am westlichen Fuße des Wahsatschgebirges, am Jordan. Durch die Stadt fließt unabläßig im Winter wie im Sommer klares Wasser, das durch sinnreich und zweckmäßig angelegte Gräben durch alle Straßen, und zwar an beiden Seiten hin, geleitet worden ist und allen Gärten und Feldern die erforderliche Feuchtigkeit mittheilt. Im Osten und Norden fällt das Gebirge in Stufen ab und bildet breite Hochterrassen, von welchen man das ganze Jordanthal überblickt. Auch hat man eine warme Quelle in die Stadt geleitet, um die öffentlichen Bäder mit dem wohlthätigen Mineralwasser zu versorgen. Im Westen des Jordan wächst auf den im Uebrigen unfruchtbaren Ebenen ein grobes Gras, das aber den Heerden nahrhaftes Futter giebt; die Niederungen im Norden liefern ein übrigens nicht eben gutes Heu. Durch die Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern in Gärten und Straßen ist Salt Lake City eine wahrhaft liebliche Stadt geworden, deren Anblick um so mehr erfreut und überrascht, weil der Reisende wochenlang durch kahle, sonnenverdorrte Gegenden wandern muß, bevor er das Thal erreicht. Diese Mormonenstadt ist in der That „ein Diamant der Wüste". Schon 1849 hatte sie achttausend Einwohner, gegenwärtig mag die Zahl das Dreifache betragen. Viele Häuser sind aus Lehmsteinen gebaut, welche in dem trockenen Klima ihre Vorzüge haben; sie sind sorgfältig bedacht und werden sauber angestrichen. Mit Holz, an welchem das Thal Mangel hat, muß man äußerst sparsam umgehen.

In Neu-Jerusalem soll sich der Große Tempel erheben, welcher, den Mormonen zufolge, an Großartigkeit und Pracht alle anderen Gebäude der Welt übertreffen wird; und nur erst, wenn das tausendjährige Reich anbricht, soll noch ein Heiligthum erstehen, gegen das selbst er verschwindet; zu demselben ist ein Platz in Jackson County, Staat Missouri, auserkoren

worden, auf derselben Stelle, wo Adam's Paradies war. Aber dieser Tempel wird erst errichtet, „wenn die Zeit sich erfüllt hat"; bis dahin werden Licht, Wahrheit und der rechte Glaube von dem Tempel am Salzsee über die Welt ausstrahlen.

Der „Becken=Staat" ist vermöge seiner eigenthümlichen Lage tief im Binnenlande vorzugsweise auf sich selbst angewiesen, und auch eine künftige Eisenbahn vom Mississippi zum Großen Weltmeere wird ihn unberührt lassen. Ackerbau und Viehzucht müssen stets die Grundlagen seines Gedeihens bleiben. Im mittlern Utah, wo die meisten Ansiedelungen sich befinden, dehnen drei Salzseen sich aus. In dem größten, in dessen Nähe die Hauptstadt sich erhebt, liegen mehrere beträchtliche Inseln, und die Uferlandschaften gewähren einen großartigen Anblick. Das Wasser ist derart mit Salz gesättigt und so dicht, daß die Menschen gleich einem Kork auf demselben schwimmen und mit Leichtigkeit in demselben gehen können. Das hineinströmende süße Wasser des Jordans und der vielen Gebirgsbäche vermindert den Salzgehalt nicht, weil die Verdünstung so stark ist. Dieser Jordan, ein Abfluß des schönen, dreißig Meilen langen und süßen Utahsees, bahnt sich seinen Weg durch eine tiefe Schlucht über manche Stromschnellen. Seine Ufergegenden sind fruchtbar. Unweit vom östlichen Ufer des Sees, am Provo= oder Timpanogosflusse, haben deshalb die Mormonen die Stadt Provo gegründet, und von hier nach Norden hin bis Ogden City folgt eine Farm der andern und überall leben die Menschen im Wohlstand.

Im Süden des Utahsees und gleichfalls an einem Zufluß desselben haben sie die Ortschaft Paysan gebaut; vierzig deutsche Meilen vom See auf der Straße nach Californien im San Petethale steht der Flecken Manti, und sechzig deutsche Meilen südlich von der Hauptstadt Cedar City, in einer an Eisenerzen und Kohlen reichen Gegend. Es ist eine kluge und gewiß richtige Politik der Mormonen, ihre Niederlassungen

und Außenposten immer weiter nach Westen gegen Californien und nach Süden gegen Sonora oder vielmehr das untere Coloradoland vorzuschieben, um eine Kette von Stationen und Verbindungsplätzen herzustellen, welche zugleich Vertheidigungspunkte abgeben können.

Ansiedelungen und Städte gründen sie in eigenthümlicher Weise. Eine Abtheilung erfahrener und abgehärteter Jäger und Bauern, von Handwerkern begleitet, zieht aus, um eine Gegend zu erforschen und einen zur Niederlassung geeigneten Punkt auszuwählen. Nachdem sie Bericht erstattet haben, erscheint ein Kirchenältester, um bei den ersten Arbeiten die Aufsicht zu führen. Andere Ansiedler folgen, theils freiwillige, theils solche, welche die Präsidentschaft auswählt; sie nimmt dabei ganz besonders Rücksicht darauf, daß alle Gewerke möglichst vertreten seien. In dieser Weise wurde die Ansiedelung im San Petethale durch sechszig Familien begonnen, und zwar kurz vor Einbruch des Winters, im October. Ueberall werden sogleich Schulen eröffnet und in der Hauptstadt ist eine Universität gegründet worden.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß bei den Mormonen geistliches und weltliches Regiment zusammenfällt, und daß die Staatsbeamten zugleich die Eigenschaften von Kirchendienern haben. Damit können die Heiligen im großen Thalbecken einverstanden sein; Heiden dagegen, welche doch eben so gut ein Recht haben im Uthahgebiete zu wohnen, sind es keineswegs und finden auch viele andere Einrichtungen anstößig. Jedermann zahlt Abgaben; die Gelder aber werden ohne Unterschied zu weltlichen und kirchlichen Zwecken verausgabt. Die Heiligen erheben Zehnten nach dem Muster der alten Israeliten. Jeder Heilige ist verpflichtet, „in des Herrn Schatz" ein Zehntel von Allem was sein ist zu erlegen; sodann zahlt er noch den Zehnten von dem, um was sein Hab und Gut sich im Laufe des verflossenen Jahres vermehrt hat, und endlich muß er den zehnten Theil seiner Zeit bei Arbeiten zum Zwecke des

allgemeinen Vortheils verwenden, zum Beispiel beim Bau von Straßen und Brücken, beim Anlegen von Bewässerungsgräben und dergleichen mehr. Der Geldertrag fließt in die Koffer der Kirche und wird nur von Mitgliedern derselben erhoben. Das bürgerliche Regiment bestreitet seine Ausgaben von einer Eigenthumssteuer, welche sowohl von Heiligen wie von Heiden erlegt wird. Alle in die Hauptstadt eingehenden Güter tragen eine Abgabe, die von Branntwein, dessen Einfuhr man höchst ungern sieht, die Hälfte des Werthes beträgt.

Diese Zehnten und Auflagen sind sehr beträchtlich; trotzdem leben die Mormonen im Wohlstand. Capitain Stansbury schreibt ähnlich wie Gunnison: „Alles bei ihnen ist im Gedeihen, in friedlicher Eintracht, und durch die ganze Gemeinde geht eine wahrhaft erquickende Zufriedenheit. Mangel ist unbekannt, es fehlt an nichts zum Nothbedarf und zur Anmuth des Lebens. Man dachte einmal daran, für die Zukunft einen Fonds für die Armen zu gründen, nahm aber davon Abstand, als sich ergab, daß in ganz Utah nur zwei der Unterstützung bedürftige Menschen wohnten." Die Mormonen sagen, dieses allgemeine Gedeihen sei auf sie herabgekommen durch die lächelnde Gnade des Himmels und weil sie Auserwählte Gottes seien; sie rührt aber daher, daß eine so große Anzahl kräftiger und in vielen Beziehungen ungemein intelligenter Menschen sich in Zucht, Gehorsam und Leitung äußerst kluger und scharfsichtiger Führer gegeben haben, welche alle verfügbaren Kräfte auf Ein Ziel hinzulenken wissen. Die Mormonen sind über die wirklich staunenswerthen Ergebnisse selbst betroffen. Die Leitung und Controle ihrer gesammten Thätigkeit ist in der That beispiellos. Stansbury, der doch ihren religiösen Anschauungen sehr fern steht, als Beamter der Bundesregierung zu ihnen kam und länger als ein Jahr als aufmerksamer Beobachter in Utah verweilte, erklärt den Präsidenten Brigham Young, der an religiösem Fanatismus neben Heber Chase Kimball in

erster Linie steht, für einen in allen anderen Dingen klaren Kopf, einen Mann von gesundem Menschenverstande, der sich vollständig seiner großen Verantwortlichkeit bewußt sei. Er wache darüber, daß sein Volk sich einen guten Namen bewahre, und sorge unermüdlich für dessen geistige Ausbildung und materielle Wohlfahrt. Das Volk aber setze dafür auch ganz unbedingtes Vertrauen in ihn. Stansbury hebt ferner hervor, daß sie im Verkehr mit den nach Californien durchziehenden Auswanderern sich allezeit musterhaft und durchaus ehrlich benommen hätten. „Kurz, die Mormonen machten auf mich den Eindruck einer ruhigen, ordentlichen, fleißigen und wohleingerichteten Gemeinschaft, dergleichen man nur in irgend einer Stadt der Union finden kann; das Privateigenthum wird bei ihnen nicht minder geachtet, wie bei uns, und nichts liegt ihnen ferner als Communismus; von diesem ist unter ihnen auch nicht eine Spur zu finden. Eigenthümlich sind ihnen ihre religiösen Meinungen und Satzungen, ihre Theokratie und die Vielweiberei."

So lange die Mormonen in den Staaten lebten, haben sie viele schwere Verfolgungen erduldet, und in der Brust Vieler lebt ohne Zweifel ein sehr grimmiger Haß gegen die „Aegypter". Man sagt, daß unter ihnen eine Schaar der Würgengel, vierhundert Mann an der Zahl, sich gebildet und den Schwur geleistet habe, blutige Rache für die Ermordung des Sehers Joseph und alle erlittenen Mißhandlungen zu nehmen. Die Nordamerikaner scheinen an das Vorhandensein dieser „Danitenschaar" zu glauben; wir unsererseits haben trotz aller Bemühungen nirgends beglaubigte Angaben über die Würgengel gefunden. Auch leidet es keinen Zweifel, daß man den Mormonen leichtsinnig oder böswillig vielerlei zur Last legt, was nicht auf ihre Rechnung kommt.

Nachdem sie elf Jahre am Salzsee gewohnt, ist endlich die Unverträglichkeit zwischen ihrem theokratischen Regiment und

den Rechten der Washingtoner Bundesregierung klar zu Tage getreten und beide Theile führten Krieg mit einander, nachdem die Mormonen den Gehorsam aufgekündigt hatten. Oftmals ist von ihnen ihre Anhänglichkeit an die Union und deren Verfassung erklärt und betheuert worden; als aber auf beiden Seiten die nothwendigen Consequenzen hervortraten, konnte der Bruch nicht ausbleiben. Die Mormonen wollen, gemäß ihrer kirchlichen und weltlichen Regierung, keine „heidnischen" Beamten anerkennen, und die Bundesgewalt ist nun einmal nicht heilig. Sie mag manche unpassende Persönlichkeiten nach Utah geschickt haben; aber schon allein der Umstand, daß die Mormonen seit 1851 alle Bundesbeamten ohne Ausnahme durch Chicanen oder auf andere Weise quälten und die meisten vertrieben, giebt Zeugniß von einem planmäßigen Verfahren. Befremdend ist nur die Langmuth, mit welcher man ihrem Treiben so lange zusah und sie gewähren ließ. Als Präsident Buchanan statt Brigham Youngs einen „Heiden" zum Gouverneur des Utahgebietes ernannte und Truppen marschiren ließ, um den Gesetzen und Beamten der Union Geltung zu verschaffen, steckten die Mormonen die Fahne der Rebellion auf. In Washington hat man offenbar lange Bedenken getragen, das heiße Eisen anzugreifen, am Ende blieb aber keine andere Wahl. Man schickte etwa zweitausend Mann Truppen nach Utah, die im Herbste des Jahres 1857 in der Nähe desselben anlangten, aber nicht wagen durften, in das Thalbecken des Großen Salzsees hinabzusteigen; sie mußten außerhalb desselben überwintern. Der Bundesregierung ist es dann in der Mitte des Jahres 1858 gelungen, die Mormonen zu einer Art von Unterwürfigkeit zu vermögen und die Soldaten konnten einrücken. Doch liegt, während wir diese Zeilen schreiben, in der ganzen Stellung der Heiligen zu den Heiden noch so manches Unklare, daß sich nicht absehen läßt, welche Entwickelung die Dinge nehmen werden. Was soll dann werden? Durch Waffengewalt wird man sie

von ihrem Glauben nicht zurückbringen und die Vielweiberei nicht beseitigen. Auch handelt es sich keineswegs um diese Punkte, sondern um Gehorsam gegen die Bundesgesetze; dieser soll erzwungen werden. Es liegt aber im theokratischen Charakter der Mormonen, daß ein Krieg gegen sie, als staatlichen Rebellen, auch ihre Religion betrifft, denn gerade vermöge dieser letztern glauben sie keine heidnischen Beamten dulden zu können. Utah ist aber Gebiet der Union, und diese wird und kann sich ihr Anrecht auf eine so wichtige Passagegegend nicht nehmen lassen; sie wird kein ihr feindseliges, ihrer Controle und ihren Gesetzen sich entziehendes Gemeinwesen mittelwegs zwischen Kansas und Californien dulden können. Vielleicht bleibt am Ende doch nichts anderes übrig, als die Mormonen zu vertreiben.

Für die Mormonen ist unter oder neben anderen Völkern kein Raum; ungestört können die Heiligen ihr Ideal nur auf einer Insel oder einer Eilandgruppe in der Südsee verwirklichen; anderswo werden sie überall auf Leben und Tod gegen die „Heiden" zu kämpfen haben*).

---

*) The Mormons or latter day Saints in the Valley of the great salt lake etc. by J. W. Gunnison, of the topographical engineers. Philadelphia 1852. — An expedition to the valley of the great salt lake of Utah etc. by Howard Stansbury, Philadelphia 1852. Mit zwei vortrefflichen Karten und vielen Abbildungen. — Notes of travel in California, comprising the prominent geographical, agricultural, geological and mineralogical features of the country etc. from the official reports of Colonel Fremont and Major Emory. New-York 1849. Die Einleitung enthält Fremont's vortreffliches Geographical memoir upon upper California. — Karl Andree, das Westland, Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse, Bremen 1852 und 1853, Band 1 bis 5. — Den Bericht von Beckwith über die Linie unter dem 41. Grade, welche er 1854 aufnahm (Washington, house documents 129), habe ich leider jetzt nicht zur Hand gehabt. Seine Nachrichten über die Strecke von Great

10. Entdeckungsreisen im Weiten Westen. Bartlett's Wanderungen am Rio Gila. Die Erbauer des Casas Grandes und die Ruinen von Gran Quivira in Neu-Mexiko.

Während der letztverflossenen Jahre ist der weite Raum, welcher sich von der Westgrenze Missouri's und der anderen Staaten auf dem rechten Ufer des Mississippi über die Felsengebirge bis zum großen Weltmeer ausdehnt, vielfach durchforscht worden. Früher war keine Methode, kein rechtes Zusammengreifen in dem Verfahren der einzelnen Reisenden. Die Erdkunde ist vielen kühnen Männern zu großem Dank verpflichtet über eine Menge werthvoller Nachrichten, welche den weiten Westen erschlossen. Aber bis vor Kurzem waren die Regionen im Norden des Rio Gila, der Osten des südlichen Californiens und des Utahgebietes, ein Theil vom westlichen Mexiko, überhaupt die große Coloradoregion, nur wenig bekannt.

Seitdem Californien und Oregon sammt dem neuen Gebiete Washington dem großen nordamerikanischen Staatenbund angehören, stellten sich für den östlichen Theil der Union und insbesondere auch für die Washingtoner Regierung die Nothwendigkeit heraus, jene bis dahin fernabliegenden Landestheile näher kennen zu lernen. Die Amerikaner gehen längst mit dem Plan um, eine Eisenbahn bis an die Gestade des westlichen Meeres zu bauen; sie sind aber bis auf den heutigen Tag noch zu keiner Entscheidung gekommen, welche Route sie wählen sollen. Inzwischen ist die ganze Region zwischen dem 49.

Salt Lake City (Tempel 40° 45′ 37″ N. Br.) nach Osten hin zum Green River, zurück über den Weber River und den Timpanogos, von der Stadt am Salzsee zum Humboldt River Valley, die Humboldtgebirge und die Seen im großen Becken sind sehr anschaulich und zuverlässig. Die sogenannte Mormonenbibel ist 1852 bei Nestler und Melle in Hamburg in deutscher Uebersetzung erschienen, welche „Apostel" Taylor besorgen ließ.

und dem 30. Grade nördlicher Breite auf Anlaß der Bundesregierung näher erforscht und topographisch aufgenommen. Schon vor fünfzehn Jahren gab Oberst Fremont nähere Mittheilungen über Californien, die Sierra Nevada und das große Binnenbecken, welches späterhin auch von Stansbury, welcher dasselbe vermaß, näher beschrieben wurde. Die ausgedehnten Landstriche zwischen Fort Leavenworth in Missouri und dem südlichen Californien waren schon 1846 und 1847 von Emory bereist worden. Man erhielt werthvolle Mittheilungen über den obern Arkansas, den Rio Grande del Norte und den Gila. Der Ingenieur J. W. Abert hatte in denselben Jahren Neu-Mexiko erforscht, und Oberstlieutenant Georg Cooke war von Santa Fé nach San Diego marschirt. Späterhin ist dann in die Reiseunternehmungen der Amerikaner Plan und System gekommen.

Pope nahm die Strecke entlang dem 32. Grade vom Red River zum Rio Grande auf, Parke die Gegenden zwischen Doña Anna in Neu-Mexiko und den Dörfern der Pimos am Gila. Williamson bereiste Californien und erforschte die Päſſe der Sierra Nevada, während A. W. Whipple den 35. Grad entlang wanderte und das Stromthal des Colorado erforschte, über welches wir in Deutschland demnächst durch unsern Landsmann Balduin Möllhausen nähere Nachrichten zu erwarten haben. Derselbe ist 1858 mit dem Ingenieur Ives diesen Fluß fünfhundert englische Meilen bis zur Einmündung des Big Cañon hinaufgefahren. Beckwith nahm die Strecke entlang den 38. und 39. Grad von der Mündung des Kansas bis zum Sevierfluß im Binnenbecken auf, und erforschte auch die Region am Humboldt- und am Fall River sowohl, wie jene am obern Sacramento. Stevens erforschte, in Gemeinschaft mit Mac Clelland die Region zwischen dem 47. und 49. Grade, also die Gegenden am obern Missouri, die Päſſe der Felsengebirge, die Caskadenkette im Washington-

gebiete und den Pugetsund. Dadurch hat die Wissenschaft große Bereicherungen erfahren.

Während im Orient an den Ufern des Tigris alte Königsstädte aus dem Schacht der Erde hervorgegraben und Denkmäler zu Tage gefördert wurden, welche das Interesse der gebildeten Welt in hohem Grade auf sich ziehen, erforschten auch die Amerikaner jene räthselhaften Alterthümer am Gilafluß, über deren Ursprung bis heute die Gelehrten zu keinem sichern Abschlusse gelangen konnten. Denn noch ist die Frage unbeantwortet: Von welchem Volke wurden jene durch ihre Masse imponirenden, seltsamen Bauwerke errichtet, die man nach dem Vorgange der Spanier als Casas Grandes bezeichnet? Man findet sie auf dem nördlichen Ufer des Gila vom mittlern Laufe des Stromes an nordöstlich bis über Santa Fé in Neu-Mexiko hinaus, weit über das ganze Land zerstreut; überall tragen sie denselben Charakter, und rühren offenbar von Volksstämmen gleichartiger Civilisation her. Waren es, wie man oft behaupten hört, die Azteken, welche jene großen Häuser erbauten? Wir beantworten diese Frage von vornherein ganz entschieden mit einer Verneinung, und werden weiter unten unsere Gründe dafür geltend machen. Zuerst wird es angemessen sein, die neuesten Forschungen übersichtlich darzustellen.

Bekanntlich hatte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Commission nach Neu-Mexiko und Californien geschickt, welche in Gemeinschaft mit mexikanischen Behörden die Grenzlinie zwischen den beiden Nachbarstaaten, laut den Bestimmungen des Friedens von Guadalupe Hidalgo, feststellen sollte. An der Spitze der amerikanischen Expedition stand John Russell Bartlett, ein Mann, welcher seit Jahren in der ethnographischen und historischen Gesellschaft zu Neu-York großen Eifer für die Erforschung der indianischen Alterthümer gezeigt hat.

Im Anfang des Julius 1852 hatte die amerikanische Grenzcommission den Punkt erreicht, wo der Rio Salinas, ein in seinem obern Laufe noch nicht näher bekannter Fluß, von Norden her in den Rio Gila mündet. Jener ist klar und seines Namens ungeachtet süß, während dieser letztere, seit er aus der Gebirgsregion in sumpfiges Thalgelände tritt, trübes und schlammiges Wasser hat. Im Nordosten der Salinasmündung lagen, nach der Aussage der Coco-Maricopas-Indianer, „Häuser des Montezuma“, zu denen Bartlett einen Ausflug unternahm. Nachdem er sich durch dichtes Mezquitegestrüpp Bahn gebrochen, fand er bald auf weiten Strecken Trümmer von Wasserleitungen, und gelangte dann zu einem Plateau, das weit und breit mit ganz und gar in Ruinen zerfallenen Häusern bedeckt war. An manchen Stellen ließen sich noch die Linien der äußeren Mauern erkennen, auch die Vertiefungen sind noch vorhanden, aus welchen man den Stoff zu den Luft- oder Schlammziegeln (Adobes) genommen hatte. Aber nicht eine einzige Mauer stand aufrecht, und die Ausbeute an Alterthümern war höchst unergiebig. Bartlett fand die Ebene mit einer ungeheuern Menge von zerbrochenem Töpfergeschirr bedeckt, hin und wieder einen Maisstampfer aus Metatestein, und außerdem auch einige steinerne Hacken und Aexte. Die Bruchstücke der Töpfergeschirre waren mit geometrischen Figuren roth, schwarz und weiß, auch auf der innern Seite, bemalt, während die jetzt in jener Gegend wohnenden Pimos und Coco-Maricopas nur die Außenseite ihrer Töpfe bemalen. In der Nähe der Trümmerhaufen sah man, wie schon bemerkt, überall Spuren sorgfältig angelegter Wasserleitungen, die offenbar viele Meilen weit hergeführt waren. Einer der Erdhügel war ohne Zweifel ein großes Gebäude von 225 Fuß Länge und 60 bis 80 Fuß Breite gewesen; die Seiten entsprachen den vier Himmelsgegenden; aus der ganzen Lage der Trüm-

mer ließ sich abnehmen, daß dieses Haus einst drei bis vier Stockwerke hatte.

Am 12. Julius brach Bartlett, von einigen Pimos-Indianern geleitet, nach den Casas Grandes am Gila auf. Er folgte zuerst dem Wege, welchen General Kearney auf seinem Zuge nach Californien genommen hatte, etwa acht Meilen weit in östlicher Richtung, bog dann gegen Südost ab und sah schon nach Verlauf einer halben Stunde die Ruinen hinter einem Mezquitewald emporragen. Auch hier dienten alte verfallene Wasserleitungen als Wegweiser, und bald waren diese Casas Grandes erreicht — drei Gebäude, welche auf einem Raume von etwa anderthalb hundert Schritten beisammen lagen. Von dem größten derselben stehen einige äußere und innere Mauern, drei Stockwerke lassen sich vollkommen deutlich erkennen, man sieht noch die Enden von Balken, welche in den Mauern befestigt waren; offenbar hatte aber das Haus noch ein viertes Stockwerk. Der mittlere Theil oder Thurm, welcher sich von der Grundlage erhob, ist acht bis zehn Fuß höher als die äußeren Mauern; die Mauern des Erdgeschosses waren vier bis fünf Fuß dick, fielen nach Innen zu senkrecht ab, während die äußere Seite nicht in gerader Linie, sondern abgerundet einwärts zulief. Sämmtliche Mauern bestehen aus großen viereckigen Schlammquadern, aus Blöcken, wie man sie auch in den Häusern der Stadt El Paso findet. Die Erde wird in geeigneter Weise zubereitet, in Kästen gestampft, getrocknet und dann zum Bau verwandt. Hier muß bemerkt werden, daß die eigentlichen Mexikaner solche Schlammblöcke nicht zu Außenmauern benützten. Der bei den Casas Grandes am Gila verwandte Schlamm ist mit Grand, d. h. steinigem Sande vermischt und sehr hart und dauerbar. Die Außenseite war beworfen und glatt abgeputzt; an einer der Mauern fand man roh mit rother Farbe gezeichnete Figuren, aber keinerlei Art von Inschriften. Aus den Spuren verbrannter

Balken ließ sich abnehmen, daß das Haus durch Feuer zerstört worden ist; die Fensteröffnungen oder Füllungen waren mit Holzstäben bekleidet, an denen aber keine Spur von der Anwendung scharfer Werkzeuge sich erkennen läßt; die Balken, welche den einzelnen Fluren der Stockwerke als Stütze dienten, hielten vier bis fünf Zoll im Durchmesser. Die Gemächer stehen zumeist durch Thüren mit einander in Verbindung; außerdem sind aber im obern Theil der Gemächer noch kreisrunde Oeffnungen vorhanden, durch welche Luft und Licht kommt. Aus dem ganzen Plan des Gebäudes ist zu ersehen, daß alle Gemächer lang, schmal und ohne Fenster waren. Die inneren Räume scheinen zum Aufspeichern des Welschkorns gedient zu haben; Bartlett meint: es sei wohl möglich, daß man überhaupt gerade zu diesem Zwecke das ganze Gebäude aufgeführt habe. Die äußeren Dimensionen desselben betragen 50 Fuß von Nord nach Süd, und 40 Fuß von Ost nach West. In der Mitte einer jeden der vier Seiten befindet sich ein Eingang; außer diesen vier Oeffnungen sind keine anderen vorhanden, außer noch drei kreisrunde an der Westseite, wo die eigentliche Thür nur zwei Fuß breit und sieben oder acht Fuß hoch ist; nach oben hin läuft sie verjüngt zu, wie man das auch wohl bei alten Gebäuden in Niedermexiko und Yucatan findet.

Nachdem Bartlett im Julius und August 1852 das Land am Gila erforscht hatte, reiste er nach Paso del Norte zurück, nahm aber eine mehr südliche Richtung, als im vorigen Jahre auf der Hinreise. Er durchzog das bis dahin noch so gut wie unbekannte Land im Süden des Gila; eine dürre, keines Anbaues fähige Einöde. Die ganze Gegend ist eine Wüstenei bis zum S. Pedroflusse, an welchem spanische Mexikaner einige Viehzucht treiben. Der Reisende besuchte das Thal des Santa Cruz, eines kleinen Flusses, der sich nach einem Laufe von etwa 50 Stunden, etwas nördlich von Tucson, im Sande ver-

liert, und ging dann durch den Guadupe=Paß, welcher einen Ausläufer der großen Cordillere durchschneidet. Nachher schlug er die Richtung nach Südosten ein und gelangte nach vier Tagen zum mexikanischen Grenzposten Janos. Von dort führt der Weg in gerader Richtung nach Paso del Norte, aber die Gegend ist weit und breit ohne Wasser, und Bartlett mußte sich deshalb südlich nach Correlitos wenden, in dessen Nähe zwei ergiebige Silbergruben bearbeitet werden. Zwanzig englische Meilen weiter nach Süden erhebt sich die kleine Stadt Casas Grandes an einem gleichnamigen Flusse, der ein fruchtbares Thal bewässert. Hier bestanden die Ruinen, welche für alt ausgegeben wurden, aus einer Kirche, von welcher noch alle Mauern stehen, auch Thurm und Glockenthurm sind theilweise vorhanden, ebenso Reste von Gräbern. Die angeblichen alten Ruinen waren nichts weiter, als in Trümmer gefallene Gehöfte aus spanischer Zeit (Ranchos und Hàciendas); doch giebt es indianische Ueberbleibsel auf einer andern Seite der sehr ruhigen und friedlichen Stadt oder vielmehr des Fleckens Casas Grandes. Sie gleichen völlig den oben beschriebenen, bestehen aus eingefallenen und theilweise noch nicht umgestürzten Erdmauern von fünf bis zu dreißig Fuß Höhe und Erdhaufen. Die äußeren Theile des Gebäudes müssen einst niedrig, die inneren Theile aber drei bis sechs Stockwerk hoch gewesen sein. Alles war aus Luft= oder Schlammziegeln erbaut, von Stein aber keine Spur zu entdecken. Jene Schlammziegel sind 22 Zoll dick und über 3 Fuß lang. Auch in der Stadt El Paso sind, wie man bemerkt, alte Theilungswände aus solchen Schlammziegeln vorhanden. (El Paso del Norte ist erst nach 1680 gegründet worden.) Alle dergleichen Mauern werden zuerst an ihrer Basis durch die Feuchtigkeit angegriffen; sie stürzen bald ein, wenn man nicht sorgfältig ausbessert, und bilden nach Verlauf weniger Jahre nur unförmliche Schuttmassen. So erkennt man auch die äußeren Mauern der Casas Grandes nur an

langen Erdlinien oder runden Erdhaufen, welche mit den noch stehenden inneren Mauern rechte Winkel bilden oder mit denselben parallel laufen. Nicht selten stehen die Ecken noch, während alles Uebrige eingestürzt ist. Bei der Stadt Casas Grandes glaubt Bartlett drei verschiedene Gebäude nachweisen zu können, welche durch eine Reihe einstöckiger Häuser, die vielleicht nur als Höfe benützt wurden, mit einander in Verbindung standen. Ist diese Annahme richtig, so hatte das ganze Gebäude von Nord nach Süd eine Ausdehnung von wenigstens 800, von West nach Ost eine solche von 250 Fuß. Im Innern scheinen mehrere Hofräume von größerm und von geringerm Umfange gewesen zu sein. Uebrigens tragen auch diese Gebäude bei Casas Grandes vollkommen denselben Charakter, wie die oben beschriebenen am Rio Gila, nur allein das Holz fehlt wenigstens jetzt, denn Bartlett fand auch nicht eine Spur davon. Dagegen hat das Gebäude hier eine ganz andere Lage, als jene am Salinas und am Gila; diese letzteren stehen auf dem Tafellande, hart über der Flußniederung, deren Boden die Bewohner angebaut hatten. Hier dagegen erheben sich die Bauwerke auf dem Abhange des Plateau's und zwar so, daß ein Theil auf dem Tafellande, ein anderer in der Flußniederung, dem sogenannten Bottomlande steht. Das Ufer hat etwa zwanzig Fuß Höhe. Noch heute ist es in einem großen Theile des mexikanischen Gebietes bräuchlich, daß man die Dörfer oder die einzelnen Gehöfte auf dem unfruchtbaren Tafellande, hoch über der bebaueten Flußniederung anlegt. Offenbar hat man gute Gründe dazu, denn die Niederung wird manchmal überschwemmt und ist in der Regenzeit sehr naß; sodann konnte von der Höhe herab das Thal übersehen und das Heranrücken eines Feindes leicht wahrgenommen werden. Bei Casas Grandes liegen noch drei Hügel von etwa fünfzehn Fuß Höhe, etwa sechzig bis achtzig Schritte von den Gebäuden entfernt; sie waren ohne Zweifel einst Begräbnißplätze. In der Umgegend

findet man außerdem viele andere Schlammtrümmer von kleineren Gebäuden; aus Allem läßt sich abnehmen, daß jene drei großen Häuser, welche unter sich zusammenhingen, den Mittelpunkt für das ganze Gemeinwesen bildeten, und wahrscheinlich auch als Vorrathsspeicher benützt wurden. Der Fluß Casas Grandes oder San Miguel entspringt etwa zweihundert englische Meilen nordwestlich von der Stadt Chihuahua, strömt in beinahe nördlichem Laufe an Casas Grandes und den Ruinen, sodann bei Barancos, Correlitos und Janos vorüber, biegt nach Osten ab und fällt in den See Guzman. „Auf einem hohen Berggipfel, südwestlich von den Ruinen bei Casas Grandes und etwa zehn englische Meilen von denselben entfernt zeigte man mir eine steinerne Festung, von welcher aus das Land weit und breit überblickt werden kann. Man sagte mir, sie rühre von demselben Volke her, welches die Casas Grandes gebaut habe, und sie war ohne Zweifel eine Warte. Man kann diese Festung mit bloßem Auge sehen; durch mein Fernrohr konnte ich sie ganz deutlich erkennen. Aber ich besuchte sie nicht, weil dazu ein Tag Zeit erforderlich gewesen wäre, und diese hatte ich nicht übrig." So sagt Bartlett; es wäre aber von Interesse gewesen, daß er gerade diese angeblich steinerne Festung besucht hätte. Uebrigens ist dieselbe schon vor einem Vierteljahrhundert vom englischen Lieutenant Hardy beschrieben worden, und wir wissen durch ihn, daß es sich nur um ein Gebäude handelt, wie dergleichen in Neu-Mexiko sehr häufig sind. Es besteht aus drei Stockwerken, von welchen das untere gar keinen Eingang hat; die Thür befindet sich vielmehr in der zweiten Flur, und man kann ohne Leiter gar nicht hinauf. Diese Bauart hat man gewählt, um feindlichen Ueberfällen weniger preisgegeben zu sein.

Dies ist der wesentlichste Inhalt von Bartlett's Mittheilungen, die im Grunde gar nichts Neues bringen und nur insofern von einiger Erheblichkeit erscheinen, als sie abermals den

Beweis liefern, daß jene vielbesprochenen Casas Grandes mit der aztekischen Cultur nicht das Mindeste zu schaffen haben, und keineswegs von den Azteken herrühren; was man, durch Clavigero's und Anderer irrige Angaben verleitet, hier und da auch wohl heute noch annimmt. Der Gegenstand ist in geschichtlicher und archäologischer Beziehung von Interesse, und es wird statthaft sein, etwas näher auf denselben einzugehen, um ihn dem Abschlusse näher zu führen.

Die Gegend am Gila, welche vielleicht schon nach zehn Jahren von weißen Männern so stark besiedelt sein wird, daß sie als Staat in die große nordamerikanische Union eintreten kann, war bis vor kurzem ein sehr mangelhaft bekanntes Land, und trat erst seit 1846 aus dem alten Dunkel hervor. Namentlich brachten Oberstlieutenant Emory's Mittheilungen viele wichtige Nachweise. (Notes of a military reconnoissance from Fort Leavenworth in Missouri, to San Diego in California, including parts of the Arkansas, del Norte and Gila rivers; auf Kosten des Congresses 1848 zu Washington gedruckt als Document Nr. 41). Auch Emory hat die Casas Grandes am Gila besucht, über welche ein Häuptling der Pimos ihm eine Sage erzählte. In alten Zeiten lebte ein wunderschönes Weib auf grünen Fluren am Gebirge. Alle Männer bewarben sich um ihre Gunst, und brachten ihr Häute, Getreide und andere gute Sachen. Die Schöne jedoch blieb keusch, und hielt alle Männer von sich fern. Da kam Dürre über das Land, und der Hunger war groß. Das Volk wandte sich an das schöne Weib, und dieses gab Allen Mais, denn sie hatte einen Vorrath, der gar nicht aufhören wollte. Eines Tages lag sie unbedeckten Leibes im Schlaf; da fiel ein Regentropfen auf ihre Brust, durch diesen empfing sie, und gebar einen Sohn. Von diesem stammt das Volk, welches die großen Häuser bauete. Dieß die Sage, an welche übrigens der Erzähler selbst nicht

glaubte; doch fügte er hinzu, daß viele Pimos in die Wahrheit derselben keinen Zweifel setzen.

Der Sinn des ganzen ist kein anderer, als daß die gegenwärtig am Gila hausenden Indianer über den Ursprung der Ruinen, über das Volk, welches jene großen Häuser bauete, gar keine sichere Kunde haben, obwohl dieselben auf keinen Fall in ein hohes Alterthum hinaufreichen. Im Lande der Coco Maricopas fand Emory, in derselben Gegend wo Casas Grandes sich befinden, auch steinerne Zeichen und Figuren in einen Felsen eingehauen, die er abgebildet hat. Sie rühren nicht von den eben genannten Indianern her, welche erst 1826 von der Mündung des Gila dorthin wanderten, wo sie nun wohnen; aber alt sind sie auf keinen Fall, denn unter den Figuren befindet sich auch ein Pferd, also ein Thier, das erst durch die Spanier nach Amerika kam. Der Charakter dieser „Hieroglyphen" ist vollkommen so roh und einfach, wie jene welche z. B. noch heute unter den nordamerikanischen Jägervölkern, z. B. den Tschippewäs, gebräuchlich sind. Auf keinen Fall haben sie irgend welche Aehnlichkeit mit den aztekischen Hieroglyphen der mexicanischen Bilderschrift.

Vazquez Coronado, welcher in den Jahren 1540 bis 1542 von Culiacan aus bis in die Länder am Gila und Rio del Norte vordrang, fand dort ackerbautreibende Stämme; sie wohnten in Dörfern, deren Häuser aus Schlammziegeln bestanden; die Häuser waren bis zu vier Stockwerken hoch, und hatten im Erdgeschoß keinen Eingang; den Kellerraum (estufa) — ganz wie noch heute in Neu-Mexiko bei den Pueblos-Indianern — durften die Weiber nicht betreten. Gerade so sind die Ruinen der Casas Grandes am Gila, und die Dörfer der Pueblos-Indianer in Neu-Mexiko noch jetzt, nicht aber die Dörfer der Pimos und Coco Maricopas, die aus einzelnen Hütten bestehen. Diese letzteren Indianer sind also nicht die Erbauer der großen Häuser, aber ein vergleichsweise gesittetes

Volk, arbeitsam, ruhig und ohne Vielweiberei, dabei jedoch so streitbar, daß sie sich der raublustigen Apasches zu erwehren vermögen.

Am obern Salinas wohnen die Suhnis (Soones), ein gleichfalls ackerbautreibender, nur selten von Weißen besuchter Indianerstamm. Nordöstlich von ihnen fließt der San Jose zum Puerco, der von Westen her in den Rio grande fällt, und nicht mit einem andern Puerco zu verwechseln ist, welcher viel weiter südlich auf der linken Seite des Rio grande in diesen letztern mündet. An jenem San Jose wohnen noch heute Indianer in vierstöckigen Häusern, welche sie auf hohen, vor feindlichen Angriffen gesicherten Felsen erbauten; auch sie treiben Ackerbau, wie alle festangesiedelten Indianer. Sie sind offenbar dasselbe Volk, von welchen die Casas Grandes herrühren; sie wohnen noch heute in solchen und erbauen dergleichen. Sie verfertigen ganz dieselben Töpfergeschirre, deren Trümmer man so reichlich überall findet, wo Ruinen angetroffen werden; sie bedienen sich, und ebenso die Pimos, desselben Maisstampfers, welcher in den verfallenen Schlammhäusern so häufig angetroffen wird. Es ist ein ganz kunstloses Werkzeug, das aus einem concaven und einem convexen Stein besteht.

Die Traditionen der heutigen Indianer geben gar keinen geschichtlichen Anhalt. Es ist über jeden Zweifel hinaus sicher, daß die Stämme am Gila und im heutigen Neu-Mexico gar nichts von den Azteken wußten, daß sie nicht die geringste Kunde von dem mächtigen Reich auf der Hochebene von Anahuac und der großen Stadt Tenochtitlan hatten, daß zwischen den einen und den anderen nicht die mindeste Verbindung stattfand. Unter diesen Umständen bleibt es eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Indianer Neu-Mexiko's jede Ruine als Casa Montezuma bezeichnen. Emory bemerkt: „Montezuma ist der Ausgangspunkt ihrer Chronologie;

sie nehmen an, daß derselbe zu allen Zeiten regiert habe bevor er verschwand. Alles, was in die Zeiten vor der spanischen Eroberung fällt, bezeichnen sie so, daß es unter Montezuma sich ereignet habe.“ Wie gelangte Montezuma's Name zu Völkern, welche, wie bemerkt, von dem Reiche der Azteken auch nicht einmal eine Ahnung hatten? Er kann offenbar nur durch die Spanier zu ihnen gekommen sein. Und in jedem Fall können Traditionen, welche sich auf Montezuma beziehen oder an dessen Namen haften, doch nur vierhundert Jahre alt sein. Vielleicht wäre weit weniger Verwirrung in die Erörterungen über die Casas Grandes gekommen, wenn man nicht die Benennung Mexiko auch auf die Gegenden im Norden des Aztekenreiches willkührlich ausgedehnt hätte.

Die Civilisation der Menschen, welche die Casas Grandes bauten, hat offenbar einen nur geringen Grad erreicht, und war so dürftiger Art, wie jene der Moundbuilders, jener Stämme, welche die Hügel am Ohio, und überhaupt im Stromgebiete des Mississippi aufführten. Gewiß bildet sie einen erfreulichen Gegensatz zu der wilden Rohheit jener Räubervölker, welche noch heute das große Gebiet vom californischen Meerbusen bis zum Arkansas durchstreifen und verheeren, der Apasches, Kamantsches, Utahs, Scheyennes, Navajos und Arrapahoes. Wir wissen, daß bei Menschengedenken und bis heute die nördlichen und ein Theil der inneren Provinzen Mexiko's, z. B. Chihuahua, Durango und zumeist auch Sonora und Sinaloa durch die Apasches Mezcaleros völlig ausgeraubt und ausgemordet und in eine menschenleere Wüstenei umgewandelt worden sind. Das geschah und geschieht jeden Tag gegenüber den Nachkommen der streitbaren Gefährten des Cortez, welche über alle Hilfsmittel der europäischen Gesittung und über Feuerwaffen verfügen. Uns liegt die Ueberzeugung nahe, daß die Räubervölker, als sie sich einmal das Roß und die Flinte angeeignet hatten, gegen die Be-

wohner der Casas Grandes ebenso verfuhren, wie noch heute gegen die spanischen Bewohner der Haciendas und Ranchos. Zu allen Zeiten waren sie Feinde der friedlichen Ackerbaustämme; das ergiebt sich unwiderlegbar aus der einfachen Thatsache, daß die großen Häuser im untern Geschoß nicht einmal einen Eingang hatten, und auch gegenwärtig in den noch bewohnten Casas Grandes einen solchen nicht haben. Auch am Gila und am obern Rio grande giebt es einen Gog und Magog, ein Iran und Turan. Derselbe Proceß, durch welchen die einst von einer zahlreichen Menschenmenge bewohnten großen Häuser-Blockmassen verödeten, geht noch heute ungeschwächt seinen Gang fort. Als die Indianer am Gila vernichtet, vielleicht zum Theil in das nordöstliche Gebirgsland ausgewandert waren, richteten sich die Angriffe der wilden Stämme gegen die Weißen. Uns will bedünken, daß die Zerstörung der Casas Grandes in eine verhältnißmäßig neue Zeit falle, und vielleicht nicht über höchstens drei Jahrhunderte hinaufreiche. Aber in Betreff der Einzelheiten fehlt es an jedem sichern Anhaltspunkt.

Albert Gallatin, in seinem Aufsatze über die Halbcivilisation in Neu-Mexiko (Transactions of the American Ethnological Society, Vol. II. Neu-York 1848, S. 83 ff.) weist darauf hin, daß zwischen der aztekischen Gesittung und jener der Indianer im sogenannten Neu-Mexiko ein Raum von nahezu 400 Stunden Weges lag. Er hebt hervor, daß der Ackerbau in Neu-Mexiko nicht dort entstand und von da auch nicht nach Süden hin verbreitet wurde, daß vielmehr gerade das Gegentheil der Fall sei. Die Indianer in Neu-Mexiko bauten Mais, welcher offenbar aus einer südlichen Gegend stammt. „Die Traditionen der Mexikaner über die Wanderungen der Azteken sagen nichts weiter, als daß diese von Norden oder Nordwesten her kamen, und gelegentlich einige Jahre an verschiedenen Stellen sich aufhielten, bis sie nach Verlauf von

etwa anderthalbhundert Jahren im Thal von Mexiko anlangten. Die Annahme, daß sie vom Gilá oder aus einer nördlich von diesem Flusse liegenden Gegend herkamen, ist weiter nichts als eine bloße Vermuthung der Spanier, und diese stützt sich auf keine andere Thatsache, als auf das Vorhandensein der in Trümmern liegenden Casas Grandes. Die mexikanischen Traditionen sprechen ausdrücklich dagegen; denn sie verlegen das Aztlan der Azteken nicht in irgendeine weitentfernte Gegend, sondern in die Nähe von Mechocan; und nach Don Fernando d'Alva waren die Azteken Abkömmlinge der alten Tolteken, welche nach Aztlan geflohen waren und später in das Land ihrer Vorfahren zurückkehrten." Jene Fabel, daß die Azteken am Gila gehaust hätten, gewann durch die allerdings interessante Reise des Paters Pedro Font eine allgemeine Verbreitung. Der muthige Geistliche fand 1775 Ruinen von Casas Grandes am Gila, und erklärte dieselben, mit mehr Phantasie als Kritik, ohne weiteres für die „zweite Station der Azteken". Seitdem figurirt diese Station auf unsern Landkarten, sogar noch in solchen von 1853.

Der westliche Continent hatte, gleich der östlichen Erdhälfte, mehrere von einander unabhängige Brennpunkte der Civilisation; in Mexiko und Mittelamerika, in Peru, bei den Muyscas in Neugranada, in Chile war die Cultur selbstständig und aborigin, ohne nachweisbaren Zusammenhang und ohne Verbindung mit jedem andern Civilisationsfocus. So sind wir auch zu der Annahme geneigt, daß die Moundbuilders am Ohio und Mississippi und die Erbauer der Casas Grandes beide eine selbstständige Civilisation bei und aus sich entwickelten, daß sie bei jedem von beiden durchaus autochthon gewesen sei. Die Bewohner der heutigen Casas Grandes sind die Nachkommen der Stämme, welche einst in den nun zertrümmerten Casas Grandes hausten. Wer die

Schilderungen, welche die neueren Reisenden von den Pueblos-Indianern in Neu-Mexiko entwerfen mit den Darstellungen Castañeda's aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vergleicht, kann darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Die Fabel von den Azteken am Gila und Aztekenruinen auch in dem Lande nördlich von diesem Flusse bis zum Rio Colorado und zur Yaquesila hinauf, diese Fabel wird ferner nicht in Büchern und auf Landkarten figuriren dürfen.

Jene indianische Gesittung aller ansässigen Stämme, die von der Ostgränze des heutigen Neu-Mexiko, oder, genauer ausgedrückt, von dem Scheidegebirge, welches die Zuflüsse des Arkansas von dem Stromthale des Rio del Norte trennt, bis in das Land am mittlern und untern Gila wohnten, hat nichts gemein mit der höhern Cultur der Azteken, steht aber weit über der Barbarei der Raub- und Jägervölker, welche Prairien und Bergland durchschweifen. Sie war, wie schon gesagt, im Lande selbst entstanden und von eigenthümlicher Art. Das Leben dieser Völker wurde wesentlich dadurch bestimmt, daß sie auf allen Seiten von feindlichen Horden umgeben waren. Dieser konnten sie sich nicht erwehren, wenn sie etwa vereinzelt wohnten, sie errichteten daher große Häuserblöcke von beträchtlichem Umfang, die zugleich als Festungen, Vorraths- und Wohnhäuser dienten, und zu welchen erst im zweiten Geschoß eine Eingangsthür führte. So waren sie gegen Ueberfälle gesichert und im Stand, sich zu vertheidigen. Erlaubte es die Oertlichkeit, so wurden diese Casas Grandes auf hohen Felsplatten erbaut, damit das Land weit und breit überblickt werden konnte. Wir haben früher schon nachgewiesen, daß alle diese Bauwerke, gleichviel wo sie liegen, denselben Charakter tragen, und nicht etwa von einem uralten, untergegangenen Volk herrühren, sondern das Werk der unmittelbaren Vorfahren der noch heute in Neu-Mexiko seßhaften Urbewohner sind, welche von den Spa-

niern, im Gegensatz zu den Jägerhorden, als Pueblos-Indianer bezeichnet werden. Und da noch gegenwärtig der alte Kampf zwischen den Prairievölkern und den ackerbautreibenden Indianern fortdauert, so ist es erklärlich, daß die letzteren bis auf den heutigen Tag Casas Grandes bauen, wie das zum Beispiel in dem Pueblo Taos, etwas nördlich von Santa Fé geschieht. Hier liegt also eine Continuität vor, und die Casas Grandes sind alles Fabelhaften entkleidet. Das eigenthümliche Leben der Völker, welche schon vor Jahrhunderten diese sonderbaren Häusermassen aus Schlamm und kleinen Kieseln erbauten, und sich auch der Asche bei der Bereitung ihres Mörtels bedienten, wurde aber zunächst durch die Spanier, namentlich im siebenzehnten Jahrhundert, gebrochen. Die Pueblos erlagen vor den Feuerwaffen der Europärer; die Spanier selbst aber waren zu wenig zahlreich, als daß sie sich der Apasches und der übrigen Raubvölker überall erwehren konnten; und diesen wichen nach und nach auch die meisten Pueblos, welche offenbar mehr der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues oblagen, und sich um so mehr auf den Vertheidigungskrieg beschränkten, da sie in der Ebene wie im Gebirg nichts fanden, was zu erwerben sich der Mühe verlohnt hätte. Die Apasches brachen gelegentlich ein, plünderten, verbrannten die Häuser und zerstörten die mit großer Mühe und ungemeinem Geschick angelegten Wasserleitungen. Dieser Zerstörungsproceß hat, wie schon früher bemerkt wurde, seinen Fortgang bis in die neueste Zeit gehabt und Emory (Notes of a military reconnoissance from Fort Leavenworth to San Diego, Congreßdocument Nr. 41, Washington 1848, S. 53) bemerkt ausdrücklich, daß er am obern Gila an zwei Pueblos vorüberkam, welche erst in neuer Zeit von den Räuberstämmen zerstört worden waren. „The frequent incursions of the Indians are said to cause the desertion of this part of the valley,“ sagt er, und das ist ebenso glaublich als erklärbar.

Zu den sagenreichen Städten, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, gehört das zwischen dem Rio Grande und dem Pecos liegende Gran Quivira. Seit Castañeda's Bericht über Coronado's Zug durch Neu-Mexiko haben gerade über diesen Ort die Fabeln sich von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzt. Wir heben Gran Quivira hervor, weil noch in der allerjüngsten Zeit, am 7. April 1853, in der historischen Gesellschaft von Maryland zu Baltimore wieder von den „stupendous ruins“ dieses Platzes die Rede war, und wollen uns bemühen, die Sache möglichst ins klare zu stellen. Unter der Benennung Quivira begriffen die Spanier im sechszehnten Jahrhundert ein imaginäres Land im nordöstlichen Neu-Mexiko; gewiß ist, daß in der oben angedeuteten Gegend eine in Trümmern liegende Stadt Gran Quivira sich befindet, in welcher große Schätze verborgen liegen sollen; deshalb ist der Ort nicht selten von weißen Abenteurern, welche Gebirge und Prairie durchstreifen, namentlich von Biberfängern, besucht worden, und einer dieser Leute — der Trapper Campbell — war zweimal dort, in den Jahren 1839 und 1842, um Schätze zu graben. Den Bericht dieses Schatzgräbers theilte ein Oberst Dixon S. Miles dem historischen Verein für Maryland mit, in dessen Aprilsitzung derselbe zum Vortrag kam. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

„Gran Quivira liegt auf einem Tafelland, einer sogenannten Mesa, am Nordwestpunkte der Sacramentoberge, scheint einst eine große und stark bevölkerte Stadt gewesen zu sein, hat breite rechtwinkelig angelegte Straßen, und mag von Nordost nach Südwest eine Länge von drei englischen Meilen, eine Breite von ungefähr einer halben Stunde gehabt haben. Einige der noch stehenden Häuser sind aus behauenen Steinen aufgeführt, und nehmen eine beträchtliche Bodenfläche ein. Campbell will einen Palast und einen Tempel erkannt haben; in dem letztern hoffte er den ersehnten Schatz zu finden. Beim

Nachgraben stieß er auf ein Gewölbe, räumte den Schutt hinweg und fand dann einen Flurboden, welchen er offen legte. Unter demselben war ein leerer Kellerraum von etwa sechszehn bis achtzehn Fuß in's Gevierte, mit glatten Wänden, die er angeblich mit Gemälden und farbigen Gestalten bedeckt fand. Dieser Kelleraum befand sich auf gleicher Fläche mit der Straße, welche jetzt zehn bis fünfzehn Fuß unter der gegenwärtigen Oberfläche liegt. In diesem Keller wohnte der Trapper nebst seinen Gefährten einige Zeit. An einer andern Stelle grub er einen Altar aus; auch fand er einen etwas ausgehöhlten behauenen Stein, und glaubte nun den Schatz entdeckt zu haben. Als Ausbeute ergab sich aber nur ein Menschengerippe. Außerhalb der Stadt, im Hügellande, deckte er einen alten Schacht auf, und verfolgte den Gang wohl eine Viertelmeile weit; alles blitzte von scheinenden Erzstufen. Am Ende des Ganges lag ein kleines Gemach, in welchem eine von Metall gearbeitete, aber nicht eiserne Brechstange lag; auch ein Meißel, ein Hammer, eine Art Axt und ein Stück irdenen Geschirrs wurde in diesem Gemach angetroffen. Campbell ließ diese Sachen liegen, forschte in der Gegend weiter umher und gelangte zu einem großen Wasserbecken, das seiner Angabe zufolge 150 Schritt lang und 80 Schritt breit gewesen sein muß; es hatte 50 Fuß Tiefe, gepflasterten Boden und war mit behauenen Steinen ausgelegt. Am Südende stand ein gleichfalls aus behauenen Steinen aufgeführtes großes Haus, das mehrere Stockwerke hoch war; offenbar hat es als Warte, Waffenplatz und Festung gedient. In der Umgegend von Quivira steht kein Holz, weit und breit fließt auch nicht einmal ein Bach, alles ist sandige dürre Gegend. Am Nordende des Beckens mündet eine Wasserleitung ein, welche Campbell auf einer Strecke von vierzig englischen Meilen in nordwestlicher Richtung bis zu den White Mountains verfolgte. Sie ist der Länge nach mit kleinen zerschlagenen Steinen eingefaßt, und auf der Grundfläche wie an

den Seiten bemörtelt, 12 Fuß breit und 10 Fuß tief. Jetzt fließt der Bach, welcher sie einst speiste, nicht mehr hinein, weil sie durch Schutt verstopft ist, sondern hat sich seinen Weg zum Pecos offen gehalten, von welchem eben die Wasserleitung ihn früher theilweise ablenkte. Auch ein etwa 100 Fuß breiter Weg ist vorhanden, der von Gran Quivira nach Osten zieht; Campbell verfolgte denselben auf einer Strecke von etwa vierzig Meilen, und meint in ihm, wohl nicht mit Unrecht, die alte Straße gefunden zu haben, welche nach Nacogdoches in Texas führte. An der Nordseite dieses Weges, etwa zwanzig Meilen von Gran Quivira, lagen die Trümmer eines großen Dorfes."

Dies der Inhalt des Trapperberichtes, den wir im allgemeinen für vollkommen zuverlässig halten, ohne uns über denselben, gleich Herrn Miles, in weit ausgreifende Speculationen zu verlieren. Das Ganze läßt nämlich eine sehr einfache Erklärung zu. Gran Quivira war ein großer, aus vielen Casas Grandes bestehender Indianerort in einer an edlen Metallen reichen Gegend. Die Spanier schufen ihn zu einer Bergstadt um; sie bauten Kirchen und Häuser nicht aus Schlammblöcken wie die Indianer, sondern aus Stein; der spanische Ursprung mancher Gebäude wird eben durch diesen letztern Umstand bestätigt, und zum Ueberfluß tragen manche Ruinen noch das spanische Wappen. Das unterirdische Gemach, in welchem der Fallensteller Campbell einige Zeit wohnte, war eine alte Estufa, einer jener Räume unter dem Erdgeschoß, wie sie noch heute in allen Dörfern der neumexikanischen Pueblos zu finden sind. Die Länge der Wasserleitung kann nicht befremden; in der Anlage solcher Acequias waren die Indianer in der That Meister, und die Spanier hatten schon der Minen wegen ein Interesse, dieselben nicht verfallen zu lassen, sondern auszubessern. Nach anderen Angaben ist aber jene Wasserleitung nur zehn Meilen lang. Es leidet keinen Zweifel, daß Gran Quivira eine spa-

nische Bergwerkstadt war, bei welcher bis 1680 die Minen im Betrieb waren. In jenem Jahr erhoben sich die Pueblos, des harten Druckes der Spanier müde, mit dem Ruf: „Der Gott der Christen ist todt, aber unser Gott, die Sonne, stirbt niemals!“ gegen den Statthalter Otermin, den sie bis Paso del Norte, das jener Zeit sein Entstehen verdankt, unablässig verfolgten. Etwa zehn Jahre lang bewahrten sie ihre Unabhängigkeit, wurden dann aber wieder unter das Joch zurückgebeugt. In beiden Kriegen gingen manche aus Casas Grandes bestehende Indianerdörfer zu Grunde; Gran Quivira, dessen Umfang Campbell wohl übertreibt, war seitdem von den Spaniern verlassen, und scheint von den Prairiehorden zerstört zu sein. Das ist eine Ansicht, zu welcher sich der zu früh verstorbene Morton, Josiah Gregg und Wislizenus bekennen, und der auch wir schon vor Jahren das Wort geredet haben. Ins Einzelne gehende Nachrichten über Gran Quivira's Vergangenheit wären nur aus spanischen Archiven zu erlangen.

Aberts Reise durch Neu-Mexiko in den Jahren 1846 und 1847 hat über die verlassenen und in Trümmer zerfallenen, wie über die noch heute bewohnten Casas Grandes-Oerter viel Licht verbreitet. Ausführlich schildert er besonders den merkwürdigen Platz Acoma, der südwestlich von Albuquerque und Laguna sich auf einem jener hohen Sandsteinfelsen erhebt, welche dem sächsischen Königstein oder den abyssinischen Ambas vergleichbar, sich in großer Menge aus der Thalebene emporheben. Sie steigen mit ihren reichlich 400 Fuß hohen Steilwänden schroff empor, und haben zum Theil eine so ausgedehnte platte Oberfläche, daß der Anbau derselben hinreicht, die Bewohner eines Pueblo zu ernähren. Auch bis Acoma sind die Spanier vorgedrungen; der amerikanische Reisende fand dort eine große Kirche und mehrere zusammenhängende Häuserblöcke, deren jeder 60 bis 70 Häuser in sich begriff, und zwar so, daß die Mauern nach außen hin fortliefen und gar keine Oeffnung hatten, aus-

genommen ganz oben; sie sind alle drei Stockwerk hoch, die beiden oberen treten nach innen zurück, so daß dem ganzen Stockwerk entlang vor demselben ein Gang sich hinzieht mit einer etwa drei Fuß hohen Mauer, welche gleichsam als Brustwehr dient. Wer in das Haus gelangen will, muß auf einer Leiter bis ins zweite Stockwerk hinaufsteigen, und aus dem zweiten klimmt er in das dritte, lediglich auf dieselbe Art. Aber aus dem letztern führt nicht mehr eine Leiter, sondern eine Stufentreppe — die man in den Scheidewänden angebracht hat, durch welche die Gemächer der einzelnen Familien getrennt sind — auf die Azotea, das platte Dach. Das untere Geschoß wird als Vorrathshaus für Lebensmittel benützt.

In diesem weit nach Westen liegenden Pueblo leben die Indianer nach ihrer Väter Weise; sie kamen nur wenig mit den Spaniern in Berührung, selbst das Christenthum hat sie nur oberflächlich berührt, und außer einigen nützlichen Werkzeugen und Handgriffen haben sie sich kaum etwas von ihren Eroberern angeeignet. Allmälig wird man genaueres über das innere Leben dieser jedenfalls interessanten Stämme erfahren; für die Erforschung ihrer Idiome ist noch wenig oder nichts geschehen. Der Völkerkunde steht also hier noch eine reiche Ausbeute bevor, und da die Yankees massenweise ins Land strömen, so werden ohne Zweifel bald gebildete Leute Schätze zu heben wissen, die mit Gold und Silber nichts gemein haben.

11. Marcy's Entdeckung der Quellen des texanischen Red River, die Kamantsches und die Zeichensprache der Steppenindianer.

Schon in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts kannte man die Mündung des Mississippi; aber die Quellen dieses Riesenstromes wurden erst, wie wir schon früher erwähnten, am 13. Juli 1832 von Heinrich Rowe Schoolcraft entdeckt.

Fünf kleine Bäche rinnen von quellenreichen Landhöhen zum Itasca-See hinab, der 1575 englische Fuß über dem Meere, auf 47° 13′ nördlicher Breite und 95° 2′ westlicher Länge liegt. Gerade zwanzig Jahre später wurde ein anderes geographisches Problem gelöst. Man kannte seither die Quellen des Red River nicht; alle früheren Versuche, dieselben aufzufinden, waren vergeblich, bis endlich Capitain Marcy bis zu denselben vordrang.

Kaum ein anderer Mann wäre für eine solche Reise geeigneter gewesen. Marcy, seit zwanzig Jahren Soldat im fernen Westen, kennt Land und Leute vortrefflich, ist mit dem Prairieleben und dem Indianertreiben vertraut und gegen klimatische Einflüsse unempfindlich. In den letzten Jahren hatte er die Gegend am Canadian, einem Zuflusse des Arkansas, bereist, die Quellenregionen des Trinidad, Brazos und Colorado in Texas erforscht, und war westlich bis zum Rio grande in Neu-Mexiko vorgedrungen. Wer die Schriften von Gregg, Fremont und Wislizenus gelesen hat, wird sich einen Begriff von den Beschwerden machen können, welche mit dem Durchwandern jener Einöden verbunden sind. Marcy beschloß nun auch bis zu den Quellen des Red River vorzudringen, in jene Terra incognita, über welche man nichts weiter wußte, als was man von Indianern gehört hatte. Die Franzosen, einst im Besitze von Louisiana, hatten vergebliche Anstrengungen gemacht, jene Quellen zu entdecken, sie waren nur bis ins Land der Caddoes und Natchitoches gekommen; der Amerikaner Sparks war 1806 nicht glücklicher, als in demselben Jahre Pike, welcher den Rio del Norte mit dem Red River verwechselte; in einen ähnlichen Irrthum verfiel 1820 Oberst Long, der den Red River erreicht zu haben glaubte und sich doch am Canadian befand. Da die Mexikaner alle Flüsse mit röthlichem Wasser Colorado nennen, so erklärt sich das, ebenso der Irrthum Humboldts, welcher den Rio roxo de Natchitoches, wohl nach Aus-

sagen der Mexikaner, etliche 50 Meilen östlich von Santa Fé, entspringen läßt.

Am 8. Mai 1852 brach Marcy von Fort Belknap am Brazosflusse in Texas auf, begleitet von einigen Delaware-Indianern, die als vortreffliche Jäger und Wegweiser bekannt sind, und einer Bedeckung von Soldaten. Die eigentliche Expedition begann da, wo der Chase-Creek in den Red River fällt. Dieser kleine Fluß kommt von den Witchitabergen und mündet 120 Meilen oberhalb der Washita, fünfzig Stunden oberhalb der letzten Ansiedelungen. Etwa 50 Meilen oberhalb der Chasemündung theilt sich der Red River in zwei Arme. Marcy folgte dem nödlichen Arme auf einer Strecke von ungefähr 40 Meilen und gelangte an eine zweite Theilung, auch jetzt wieder dem nördlichen „Fork" oder Flußarme folgend, deren Quelle er nach einer Wanderung von 370 Meilen am 16. Juni fand, unter 35° 14′ n. Br., 101° 51′ 5″ w. L. v. Gr. Darauf schlug er die Richtung nach Süden ein und gelangte nach einem Ritt von 30 Meilen über wellenförmiges Prairieland an den mittlern Arm, den Salt-Fork des Red River; er drang gleichfalls bis zu dessen Quelle vor, wandte sich abermals weiter südlich und fand nach einer Reise von 50 Meilen den Hauptarm, den die Kamantsches-Indianer Ke-che-ah-que-ho-noh oder den Fluß der Stadt der Prairiehunde nennen. Diese Bezeichnung ist sehr richtig, da dieses Thier (Arctomys ludoviciana) dort in so ungeheurer Menge lebt, daß die Expedition auf einer Strecke von 25 Meilen unaufhörlich durch „Prairiehunde-Towns" rift, die zusammen eine Fläche von reichlich 396,000 Acres bedeckten. Die einzelnen „Wohnungen" liegen im Durchschnitt 20 Yards auseinander, jede Höhle birgt etwa fünf bis sechs Individuen; man kann also ungefähr berechnen, wie zahlreich diese „Stadt" bevölkert ist. Eigenthümlich für die Oekonomie dieses Thieres erscheint der Umstand, daß diese Stadt weit von all und jedem Wasser entfernt liegt. In

jenen Gegenden regnet es selten, auch fällt in den Sommermonaten wenig oder gar kein Thau, und die Thiere selbst wandern auch nicht. Man muß daher wohl annehmen, daß sie gar nicht trinken, sondern sich mit der Feuchtigkeit begnügen, welche das Gras, ihr einziges Futter, enthält. Marcy fand den Flußarm etwa 3000 Fuß breit; er strömte in einer unebenen nicht fahrbaren Gegend über ein sandiges Bett. Nach einem dreitägigen angestrengten Ritt bei einer Hitze von 102 bis 110 Grad F. gelang es ihm, die Quelle dieses Hauptarmes zu erreichen, unter 34° 12′ n. Br. und 102° 35′ w. L. Sie liegt ungefähr 275 Meilen in südöstlicher Richtung von Santa Fé.

Von der Einmündung in den Mississippi bis etwa eine Wegstunde unterhalb der Quelle fließt der Red River, eine einzige Stelle ausgenommen, über Sand; dort oben wird dann das schmutzige, brackige und untrinkbare Wasser, da, wo es aus einer tiefen Thalschlucht hervorbricht, plötzlich kühl, klar und süß. Von dort an aufwärts ist das Bett mit gewaltigen Steinmassen wie besäet, hart vom Ufer ragen gigantische Sandsteinmauern bis zu einer Höhe von 800 Fuß empor und laufen bald so eng zusammen, daß sie nur wenige Schritte von einander entfernt sind. Das Quellwasser dringt aus einer Höhle hervor, sammelt sich dicht vor derselben in einem Becken und plätschert und rauscht dann durch eine jener schauerlichen Schluchten, Cañones, wie die Spanier sie nennen, welche dem westlichen Nordamerika so eigenthümlich angehören. Die wilde Majestät dieser Scenerie, sagt Marcy, lasse sich nicht beschreiben; und vor ihm hat keines weißen Mannes Auge sie erblickt. Nachdem die Reisenden an dem krystallklaren Wasser sich erquickt, kehrten sie, die Richtung zwischen den beiden südlichen Armen einschlagend, wieder zurück und erreichten am 30. Juli Fort Arbuckle im Lande der Chickasaw-Indianer. Marcy entwirft eine sehr ansprechende Schilderung von diesen Einöden, namentlich von

den sogenannten Croß Timbers, einem rauhen, vielfach durchbrochenen, aber bewaldeten Hügelland, das vom Arkansasfluß sich in einer Ausdehnung von reichlich einhundert deutschen Meilen nach Südosten bis zum Brazosfluß in Texas erstreckt. Dieser wunderbare Gürtel scheidet den anbaufähigen Boden von der dürren und unfruchtbaren Prairie. Nach Osten hin strömen aus dem Croß Timbers viele Bäche durch ein ungemein fruchtbares, zum Ackerbau wie zur Viehzucht gleich sehr geeignetes Land, während die entgegengesetzte Seite eine dürre Wüstenei bildet. Da, wo der Red River die Croß Timbers verläßt, ändert sich plötzlich der ganze Charakter der Gegend; die Uferhügel (Bluffs) treten näher an den Strom hinan, und der Uferbottom verengt sich, während hinter den Hügeln das Land in breiten Wellen anschwellt. Aufwärts von 101° W. L. ist dann kein Land mehr, das unter den Pflug zu bringen wäre.

Marcy hat Gelegenheit gefunden, einige weitverbreitete geographische Irrthümer zu berichtigen. Da zum Beispiel im Junius, gerade in der trocknen Jahreszeit, der Red River sehr wasserreich ist und sogar aus den Ufern tritt, so nahm man bisher allgemein an, er müsse seine Quellen in einer hohen Gebirgskette haben, in welcher während der Sommermonate eine große Masse Schnees wegschmelze. Das ist aber keineswegs der Fall, alle seine Hauptzuflüsse haben vielmehr ihren Ursprung am östlichen Rande des Tafellandes von Neu-Mexiko, wo gar keine Gebirge liegen. Marcy kam etwa 200 Meilen unterhalb der Hauptquelle durch eine Bergkette, in welcher es im Junius sehr stark regnete; daraus, meint er, könne man das Anschwellen des Flusses erklären. Das Wasser desselben ist sehr brackig und läßt sich nicht trinken. Die Annahme, daß es über salzgeschwängerte Ebene fließe, ist aber unstatthaft; der schlechte Geschmack rührt vielmehr daher, daß das Wasser auf einer Strecke von hundert Meilen über eine Gypsformation fließt, welche sich vom Arkansas in südöstlicher Richtung bis

zum Rio Grande erstreckt. Diesen großen „Gypsgürtel", der eine Länge von 300 Meilen hat und wohl der ausgedehnteste in der Welt ist, überschritt Marcy viermal, und überall fand er dieselbe Eigenthümlichkeit an dem daraus hervorquellenden Wasser, namentlich auch im Arkansas, Canadian, Brazos, Colorado und Pecos, die gleichfalls am Rande jenes Tafellandes ihren Ursprung haben und durch gewaltige Schluchten fließen. Jene des Red River ist 70 Meilen lang, die Steilwände, welche den Fluß einschließen, haben auf jeder Seite eine Höhe von 500 bis 800 Fuß und treten oft so nahe zusammen, daß nicht einmal ein einzelner Mensch hindurch kann, und der Reisende muß oft viele Meilen weit wandern, bevor er eine Stelle erreicht, die ein Hinaufklimmen zuläßt. Jenes dürre Tafelland, Mesa, wie die Spanier sagen, auf welchem die genannten Flüsse entspringen, erstreckt sich vom Canadian in südlicher Richtung etwa 400 Meilen weit, zwischen 32° 30′ und 36° 20′ n. Br. An manchen Stellen hat sie eine Breite von 200 Meilen; im allgemeinen liegt sie zwischen 101 und 104° w. L. Nach Barometermessungen hat dieses Tafelland eine Höhe von etwa 3650 Fuß, steigt also beträchtlich über das umliegende Land empor, ist flach und, so weit das Auge reicht, ohne irgend einen Baum, Strauch, oder überhaupt ohne allen Pflanzenwuchs, „ein wüster, öder, pfadloser Prairie-Ocean, in welchem sich kein lebendes Wesen dauernd aufhält." Man könnte es die nordamerikanische Sahara nennen; da es ihm an Wasser fehlt, so wird es von den Thieren gemieden; auch die Indianer wagen sich nicht gern hinein, und können sie es nicht umgehen, so versuchen sie die Reise nur auf zwei Punkten, wo hin und wieder einige Wassertümpel liegen. Um den Weg nicht zu verfehlen, haben vormals mexikanische Händler denselben durch Pfähle bezeichnet; seitdem heißt jener Theil der Wüstenei die „abgepfählte Ebene", Llano estacado. Am obern Red River herrscht die secundäre Formation vor, die Witchita-Berge bestehen da=

gegen aus Granitgestein, durch welches Quarzadern laufen, ähnlich wie in Californien. Marcy fand sehr ergiebiges Kupfererz und Goldpartikelchen.

Am obern Red River schwärmen Indianer verschiedener Stämme umher, aber als Herren des Landes betrachten sich die Kamantsches, die in ihrer Lebensweise vielfach an die Beduinen Arabiens erinnern und an die Steppenbewohner Asiens. So gleichen sich in verschiedenen Erdtheilen Land und Leute, weil da und dort die natürlichen Lebensbedingungen ziemlich dieselben sind. Auch jene Wüstenindianer stehen unter Häuptlingen, deren Würde erblich ist, so lange die Männer mit dem Träger der Würde nicht unzufrieden sind; die Vollziehung der Gesetze ist aber nicht dem Häuptling, sondern den Unterhäuptlingen übertragen. Manche jener Indianer hatten nie zuvor einen weißen Menschen gesehen. Einzelne Streifpartien bleiben zwei Jahre lang und darüber auf der Wanderung, theils um zu rauben, theils um dem Büffel zu folgen, der eigentlich ihre ganze Lebensweise bestimmt. Noch vor zehn Jahren war das ganze Grenzland westlich von Texas eine große Büffelweide; jetzt kommt das Thier nur noch selten im Süden des Red River vor; es läßt sich gegenwärtig, und zwar in einer weit geringern Anzahl als früher, in einem verhältnißmäßig schmalen Landstreifen zwischen den äußersten Ansiedelungen und den letzten Ausläufern der Felsengebirge blicken. Was soll nun aus dem Prairie-Indianer werden? Da er zu einem seßhaften Leben sich platterdings nicht eignet, so muß er zu Grunde gehen oder die angrenzenden mexikanischen Lande ausplündern. Diese aber sind schon durch die Raubzüge der Indianer beinahe völlig verwüstet und wir wissen aus der Schilderung des Dr. Wislizenus, daß zum Beispiel Chihuahua, wo Kamantsches und Apaches zugleich dem Werk der Zerstörung obliegen, schon seit Jahren völlig verödet ist. Wenn einst in jenen mexikanischen Grenzlanden die entarteten Nachkommen der Spanier handfesten nord-

amerikanischen Ansiedlern Platz machen — und das wird allem Anschein nach in nicht gar langer Zeit der Fall sein — dann ist auch das Schicksal dieser kupferbraunen Söhne der Wüste besiegelt; sie werden ein und dasselbe Loos mit ihren Brüdern im Osten theilen, von denen zwischen dem Mississippi, dem mexikanischen Meerbusen, dem atlantischen Ocean und dem St. Lorenz nur noch wenige tausende übrig geblieben sind.

Wir wollen hier ein Volk schildern, welches auch in der jüngsten Zeit viel von sich reden macht und an welchem der Charakter des nordamerikanischen Steppenmenschen sehr scharf hervortritt.

Die Kamantsches, ein streitbares Reitervolk, das noch heute manche Ansiedelungen in Texas in sehr empfindlicher Weise beunruhigt und mit welchem auch unsere deutschen Landsleute vielfach in freundlichen und unfreundlichen Verkehr treten, sind allerdings schon mehrfach beschrieben worden. Unter anderen hat Dr. Ferdinand Römer in Bonn, in seinem vortrefflichen Buche über Texas, eine lebendige Schilderung der Kamantsches entworfen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß Reisende, welche nur in zeitweilige Berührung mit einem Indianerstamme kommen, nicht in der Lage sind, denselben in Bezug auf sein inneres Leben und viele Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, die sich überhaupt erst durch ein langes Zusammenleben mit demselben begreifen lassen.

Die nachfolgende Darstellung entlehnen wir dem Prachtwerk: Historical and Statistical information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the United States; collected and prepared under the direction of the Bureau of Indian Affairs, per Act of Congress, 3. March 1847, by Henry R. Schoolcraft, Philadelphia 1851. 4. Dasselbe ist auf Staatskosten gedruckt worden und enthält eine Menge werthvoller Materialien zur Alterthums- und Völkerkunde Nordamerikas. Der Beitrag über

die Indianer in Texas ist von dem ehemaligen Präsidenten David G. Burnet verfaßt worden, der viel mit den Kamantsches zusammen lebte und verkehrte. Er war einer der ersten amerikanischen Ansiedler in jenem Lande.

„Die Kamantsches, sagt er, sind der zahlreichste Indianerstamm in Texas und zerfallen in drei Banden, nämlich die eigentlichen Kamantsches (Comanches), die Yambarack und die Tenawa. Die ersteren haben die Region inne zwischen dem Rio Colorado in Texas und dem Louisiana-Red River; sie reichen von den Quellen des Colorado und dessen westlichen Nebenflüssen bis zum Llano Bayou hinab, und von ihren Nachbarn, den Pahnis (Pawnees) am Red River bis zu den amerikanischen Ansiedelungen an diesem Strome. Mit den Pahnis liegen sie oft in Fehde, unternehmen auch zuweilen Raubzüge in das Land der Osagen. Die Yambaracks leben nördlich und westlich von den Kamantsches, und die Tenawa noch weiter ins Innere hinein. Alle drei sind aber wesentlich ein und dasselbe Volk und haben einerlei Stammesinteressen.

Im Jahre 1818 zählten diese Banden etwa zehn bis zwölf Tausend Köpfe, und unter diesen waren zwei bis dritthalb Tausend Krieger. Man schätzt ihre Zahl gewöhnlich weit höher, aber gewiß mit Unrecht. In den letzten zwanzig Jahren haben sie wohl eher ab- als zugenommen, weil sie auf ihren Kriegs- und Raubzügen doch immer Leute einbüßen.

Die Kamantsches haben keine bestimmten und genauen Vorstellungen über ihre Herkunft; eine nicht einmal genau ausgeprägte Tradition weiß nur, daß ihre Vorfahren aus dem Norden kamen; wann das aber geschehen, oder aus welcher Gegend sie kamen, darüber weiß man nichts. Sie führen ein Nomadenleben; ihre Pferde und Maulthierheerden rauben sie sich von den armseligen Mexikanern zusammen, welche vor diesen Indianern in steter Furcht schweben. Ackerbau treiben sie gar nicht; sie sind recht eigentlich ein Jägervolk. Gegen Anfang

des Winters kommt der Bison in zahlreichen Heerden in ihr Land und gewährt ihnen reichliche Nahrung; wenn aber dieser Büffel wieder nach Norden hin auf die Sommerweidegründe zieht, leiden sie manchmal Hunger, den sie freilich mit außerordentlicher Geduld und Ausdauer zu ertragen wissen. Nach langer Entbehrung essen sie dann wieder mit äußerster Gier, und überfüllen sich den Magen, ohne davon krank zu werden.

Ich glaube nicht, daß diese drei Kamantschesstämme glaubwürdige Berichte irgend einer Art haben, welche über die dritte Generation hinauf gingen. Was sie von der Vergangenheit wissen, erfahren sie blos durch mündliche Uebertragung; Monumente haben sie gar nicht, auch keine Sagen oder sonstige Hülfsmittel für das Gedächtniß, nicht einmal um das Andenken ihrer Waffenthaten fortzupflanzen, oder irgend etwas Merkwürdiges, das sich bei ihnen begiebt. Ich glaube auch nicht, daß sie auch nur den Namen irgend eines Häuptlings kennen, der vor vier Generationen bei ihnen lebte. An einen Verstorbenen denkt man unter ihnen kaum mehr, als unter civilisirten Völkern an einen Lieblingshund. Im Jahre 1818 stand als Oberhäuptling an der Spitze der drei Banden Parrow-a-Kifty, das heißt der kleine Bär; er gehörte zu den Tenawas, war ein tapferer, unternehmender und intelligenter Indianer, und im Allgemeinen seinen Stammesgenossen weit überlegen. Selbst unter den schweigsamen Wilden war er wegen seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung berühmt; er lachte niemals, außer in der Schlacht.

Die Autorität der Häuptlinge ist mehr nominell als wirklich; sie beruht mehr auf gutem Rath und Aufmunterung als auf Zwang, und weit mehr auf persönlichem Ansehen als auf Amtswürde. Die nicht unbeträchtliche Anzahl der kleineren Raubhorden wird von Häuptlingen angeführt, die man frei wählt. Es sind allemal Leute, die sich im Kriege ausgezeichnet haben, oder im Pferdestehlen und Skalpholen es den Anderen

zuvorthun. Von einem eigentlichen planmäßigen Zusammenhalten des Volkes ist keine Rede; je nach Belieben oder Bedürfniß thun sich Familien, etwa von zwanzig bis hundert zusammen, und ziehen auf Jagd oder Raub aus. Solch eine Horde hat einen Häuptling, manchmal auch mehrere. Entsteht innerhalb dieser Gesellschaft ein Unfrieden, so tritt zur Ausgleichung ein aus den Häuptlingen und den Aeltesten jeder Zelthütte gebildeter Rath zusammen, dessen Entscheidung insgemein den Streit ausgleicht. Doch kommt ein solcher nur sehr selten vor; Familienstreitigkeiten und persönliche Fehden kennt man kaum; sie leben überhaupt mit einander in Frieden und bestem Einverständniß. Von einem Rechtssysteme haben sie eben so wenig einen Begriff wie von nationaler Politik. Während ein Häuptling auf Raub und Mord auszieht, steht vielleicht ein anderer mit den Leuten, welche von jenem überfallen werden, im besten Einvernehmen. Deshalb helfen auch alle Verträge, welche man mit diesen Wilden abschließt, zu gar nichts, wenn man ihnen nicht den gehörigen Nachdruck durch Furcht und zwar bei jedem einzelnen Stamme zu geben weiß. Sie halten sich, beiläufig bemerkt, für das mächtigste Volk auf Erden.

Von Mein und Dein haben sie keine recht klaren Begriffe, in so weit dieselben über das persönliche Eigenthum hinausgehen. Das Gebiet, welches sie inne haben und das innerhalb desselben umherstreifende Wild, wird für Gemeingut des ganzen Stammes erachtet; wer ein Thier fängt oder erschießt, dem gehört es auch. In der Vertheilung von Lebensmitteln sind sie sehr freigebig, namentlich zur Zeit des Mangels. Den Pferden und Maulthieren widmen sie nicht geringe Sorgfalt; manche Männer haben deren bis zu hundert, ja bis zu dreihundert Stück zusammengebracht, meist durch Raub. Sie treiben einen ausgedehnten Handel mit Pferden; durch denselben verschaffen sie sich alle Waaren, deren sie bedürfen. Auch verkaufen sie Büffelhäute, welche von den Frauen sehr sorgfältig zubereitet

und hübsch bemalt werden. Der Kriegsgefangene gehört dem, welcher ihn gefangen genommen hat; er kann mit demselben ganz nach Gutdünken verfahren und ihn freilassen oder verkaufen. Als ich unter den Kamantsches lebte, kaufte ich von ihnen vier mexikanische Gefangene; für jeden zahlte ich etwa den Werth von zweihundert Dollars in verschiedenen Artikeln, welche diese Wilden nach ihrem eigenen Marktpreise abschätzten. Aber einer dieser Losgekauften stahl bald darauf ein Pferd und rannte davon; zwei andere waren Tagediebe; nur der vierte, ein alter Mann, leistete mir einige persönliche Dienste.

Diese drei Stämme haben keine gemeinschaftliche Stammesregierung. Die Tenawa und Yamparacks handeln mit den Mexikanern von Santa Fé, während die Horden weiter abwärts in den Krieg gegen die Mexikaner in Chihuahua und den übrigen unteren Provinzen, Tamaulipas mit eingeschlossen, ziehen. Wenn aber die Vereinigten Staaten in Krieg mit einem Stamme verwickelt werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die beiden anderen an demselben theilnehmen. Denn wenn man die eigentlichen Kamantsches, die sogenannte untere Horde, bedrängt, so ziehen sie sich zu ihren Stammverwandten zurück, welche dann sicherlich mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, ohne viel zu fragen, wer Recht oder Unrecht hat. Insgemein besteht aber zwischen ihnen keine politische Verbindung, obwohl sie manchmal gemeinschaftliche Züge und Büffeljagden mit einander unternehmen. Die beiden oberen Horden besitzen eine geringere Anzahl von Rossen und Maulthieren. Jagdrecht und Jagdgesetze kennt man nicht, doch werden fremde Jäger auf dem Jagdgrunde, welchen jeder Stamm als seinen eigenen betrachtet, nicht gelitten.

Im Handel und Verkehr zeigen sie auf ihre Weise einen nicht geringen Grad von Schlauheit. Da sie aber von dem wahren Werthe vieler Artikel gar keine richtige Vorstellung haben, so bleibt es nicht aus, daß sie häufig sehr bedeutend

übervortheilt werden. Es ist unter allen Umständen wohlgethan, jeden Handel rasch abzumachen und sich vollständig zu einigen; denn giebt man ihnen Waaren auf Borg, so verspielen sie dieselben oder verschenken sie an Freunde, und nach einigen Tagen ist nichts mehr davon übrig. Dann mag der Borger sehen wie er zu dem Seinigen kommt, denn der Kamantsche „liebt seine Pferde", und möchte wo möglich gar nicht bezahlen. Was will man auch machen, wenn er sich weigert? Doch kenne ich Beispiele, daß der Häuptling einen säumigen Schuldner vermochte, den Gläubiger zu befriedigen, allemal aber nur dann, wenn noch andere Aelteste sich der Sache annahmen.

Auf Pelzwerk und Hirschfelle legen die Kamantsches keinen besondern Werth. Auch sind in ihrem Lande nur wenige Biber und Ottern; das Volk kennt auch die Kunst Fallen zu stellen nicht. Jene werthvollen Thiere sind in Texas durch die amerikanischen Trappers fast ganz ausgerottet worden. Von Geld, als einem Tauschmittel, weiß der Kamantsche nichts. Manche Stutzer tragen Dollars und andere Silberstücke, bis auf die kleinsten, die Picayunes hinab, als Schmuck in ihrem Haare, neben Roßschweifen und Kuhschwänzen.

Die Kamantsches zählen nach den Fingern, die sie ausbreiten; die Zehner geben sie dadurch an, daß sie die Finger an beiden Händen ausbreiten, und die Vervielfältigung der Zehner in der Weise, daß sie beide Hände zusammenschlagen bis die Zahl, welche sie angeben wollen, erreicht ist: Also zehnmal beide Hände zusammenschlagen bedeutet Hundert. Die Namen der Finger kenne ich nicht, zweifle aber, ob sie besondere Ausdrücke für Zahlen über Zwanzig hinaus haben; denn darüber hinaus bedienen sie sich der Namen der einzelnen Finger für die Multiplication der Decimalzahlen. Hieroglyphen oder Denkzeichen irgend einer Art haben sie nicht; sie verlassen sich, wie schon gesagt, völlig auf ihr Gedächtniß.

Von Arzneikunde und dem pathologischen Verlauf der Krankheiten verstehen sie auch so gut wie Nichts. Ihr Land ist außerordentlich gesund, und ich fand unter ihnen einige sehr alte Leute, die geistig wie körperlich noch vollkommen kräftig waren. Moräste, Sümpfe und stagnirende Gewässer, aus welchen ungesunde Dünste aufsteigen könnten, sind nicht vorhanden. Ich irre kaum, wenn ich behaupte, daß sie ein wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Insekten oder Schlangen besitzen, das allemal Rettung bringt, wenn nicht eine Hauptarterie verletzt wurde. Es ist vegetabilischer Art. Schußwunden verstehen sie recht gut zu heilen, und mit zerbrochenen Gliedern wissen sie sehr wohl umzugehen; aber Amputiren können sie nicht, und tritt der kalte Brand ein, so ist der Kranke allemal ohne Rettung verloren. Sie glauben an Amulete und geheimnißvolle Einflüsse; sie „singen für den Kranken", welchen sie in seiner Zelthütte aufsuchen, wo sie Instrumental- und Vocallärm der fürchterlichsten Art machen, damit die Krankheit vertrieben werde. Ihre Nahrungsmittel und ihre ganze Lebensweise sind übrigens sehr einfach, und sie haben einen großen Vorzug vor anderen Indianern darin, daß sie kein „Feuerwasser" trinken. Da nur wenige Krankheiten unter ihnen vorkommen, so bedürfen sie auch der Aerzte nicht; die Wechselfieber sind sehr milder Art. Auch Hebammen haben sie nicht nöthig; die Frauen gebären ohne irgend welche Beihülfe, und treten die Geburtswehen auf der Reise ein, so wird diese dadurch nur auf wenige Stunden unterbrochen. Zwei Jahre vor meiner Ankunft unter ihnen waren die Pocken in das Land gekommen und hatten große Verwüstungen angerichtet; indessen dauerten sie nicht lange. Aber die Krankheit war außerordentlich gefährlich und nur wenige, welche von ihr ergriffen wurden, kamen mit dem Leben davon. Das lag zum Theil an der unvernünftigen Behandlung der Kranken, die man ohne frische Luft in ihre durch künstliche Mittel erhitzten Zelthütten einsperrte; manchmal rannten sie in

voller Fieberhitze hinaus und stürzten sich ins kalte Wasser. Bald nachher waren sie Leichen.

Die Tracht der Kamantsches ist sehr einfach und besteht gewöhnlich in einem gefärbten, auch wohl mit Glasperlen verzierten Büffelfell, dessen Haar sie bei kühlem Wetter nach einwärts tragen. Ein weiter Mantel von scharlachrother oder blauer Farbe, oder halb roth und halb blau, ist ein sehr geschätztes Kleidungsstück. Das Beinkleid ist meist blau und reicht bis auf das Knie hinab. Die übrige Beinbekleidung (die Leggins) hängt lang hinab, besteht aus gegerbter Hirschhaut, auch wohl aus blauem oder rothem Tuche und ist mit Glasperlen und anderm Zierrath reichlich versehen. Der Kopfputz ist immer so bunt und mannigfaltig wie irgend möglich. Jener, welchen Parrow-a-Kifty bei festlichen Gelegenheiten trug, bestand in einer Kappe, die aus dem Skalp eines Bisonbullen sammt den Hörnern bestand; sonst trug dieser Häuptling nur wenigen Haarputz. Die jungen Krieger sind außerordentlich stutzerhaft und putzsüchtig; sie bemalen ihr Gesicht mit verschiedenen Farben, doch so, daß roth, weiß und schwarz am meisten hervorstechen; diese Farben erhalten sie zumeist ohne chemische Bearbeitung, aus den Fossilien im Lande selbst. Zinnober wird für äußerst werthvoll erachtet, ist aber für den täglichen Gebrauch zu theuer. Federn dürfen als Kopfputz nicht fehlen; das Haar wird oft mit dunkelrothem Thon beschmiert, und an den Büschel, den sie oben auf dem Kopfe zusammenbinden, befestigen sie auch einen Roßschweif oder einen Kuhschwanz, der dann bis auf die Fersen hinabhängt. Sie tragen bis zu zehn und mehr Ringe an jedem Arme, alle etwa von der Dicke eines Gänsefederkiels; auch stecken sie Muscheln, Knochen oder silberne Stäbe durch die Nase, und lieben auch Ohrringe, in welche sie allerlei Zierrathen hängen. Sie wissen nicht, woher der Brauch, sich so zu putzen, stammt, und eben so wenig, weshalb sie alle diese Siebensachen tragen. Im Kriege gehen sie beinahe nackt,

denn wenn sie sich zum Angriffe vorbereiten, werfen sie alle Kleider ab und behalten nur Hosen und Fußbekleidung. So können sie sich auf ihren Rossen frei bewegen; die Sättel sind leicht und haben hohe Knöpfe.

Das Weib wird nicht viel geachtet; es besorgt dem stolzen und trägen Herrn und Gebieter Feuerung und Wasser, ganz in ähnlicher Weise, wie es auch bei anderen Indianerstämmen Nordamerikas geschieht. Mädchen und Frauen legen weit weniger Werth auf Putz und Schmuck als die Männer. Sie scheinen in ihrer gesellschaftlichen Unterordnung und Herabwürdigung nur wenig Selbstachtung bewahrt zu haben, sind schmutzig am Körper, entschieden wilder und grausamer gegen die Gefangenen als die Männer, unter denen ich oft Leute von Wohlwollen und Theilnahme gefunden habe. Einem alten Brauche gemäß werden die Gefangenen bei den Kamantsches während der ersten drei Tage den Frauen zur Tortur übergeben. Diese legen ihn mit den Rücken auf die Erde und befestigen ihn dergestalt an Pfählen, daß seine Arme und Beine weit auseinander gesperrt sind. Hat er den Tag über so gelegen, dann wird er Abends losgebunden und zum Tanze geführt, das heißt, man stellt ihn in einen Kreis, den seine Peiniger bilden; er muß tanzen und singen, während die Furien innerhalb des Kreises ihn mit Stöcken und Streifen aus rohen Häuten so lange schlagen, bis sie ermüdet sind. Dasselbe gräßliche Schauspiel wiederholt sich an den beiden nächstfolgenden Tagen; erst nach zweiundsiebzig Stunden wird der Unglückliche losgelassen und in die Zelthütte seines Gebieters geführt, welchem er nun Sklavendienste leisten muß. Doch ist dieses Verfahren nicht allgemein. Erwachsene Gefangene werden zuweilen mit Vorbedacht unter langen Martern getödtet, wenn die Kriegshorde im Kampfe viele der ihrigen verloren hat. Unter solchen Umständen verzehren die Kamantsches auch wohl Fleisch, welches sie dem Hingeopferten ausschneiden, und in sofern sind sie aller=

dings Kannibalen. Aber sie essen dieses Menschenfleisch aus Rachsucht, und verzehren es nicht etwa um sich daran zu sättigen. Der Kannibalismus ist demnach bei ihnen eine „metaphysische Passion", aber darum gerade desto widerwärtiger und scheußlicher. Gefangene Knaben und Mädchen werden keiner systematischen Marter unterworfen, sondern sogleich in die Familie ihres Gebieters aufgenommen und, wenn sie folgsam sind, nicht eben allzugrausam behandelt. Sie müssen allerlei Arbeiten verrichten, werden späterhin auch wohl freigelassen, heirathen nachher ein indianisches Mädchen und werden faktisch selber Kamantsches. Ich habe eine Anzahl junger Mexikaner unter ihnen als Gefangene gesehen. Sie bezeigten gar keine Lust sich loskaufen zu lassen, auch standen sie weit höher im Preise als die völlig Ausgewachsenen.

Der Kamantsche mag so viele Weiber nehmen als ihm gefällt und als er ernähren kann. Carnosantua, ein Häuptling, Sohn Amerikas (ein Name der wohl von den Mexikanern herrührt), hatte zehn Frauen, die alle mit einander im besten Einvernehmen lebten, obwohl eine die Hauptfavorite war. Ist der Mann einer Frau überdrüssig, so scheidet er sich von ihr ohne weitere Umstände; manchmal heirathet er sie nachher auch wohl wieder. Wird eine Frau dem Manne ungetreu, so schneidet er ihr die Nase ab. Ich habe mehrere so gezeichnete Frauen selbst gesehen. Die Frauen müssen alle kleinen häuslichen Arbeiten verrichten, gehen auch wohl mit dem Mann auf die Jagd, zerlegen die Thiere, welche er getödtet hat und bereiten die Häute. Auch begleiten insgemein einige Frauen die Krieger auf ihren Streifzügen, und sind dann Dienerinnen und wenn man so sagen darf Marketenderinnen. Wenn in Feindeslanden ein Angriff beabsichtigt wird, sucht die Horde wo möglich in einem Dickicht einen Lagerplatz. Dort läßt sie die schwächeren Pferde und das übrige Gepäck unter der Aufsicht einiger alten oder sonst wegen irgend einer Zufälligkeit zum

Kampfe nicht geeigneten Krieger und der Weiber zurück, während sie selbst, meist bei Mondschein, auf Beutemachen, d. h. auf den Diebstahl von Pferden und Maulthieren, auszieht. Manchmal werden auf diese Weise aus einem einzigen mexikanischen Rancho einige hundert Thiere weggetrieben. Es fehlt dem Kamantschen nicht an persönlichem Muthe; er steht als Reiter keinem andern Volke in der Welt nach, und weiß sich, namentlich wenn er zu Rosse sitzt, des Bogens und Wurfspeers ganz vortrefflich zu bedienen. Aber wenn er sein Pferd nicht unter dem Leibe hat, will er nicht viel bedeuten; mit ganz leichten Schußwaffen weiß er wohl umzugehen, dagegen hat er gegen die schwere Flinte oder Büchse eine entschiedene Abneigung. Diese Waffe, in deren Handhabung die amerikanischen Gränzer bekanntlich Meister sind, fürchtet der Kamantsche sehr; er bindet deshalb auch nur ungern mit den Amerikanern an. Insgemein ist er gut gewachsen; kleine und mißgestaltete Menschen kommen nur selten vor. Als Schutzwaffe bedient man sich auch wohl eines Schildes, den man aus Büffelhaut bereitet, welche am Feuer gehärtet wird; derselbe ist kreisrund oder länglich rund, hält etwa zwei Fuß im Durchmesser und wird am linken Arme getragen. Für einen Pfeil ist er undurchdringlich, aber gegen eine Büchsenkugel schützt er nicht.

Von der Länderkunde weiß der Kamantsche nicht mehr, als was er selbst gesehen hat; was darüber hinausliegt, ist für ihn nicht da, er weiß nichts davon und glaubt auch nicht, was man ihm sagt. Von der Gestalt und Beschaffenheit der Erde hat er eben so wenig einen Begriff, wie von unserm Planetensystem. Den Polarstern weiß er übrigens zu unterscheiden; dieser dient ihm auf den nächtlichen Wanderungen zum Führer, und heißt Karmeadtadscheno, d. h. der sich nicht bewegende Stern. Sie erkennen in der Sonne den Urquell der Wärme; längst verflossene Zeiten bezeichnen sie durch Kälte und Hitze, d. h. Winter und Sommer; den Mondwechseln folgen sie mit großer

Aufmerksamkeit; da diese aber so häufig vorkommen und die Kamantsches ein nur dürftiges System zu zählen und zu rechnen haben, so sind sie zu keiner Chronologie gekommen. Kurze Zeitabschnitte, vergangene wie zukünftige, berechnen sie von einem Vollmond zum andern, und die Tageszeit bezeichnen sie nach dem Stande der Sonne am Himmel.

Die religiösen Begriffe sind nicht minder roh, beschränkt und dürftig, als ihre Vorstellungen von der Erde und vom Sternenhimmel. Sie haben eine unbestimmte, überkommene Vorstellung von einem großen Geiste; ich habe aber niemals eine irgend bestimmte Art und Weise der Verehrung desselben unter ihnen bemerkt. Wohl aber sah ich häufig, daß am frühen Morgen ein Kriegsschild auf der Spitze eines in die Erde gesteckten Wurfspeeres sich befand, und allemal nach Osten hin zeigte, ob aus Verehrung gegen die Sonne konnte ich nicht erfahren. Sie glauben an Zauberei, welche auch durch Menschen ausgeübt wird, und verabscheuen namentlich die Kitschies, einen kleinen Stamm am Trinidadflusse, weil sie meinen, daß dieselben hexen können. Die guten Menschen, das heißt alle, welche sich durch Skalpnehmen und Pferdediebstahl auszeichnen, kommen nach ihrem Ableben auf herrliche Jagdgründe, wo stets fette Büffel in Menge weiten; während die Bösen an einen andern Ort kommen, wo diese Herrlichkeit mangelt. Für den verstorbenen Krieger, der auch in jenem Leben bleibt, was er hier auf Erden war, schlachten sie einige seiner besten Pferde an seinem Grabe, in welches sie auch Jagdgeräthschaften hineinlegen, damit sie ihm stets zur Hand seien. Eine eigentliche und bestimmte Vorstellung von ihrem Jagdparadiese geht ihnen aber ab. Der Todte wird systematisch in gewissen Zeitabschnitten mit großem Lärmen bedauert; und seine weiblichen Verwandten zerreißen mit scharfen Steinen die Haut an Armen und Beinen, bis überall Blut herausquillt. Die Dauer dieser Wehklagen richtet sich nach dem Ansehen, in welchem der Todte

stand; sie währt von drei bis zu sieben Tagen; dann ist er vergessen.

Priester oder etwas dergleichen habe ich unter ihnen nicht bemerkt; gäbe es priesterliche Verrichtungen oder Obliegenheiten, so würden sie wohl von den Häuptlingen besorgt werden; doch scheinen mir die Kamantsches in religiöser Beziehung viel zu indifferent, als daß dergleichen bei ihnen auch nur nothwendig erschiene. Sie haben nicht einmal religiöse Fabeln, so abergläubig sie auch sind, und so leicht sie sich auch die abgeschmacktesten Behauptungen aufbinden lassen, vorausgesetzt, daß dadurch ihre Eitelkeit nicht verletzt wird. Wenn die Lehre von der Seelenwanderung jemals bei den Kamantsches Eingang gefunden hat, so war das doch nur theilweise der Fall; ich meine, daß bei ihnen gar kein allgemeiner religiöser Glaubensplan vorhanden ist, zweifle auch, ob alle dieselben oder auch nur annähernd ähnliche Vorstellungen des Begriffs über die Einwirkung höherer Mächte auf das Menschenleben haben; nur in Bezug auf Zauberei scheinen alle gleich zu denken.

Das Land, welches die Kamantsches inne haben, bietet besonders in den vom Colorado und dessen Nebenflüssen durchzogenen Theilen eine mannigfach bewässerte Oberfläche dar; es ist ein Hügelland, und keineswegs ein Gebirgsland. Die Thäler sind zumeist klein, und manche davon auch bewaldet; andere Strecken sind Prairieland; hier wie dort wächst vortreffliches Gras und bietet eine üppige Weide dar. Der Boden ist an sich ungemein fruchtbar, aber für den Ackerbau wird er viel zu dürr sein, wenn nicht künstliche Bewässerung nachhilft. Die Luft ist außerordentlich trocken, und im Sommer zieht die langandauernde Hitze alle Flüssigkeit aus Luft und Erde; selbst der Thau fällt in den heißen Monaten nur spärlich. Am Ufer des Colorado und der kleineren Flüsse wachsen verschiedene Holzarten, z. B. Lebenseichen, die man insbesondere in hübschen Hainen und auf flachen Anhöhen findet. Holz, das sich zum

Häuserbau eignete, ist selten, aber Steine sind in Menge vorhanden. Kein andres Land eignet sich besser zur Viehzucht, namentlich für Pferde, und Estremadura bietet für die Schafzucht gewiß keine größeren Vortheile, als das Land der Kamantsches. Von wilden Thieren finden sich in demselben: Büffel, Bär, Hirsch, einige Antilopenarten, verschiedene Wölfe, Panther und Mustangs oder wilde Pferde, die weit besser sind als jene in den flachen Küstenprairien. Auch Hasen und die sogenannten Prairiehunde kommen häufig vor. Die Geier dienen dem Reisenden als Führer zu dem Lager der Indianer, das sie in Erwartung einer guten Mahlzeit umkreisen; Puter sieht man zuweilen in großen Heerden; Enten sind häufig; kleinere Vögel kommen seltener vor; der Kardinal liebt das Dickicht, aber Vogelgesang vernimmt man kaum in diesen abgelegenen Gegenden.

Das Land am San Saba, einem westlichen Zufluß des Colorado, ist reich an Metallen, wenigstens deuten viele Anzeichen auf Eisen, Blei und Silber; ich sah ein Stück Kupfer, das man in der Nähe des Brazos gefunden hatte; es war fast ganz gediegen. Mein Gewährsmann, den ich im Lande der Kamantsches fand, ist zuverlässig; er war selbst in der Kupferregion gewesen, und versicherte mich, daß dort tausende von Wagenladungen Kupfers, gleich dem mir gezeigten Probestücke auf der Oberfläche liegen. Auf jeden Fall ist mehr Eisenerz vorhanden, als Holz dasselbe zu schmelzen, und genug um Schienen zu verfertigen, die für den ganzen Erdball ausreichen würden. Ich zweifle nicht daran, daß man auch Steinkohlen findet.

Ich habe nie etwas von alten Gebäuden oder von Menschenhänden gemachten Hügeln, Tumuli, im Lande gesehen, welche andeuten könnten, daß in demselben einst ein Volk von höherer Gesittung gewohnt hätte. Sehr hübsch aus Flintstein gearbeitete Pfeilspitzen findet man in ganz Texas häufig, einige unter der Erde, andere über derselben, und zwar von verschie-

dener Größe. Auf welche Weise man die Steine auseinander theilte, weiß ich nicht. Jetzt haben die Indianer eiserne Pfeilspitzen; indessen kommt der Gebrauch von Pfeil und Bogen allmälig ab und macht der Feuerwaffe Platz."

So sind die Kamantsches, und die übrigen Steppenvölker gleichen ihnen in vieler Hinsicht. Da sie vielfach genannt werden und häufig mit den Vereinigten Staaten oder mit einzelnen Ansiedelungen in feindliche Berührung gerathen, so wollen wir derselben erwähnen. In Texas ziehen auch Lipans umher, doch sind sie an die Nordwestgränze gedrängt worden und stellen nicht über zweihundert in's Feld. Auch die Tonkawäs, ein eigenthümlicher Stamm, dessen Sprache keine Verwandtschaft mit irgend einer andern texanischen Horde aufweist, führen als Jäger ein umherstreifendes Leben und sind, wie alle Prairieindianer, lästige Pferdediebe.

Sehr gefährlich erscheinen die Apasches, welche über ganz Neu- und Nordmexiko nach Westen hin bis Durango verbreitet sind. Fast das ganze Jahr hindurch schwärmen sie raubend und plündernd umher; zwischen ihnen und den Creolen sammt den „zahmen" Indianern ist erbliche Feindschaft und die Apasches sind geradezu unermüdlich im Raubkriege gegen die Mexikaner. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme, welche wieder in viele kleine Horden zerfallen. Die weniger zahlreiche Gruppe bilden die Apasches Mescaleros im Osten des Rio del Norte; sie werden so bezeichnet, weil die Mescal, das heißt die Wurzel der Magunypflanze, amerikanischen Agave, ihr Hauptnahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche bildet. Den zahlreichen im Westen des Rio Grande del Norte umherstreifenden Stamm bilden die Apasches Coyoteros, welche das Fleisch des Coyote oder Steppenwolfes genießen. Die Apascheshorde der Jicorillas streift im nördlichen Neumexiko umher und hat gar keinen festen Aufenthaltsort oder Schlupfwinkel; sie lebt vom Raub, ist aber feig und wagt sich nur selten und vor-

sichtig in die Ebenen, wenn dort die Büffel grasen. Die Apasches im südlichen Theile von Neu-Mexiko bis nach dem Rio Gila hin sind dagegen ungemein kriegerisch; sie leben lediglich vom Plündern und die Masse von Vieh, welche sie während der letztverflossenen zwanzig Jahre zusammen geraubt haben, wird als ganz ungeheuer geschildert. Dagegen sind die Navajós ein verhältnißmäßig fleißiges und friedliebendes, aber, wenn es sein muß, auch streitbares Volk, das hauptsächlich Viehzucht und daneben einigen Ackerbau treibt. Die von ihren Frauen verfertigten wollenen Decken sind berühmt und sehr geschätzt. Die Wohnsitze dieser Navajós liegen auf dem schwer zugängigen Tafellande zwischen dem Flusse San Juan im Norden und dem Rio Gila im Süden; die Volksmenge beträgt höchstens fünfzehn tausend Köpfe. Ihre Nachbarn, die Mokis, sind in festen Dörfern angesiedelt und bauen Getreide und Obst; die Pimos und Coco Maricopas am untern Gila sind friedlich und in ihrer Weise betriebsam. Nördlich von den Navajós, in einem gebirgigen Landstriche wohnt ein Stamm der weitverbreiteten Yutah; am obern Arkansas streifen Scheyennes und Arrapahós umher, beide erfahrene Büffeljäger. Jene Yutahs werden als die am meisten zu fürchtenden Indianer von Neu-Mexiko geschildert, als stolz, furchtlos aber auch als achtbar im Verkehr; sie halten ein gegebenes Wort. Ihr Winteraufenthalt ist in den Bergen nördlich von Taos, und im Sommer ziehen sie in die Steppe um den Büffel zu erlegen. Einer ihrer Häuptlinge trägt als Verzierung auf seinen Lederhosen Nägel und Fingerspitzen der von ihm Erschlagenen.

Die ansässigen und ackerbautreibenden Indianer in Neu-Mexiko bezeichnet man als Pueblos, die, wie schon bemerkt, theilweise noch jetzt im sogenannten Casas Grandes wohnen. Der Ort, das Pueblo, Taos, liegt auf beiden Seiten eines aus dem Gebirge kommenden kleinen Flusses und besteht aus

zwei mächtig großen Gebäuden von getrockneten Lehmsteinen; jedes derselben ist vierhundert Fuß lang, anderthalb hundert Fuß breit und hat sieben Stockwerke. Um das Gebäude herum gehen Galerien, die oberen Geschosse laufen verjüngt zu und bilden Terrassen. Aus diesen beiden Häusern, einigen kleineren Wohnungen und einer Kirche besteht das ganze Dorf; in die Häuser steigt man vom Dach hinab vermittels der Leiter, welche auf den Galerien stehen. Sobald Gefahr droht, werden sie heraufgezogen und dann auch als eine Art von Brustwehr benützt. Dieses Pueblo Taos ist vor etwa anderthalb hundert Jahren gebaut worden, und gilt für eines der ältesten im Lande. Die verschiedenen Pueblos bilden gleichsam kleine eigene Republiken unter dem Schutze der Vereinigten Staaten. Der erste Beamte ist der Alkalde, welchem vier gewählte Räthe zur Seite stehen. Nie wird ein Pueblomädchen sich mit einem wilden Indianer verheirathen.

Auf den ausgedehnten Wiesenfluren, welche sich vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen hin ausdehnen, treffen in Frieden oder Feindschaft Indianer vieler Stämme mit einander zusammen. Wie sollen diese zu ganz verschiedenen Sprachgruppen gehörenden Menschen mit einander ihre Gedanken austauschen? Die mündliche Rede des Einen ist dem Andern durchaus unverständlich. So ist man denn auf eine Zeichensprache verfallen, welche jeder Prairie-Indianer kennt, gleichviel welchem Stamme er angehören möge. Auch die Handelsleute, welche die Steppe durchziehen, sind mit derselben bekannt, und einer derselben, J. J. Cooper aus St. Louis, hat über dieses Verständigungsmittel bekannt gemacht. Wir geben hier einige Proben.

Ein Nordamerikaner und im Allgemeinen ein Weißer wird von den meisten Prairie-Indianern so bezeichnet, daß sie mit der Hand quer über die Augenbrauen fahren. Sie wollen dadurch andeuten, daß der Mann einen Hut trägt. Die Sioux

haben dasselbe Zeichen, nur daß sie dabei die Hand nicht offen, sondern zusammengeballt halten.

Einen Franzosen bezeichnen die Sioux so, daß sie mit der Hand über den Mund, der Breite nach, fahren, gleichsam als schnitten sie mit einem Messer.

Einen Spanier oder Mexikaner deuten sie so an, daß sie über die Lippe emporstreichen, als wollten sie sich den Schnauzbart aufwichsen.

Ein Schlangen-Indianer oder Kamantsche wird so bezeichnet, daß man den Vorderfinger ausstreckt und nach vornehin damit eine schlängelnde Bewegung nach dem Boden zu macht.

Ein Arrapahoe. Man tippt mit den Fingerspitzen auf der Brust herum, — eine besprenkelte Brust.

Ein Scheyenne. Man macht drei Zeichen (Marks) auf den linken Arm nahe der Schulter, und zwar mit den drei Vorderfingern der rechten Hand. Das ist nämlich das Abzeichen und Merkmal der Scheyennes.

Ein Pawnee- oder Wolf-Indianer. Man hebt die beiden ersten Finger jeder Hand empor und legt die Hände dicht an den Kopf; man will damit Ohren andeuten.

Ein Sioux. Man macht die Bewegung des Halsabschneidens.

Ein Sioux-Brulé. Man reibt die Hüfte, als hätte man sich verbrannt.

Ein Sioux casse de flêche. Man thut als ziehe man eine Bogensehne zurück, und dann, als bräche man in beiden geschlossenen Händen einen Pfeil entzwei.

Ein Krähen-Indianer. Man breitet beide Hände mit den Fingern nach oben aus, und wehet mit den Armen als wären sie Flügel.

Ein Schwarzfuß-Indianer. Man reibt mit einer Hand den Spann des Fußes.

Ein Häuptling. Man steckt den Vorderfinger der rechten Hand etwas gekrümmt nach auswärts vor, macht mit demselben eine halbkreisrunde Bewegung, so daß die Fingerspitze nach unten hin gerichtet ist, und zeigt so nach oben und unten; deutet hoch und niedrig an, und will so zu verstehen geben, daß der Häuptling zu befehlen habe.

Ein Starkmuthiger, Held, Tapferer. Der Vorderfinger der rechten Hand wird ausgestreckt und nach vorne zu ausgereckt; man will andeuten, daß der Mann vorwärts dringe.

Ein Feigling. Man zieht die rechte nach innen gekrümmte Hand dicht an die rechte Seite des Körpers, um einen zu bezeichnen, der sich zurückzieht.

Ein Mann, der hören kann, aber nicht will. Man bewegt den Vorderfinger der rechten Hand bis ans rechte Ohr, und den Vorderfinger der linken Hand vom andern Ohr weg, um anzudeuten: was in das eine Ohr komme, gehe aus dem andern wieder hinaus.

Ein alter Mann. Man ballt die Hand zusammen, so daß die innere Seite nach außen steht, macht am Kopfe einen Kreis, und deutet an, daß viele Jahre über ihn hinweggerollt seien.

Ein Narr. Man hält die Knöchel der Hand nach einwärts vor die Stirn und deutet so einen harten Kopf an.

Freude. Beide Hände werden dicht zusammengeschlagen und aneinander gehalten.

Arm und verlassen. Man reibt den Vorderfinger der linken Hand mit jenem in der rechten nach abwärts, um völlige Entblößung anzudeuten.

Mager am Körper. Man legt die hohlen Hände gegen die Brust und zieht sie nach auswärts so, als wolle man Fleisch von der Brust wegnehmen.

Eine Frau, Squaw. Man streicht mit den Händen zu beiden Seiten vom Kopfe nach unten; was langes Haar bedeuten soll.

Branntwein. Man hält die rechte Hand fest zusammengeballt in die Höhe und bewegt sie hin und her.

Taback. Man hält die rechte Hand so, als hätte man eine lange Pfeife in derselben, zieht sie langsam an sich und giebt einen puffenden Ton mit der Nase von sich, als würde Rauch aus derselben ausgestoßen. Denn die Indianer rauchen vorzugsweise gern durch die Nase.

Pfeife. Bewegung wie die vorige; nur wird die Hand still gehalten.

Schießgewehr. Man hält die Arme so, als wolle man ein Gewehr abdrücken.

Pulver oder Mehl. Man hält die Finger so, als hätte man eine Prise davon genommen, und thut dann, als ob man das Mehl oder Pulver verstreue.

Salz. Die Vorderfinger der rechten Hand werden auf die Zunge gelegt.

Rothe Farbe, Zinnober. Man reibt sich die Wangen.

Glasperlen. Man macht mit den Fingern eine Menge kreisförmiger Bewegungen um den Hals, wenn man große Perlen andeuten will; kleine werden so bezeichnet, daß man den Finger an das Ohr hält. Denn große trägt man um den Hals, kleinere dienen zum Putz der Ohren.

Getrocknetes Fleisch. Man macht das Zeichen als schneide man ein Stück Fleisch in der Weise, wie die Indianerinnen den Büffel zerlegen.

Handel treiben. Man legt zwei Finger kreuzweis über einander.

Tauschen. Mit jedem Vorderfinger zugleich einen rechten Winkel machen.

Aufrollen. Man macht die Bewegung als wolle man eine Decke zusammen nehmen.

Aufpacken. Man klappt beide Hände auf einander, um die Lage der Packete auf einem Maulthier anzudeuten.

Aufsatteln. Man legt die innere Fläche der rechten Hand auf den hohen Rand der vertikal gehaltenen linken Hand.

Aufbruch. Der linke Arm wird nach vorne gehalten, und zwar so, daß er am Elbogen etwas gekrümmt und die Hand geschlossen ist; man thut als wolle man etwas aufheben.

Hund. Man macht das Zeichen eines Wolfes (wie oben bei den Wolf=Indianern), hält aber die rechte Hand nach hinten.

Sonne. Es wird ein Kreis mit Daumen und Vorderfinger gemacht, so daß die Spitzen beider einander schließen.

Tageszeit. Man macht das Zeichen der Sonne, und bewegt dasselbe bis zu der Stelle am Himmel, wo etwa die Sonne zu der Zeit stehen würde, welche man bezeichnen will.

Nacht. Man breitet Arme und Hände aus, die letzteren nach unten gekehrt, und bewegt sie über einander, um zu zeigen, daß etwas bedeckt sei.

Nachtzeit. Dasselbe Zeichen wie bei der Tageszeit, nur daß dann der Mond die Stelle der Sonne vertritt.

Berg oder steiler Weg. Der linke Arm wird vom Leibe weg im rechten Winkel ausgestreckt, die Hand ist zusammengeballt.

Tod. Der linke Arm wird mit geschlossener Hand nach vorwärts gestreckt.

Kraft, Stärke. Man hält beide Unterarme dicht an die Oberarme, die stark zusammengepreßten Hände nach vorne, wie wenn man ein recht wildes Pferd fest im Zügel hielte.

Gang, Gehen. Man hält die ausgebreiteten Hände vor sich, die innere Fläche nach unten, und macht eine Bewegung damit auf und nieder.

Ueberraschung, Verwunderung. Die innere Fläche der rechten Hand wird auf den Mund gelegt und dicht auf denselben gepreßt, als hielte man den Athem an.

Schnee und Regen. Der rechte Arm wird hoch über den Kopf gehalten, so daß alle Finger nach abwärts hängen. Diese bewegt man stärker oder schwächer, je nachdem die Stärke des Regens oder Schneefalles angedeutet werden soll.

Kälte. Die geballten Fäuste werden mit einer zitternden Bewegung dicht an die Brust gehalten.

Liebe. Man drückt die zusammengeballten Hände an die Brust.

Tödten, erschlagen. Man bewegt die Faust, als ob man Jemand zu Boden schlage.

Böse. Die rechte Hand geballt; dann wird sie plötzlich mit einem Ruck nach abwärts geöffnet.

Groß, breit, umfangreich. Man streckt die Arme weit weg mit offenen Händen, und hält die Fingerspitzen beider zusammen, so daß ein Kreis gebildet wird. Es soll bedeuten: so viel als man umspannen kann.

Weit, weg, fern. Man hält die linke Hand an die Brust und weist mit der rechten in die Ferne.

Nahe. Hände wie eben, aber die rechte Hand wird zur Linken geführt.

Gut. Man hält die Hände gerade, die Finger dicht zusammen, die innere Fläche nach unten, und bewegt sie vom Kinn ab von sich weg.

Nein. Ein Strich mit der offenen flachen Hand vom Körper weg.

Ja. Man streckt den Vorderfinger der rechten Hand und mit abgekehrter innerer Fläche aus, und macht nach aufwärts und von sich weg eine kreisförmige Bewegung.

Es ist lange her. Der rechte Arm wird mit geschlossener Hand ausgestreckt und streift mit der linken Hand vom Handgelenke bis zur Schulter.

Sehen. Mit den beiden ersten Fingern der rechten Hand wird geradeweg von den Augen aus gezeigt.

Sprechen, reden. Man macht mit den beiden Vorderfingern der rechten Hand eine Bewegung vom Munde ab.

Lügen. Mit dem Vorderfinger der rechten Hand geht man über den Mund hin bis zur linken Schulter, um anzudeuten, daß Jemand krumm spreche oder nach links hin rede. Die Kansas legen die Finger so, daß dieselben den Mund kreuzen.

Die Wahrheit sagen. Der Vorderfinger der rechten Hand wird über den Mund gehalten, und etwas gekrümmt nach oben und unten hin bewegt.

Hören. Man legt den Vorderfinger mehrmals an das Ohr.

Nicht hören oder taub sein. Dieselbe Bewegung; dann wird die Hand geöffnet und vom Ohr fortgestoßen.

Wissen. Man nimmt die geöffnete rechte Hand, die innere Fläche nach oben, und hält sie vom Kinn nach auswärts.

Ehefrau. Man hält die beiden Vorderfinger neben einander ausgestreckt, die Knöchel nach oben gekehrt, und deutet so an, daß man denselben Lebensweg mit einander gehe.

Bruder oder Schwester. Man hält die beiden Finger wie eben, nur nach innen zu, und steckt sie in den Mund.

Kind. Die Hand mit der innern Fläche abwärts gekehrt in schiefer Richtung von den Lenden, und zeigt dann, wie groß das Kind ist.

Büffelbulle. Man bewegt den Daumen an den Kopf und hält den Vorderfinger etwas gebogen wie ein Horn.

Büffelkuh. Man verlängert den Vorderfinger, um ein längeres Horn anzudeuten.

Pferd. Man legt die beiden Vorderfinger der rechten Hand auf die beiden Vorderfinger der linken, und macht eine Bewegung wie im Galopp.

Maulthier. Man steckt beide Hände mit dicht zusammengehaltenen Fingern an den Kopf, und bewegt sie rückwärts und vorwärts, um lange Ohren anzudeuten.

Bieber. Man streicht mit der innern Fläche der rechten Hand über die äußere der linken, und will dadurch andeuten, daß das Haar auf dem Rücken weich sei.

Ein Fort. Man hält beide Enden nach Innen etwas gebogen zusammen und macht so einen Kreis. Die meisten im Indianerlande angelegten Forts sind rund.

Zelthütte. Man legt die Hände so, daß sie einen inwendig hohlen Kegel bilden.

Lager. Man hält die rechte Hand so, daß sie eine Rundung bildet, und macht eine Bewegung auf und ab. Aufstehen und niedersitzen.

Man zählt so, daß die Finger der Hand von 1 bis 10 bedeuten. Der Daumen der rechten Hand bedeutet 1; 6 bis 10 sind die Finger der linken Hand. Um 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80 und 90 anzudeuten, öffnet und schließt man die Hand, was jedesmal 10 bedeutet. Für 100 werden beide Hände einmal geöffnet und dann wieder geschlossen, für 200 geschieht dasselbe zweimal und so fort. Um 90 anzudeuten, kann man auch beide Hände öffnen, nur muß man den Daumen der rechten Hand anhalten; 80 Daumen und den Vorderfinger der rechten Hand anhalten und so fort.

Man begreift, daß mit Hülfe einer solchen Zeichensprache die Indianer, welche ohnehin viele ausdrucksvolle Körperbewegungen haben, sich genugsam verständigen können. —

Ich schließe diese Schilderungen mit den nachfolgenden Bemerkungen des Reisenden John Russell Bartlett: Vom

Rio Grande bis zum Gestade des großen Oceans trafen wir mit Indianern aus vielen Stämmen zusammen, und mit allen, auch den streitbarsten, kamen wir ganz vortrefflich aus. Unter den nun so feindlichen Apaches hatte ich, so recht mitten in in ihrem Lande, drei Monate lang mein Lager. Täglich wurde ich von Häuptlingen und Kriegern besucht; sie aßen an meinem Tische und schliefen in meinem Zelte und ich bin oft längere Zeit mit zehn oder fünfzehn von ihnen allein gewesen. Gerade damals ereignete sich allerlei, was sehr leicht böse Folgen haben konnte. So wurde z. B. ein Apasche von einem bei der Commission beschäftigten Mexikaner mitten in unserm Lager erschlagen, als mehr denn fünfzig Apasches sich unter uns befanden. Sie ergriffen Bogen und Lanzen und machten sich bereit zum Angriff, und doch gelang es uns durch Vorstellungen, sie dahin zu vermögen, daß sie in's Fort kamen. Dort überzeugten wir sie, wie wenig wir daran gedacht, sie zu beleidigen, und wie der Mord nur einem Einzelnen zur Last zu legen sei. Ich gab der Familie des Erschlagenen einige Decken, Zeug, Mais und noch andere Sachen und einen Monatsgehalt, welchen der mexikanische Maulthiertreiber, der Thäter, zu beziehen gehabt hätte, und nun war Alles ausgeglichen. Ich erlöste auch zwei mexikanische Knaben, welche lange Zeit als Gefangene unter den Apasches gelebt hatten. Dieses Alles erwähne ich, um zu zeigen, daß diese Indianer, so wild und unbändig sie auch sein mögen, doch mit sich reden lassen und daß man durch friedliches und verständiges Benehmen bei ihnen etwas ausrichtet. Diese Apasches waren nun seit vielen Jahren nicht nur mit den Mexikanern, sondern auch mit den übrigen Indianern im Kriege gewesen. Auch aus den amerikanischen Niederlassungen in Neu-Mexiko besaßen sie eine Menge geraubter Sachen und waren ein Schrecken für Alle, welche durch ihr Land ziehen mußten. Seit wir die Kupfergruben verlassen hatten, war dieser Posten von Truppen der Vereinigten Staaten besetzt worden und nun auch

der Krieg ausgebrochen. In einem vor mir liegenden Briefe heißt es: „In einer Zusammenkunft zwischen den Truppen und den Indianern waren diese letzteren sehr unverschämt; neun von ihnen wurden erschossen.“ Dann übten freilich die Indianer das Vergeltungsrecht, legten sich in Hinterhalte, schossen einige Soldaten nieder und raubten alles Vieh, dessen sie irgend habhaft werden konnten.

Mir erstarrt das Blut in den Adern, wenn ich erzählen höre, welche scheußlichen Grausamkeiten von den Weißen gegen die Indianer begangen werden. Dann üben, wie gesagt, die letzteren das Vergeltungsrecht aus und es entsteht unaufhörliche Fehde; Plündern, Sengen und Brennen ist an der Tagesordnung; man führt einen Vernichtungskrieg. Ich habe in Neu-Mexiko, Californien, Sonora und Chihuahua mich genau erkundigt, welche Ursachen den Raubzügen der Indianer zum Grunde liegen und weshalb die Kriege mit den Weißen entstanden. Allemal kam als Resultat heraus, daß die Weißen der angreifende Theil gewesen sind. Die Mexikaner gestehen das auch ganz offen ein. In Californien namentlich tragen die Weißen alle Schuld. Es gab gar keine friedlicheren und zufriedeneren Indianer als jene in Californien, ehe die Amerikaner das Land in Besitz genommen hatten. Diese letzteren aber haben in ihrer Habgier nicht nur die goldhaltigen Ländereien genommen, sondern auch die Waldgegenden besetzt, in denen allein die Eingeborenen sich Unterhalt zu verschaffen im Stande sind; man will ihnen gar keinen Fleck in ihrer alten Heimath gönnen. Ich könnte viele Bogen mit Erzählungen von den Grausamkeiten anfüllen, welche durch die Weißen verübt worden sind.

In meinem Verkehr mit den verschiedenen Indianerstämmen habe ich reichhaltige Wörterbücher oder eigentlich Vocabularien ihrer Sprachen gesammelt. Sie sind weit vollständiger, als die von Gallatin entworfenen, welche ich zu Grunde legte, und

werden den Sprachforschern bei den Vergleichungen der Indianersprachen von großem Nutzen sein. Ich besitze nun dergleichen von neunzehn verschiedenen Sprachen, die im Westen des Rio del Norte geredet werden. Die meisten habe ich selbst entworfen und dermaßen geprüft, daß sie correct sind. Die meisten sind ganz neu und bisher gar nicht bekannt gewesen.

Während meines unglücklichen Zuges nach Sonora, den ich machte, um für unsere verschiedenen Partien am Gila uns Lebensmittel zu verschaffen, wurde ich beinahe ein Vierteljahr lang durch Fieber im Lande zurückgehalten, vergaß aber doch die Indianer nicht. Gouverneur Cubillas ließ einen angesehenen Häuptling der Opatastämme, Namens Tanori, der etwa sechszig bis achtzig Meilen weit entfernt wohnte, nach Los Ures einladen, wo ich mich damals befand. Er kam und ich bekam von ihm ein Vocabularium seiner Sprache; auch erhielt ich dergleichen von den Ceres- (sprich Siris) und Yaquistämmen; von der Sprache der Ceres wußte man bisher nichts. Sie sind unter allen Indianern in Sonora die bei weitem feindseligsten und wohnen an der Küste des californischen Meerbusens (nördlich von Guaymas) und auf der Insel Tiburon. Ich lernte einen Mann aus diesem Volke kennen, welcher in der Nähe der Stadt Hermosillo wohnte; er war ein recht verständiger Mensch, der mir alle Auskunft gab, welche ich wünschte.

Diese Vocabularien werden freilich nur für die Gelehrten vom Fach Interesse haben; ich versäumte aber auch nicht, über Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Stämme Erkundigungen einzuziehen. Auch habe ich eine Menge von Portraits in Lebensgröße und wählte unter den verschiedenen Stämmen alle die Individuen aus, welche mir charakteristisch zu sein schienen.

Ich fand, daß bei allen Stämmen ein großer Unterschied zwischen den Häuptlingen und den Reichen

einerseits und den Massen andererseits vorhanden war. Das was einem Stamme eigenthümlich ist und ihn von einem andern unterscheidet, kann der Beobachter in allen Klassen des Stammes wohl erkennen, wie man zum Beispiel einem Engländer leicht ansieht, ob er den höheren Klassen oder dem Handarbeiterstande angehört. So auch bei den Indianern; die Häuptlinge und deren Familien sind allemal hübsche Exemplare des Genus Homo, gut gebaut, schlank und kräftig, mit vollem Gesicht und meist auch heller von Hautfarbe, als die übrigen. Das hat zum großen Theil seine Ursache in der Art und Weise, wie diese Häuptlinge sich nähren und kleiden; auch sind ihre Wigwams besser, als jene des gemeinen Mannes. Dieser leidet oft Mangel an guter Nahrung; manche sind ohne Wigwams und Decken und daher weder so hübsch, noch so körperkräftig. Meine Portraits stellen meist Häuptlinge dar.

Auf meinen Wanderungen habe ich drei Klassen von Indianern angetroffen. Erstens: die wilden Stämme, welche von Jagd und Plünderung leben und keine Dörfer, überhaupt keine festen Wohnplätze haben. Dahin gehören die Apasches. Zweitens: die halbcivilisirten Stämme; sie bauen den Boden in ihrer eigenthümlichen Weise an, treiben Viehzucht und spinnen und weben. Dahin rechne ich die Pimos, die Coco-Maricopas und die Navajos. Drittens Stämme, welche unter den Mexikanern und Californiern oder in deren Nähe wohnen, unter Missionären gelebt und sich den Sitten und Gebräuchen der Weißen anbequemt haben. Dahin gehören manche Stämme in Mexiko und alle, welche in Californien an der Küste südlich von San Francisco verbreitet sind.

Die Stämme, welche der zweiten Klasse angehören, haben ihre Gesittung aus sich selbst; sie ist ihnen nicht von außen her zugebracht worden."

Ein Blick auf Central-Amerika.

I. Die Bedeutung der mittelamerikanischen Landenge für den Weltverkehr. — Die interoceanischen Verbindungswege. — Transit durch Nicaragua. — Colonialverhältnisse. — Rivalität der Engländer und Nordamerikaner.

Die Vorgänge in Mexiko und Central-Amerika nehmen mit vollem Rechte die allgemeine Theilnahme in Anspruch. Wer irgend mit den Verhältnissen dieser Gegenden näher bekannt ist, wird sich nicht verhehlen, daß dort wichtige Umgestaltungen im Anzuge sind, die für ganz Europa, insbesondere auch für Deutschland, von erheblicher Bedeutung sein werden. Jene Länder stehen an der Schwelle eines Zeitabschnittes, der einen ganz neuen Charakter tragen wird; sie sehen sich in die Nothwendigkeit versetzt, mit ihrer Vergangenheit gründlich zu brechen. Um es gleich von vorne herein zu sagen: sie haben, wie sie nun geworden sind, alle Lebensfähigkeit verloren; die Bedingungen für ein gedeihliches Staatsleben und eine frische Selbstständigkeit sind ihnen völlig abhanden gekommen und es mangelt den gegenwärtigen Bewohnern an den zu einer Wiedergeburt unumgänglich nothwendigen Elementen.

Wir lassen hier Mexiko und die in mannigfacher Beziehung interessanten Verhältnisse der südamerikanischen Staaten unerörtert, weil es uns darauf ankommt, die Zustände der centralamerikanischen Republiken in's Auge zu fassen. Gerade an ihnen läßt sich der Zersetzungsprozeß, welchem fast das gesammte ehemals spanische Amerika anheimgefallen ist, greifbar nachweisen, und ein bündiger Schluß für die künftigen Tage ziehen.

Die beiden großen Halben des westlichen Continents hängen vermittels eines langen mannigfach gegliederten Isthmus zusammen, der von Tehuantepec bis Panama reicht, und dessen Küste am caraibischen Meere der großen Eilandflur Westindiens

zugekehrt ist, während die westlichen Häfen und Gestade vom stillen Weltmeere bespült werden. Beide Oceane sind an manchen Stellen nur durch schmale Landengen von einander geschieden; die Eisenbahn über die Landenge von Panama ist nicht so lang, wie jene von Dresden nach Leipzig. In diesen mittelamerikanischen Regionen liegt mehr als eine Strecke, die sich zur Herstellung von Verkehrswegen zwischen den beiden großen Oceanen eignet, und ihre Wichtigkeit springt schon allein aus der einfachen Thatsache hervor, daß im Anfang des Maimonats 1856 die erste Ladung chinesischer Erzeugnisse ihren Weg nach Neu-York über Panama gefunden hat. Diese Bedeutung erkennt man nicht blos in Amerika selbst und in Europa, man weiß sie auch in Australien vollkommen zu würdigen. Schon mehr als ein Dampfer ist zwischen Panama nach Sydney gefahren, und zu Melbourne, dem Haupthafen für Goldverschiffung aus der Provinz Victoria, wurde schon 1856 erörtert, ob nicht sofort eine Verbindung mit England vermittels einer Dampferlinie nach Centralamerika in's Leben zu rufen sei. Man hob hervor, daß auf diesem Wege die rascheste Verbindung mit den atlantischen Staaten Nordamerika's gewonnen, und London eben so schnell erreicht werde, als über Suez, auch wenn der vielbesprochene Kanal zwischen dem rothen Meere und Pelusium hergestellt sei. Mit anderen Worten: Centralamerika ist eines der wichtigsten Passageländer der Erde geworden; und schon heute wird ein großer Theil des Verkehrs zwischen dem Westen und Osten auf diesem Wege vermittelt.

Bekanntlich hat seit zehn Jahren ein vollkommener Umschwung im großen Weltverkehr stattgefunden; es sind neue Factoren aufgetreten, die früher gar nicht vorhanden waren, oder doch eine nur verhältnißmäßig geringe Bedeutung hatten. Der weite Ocean, welcher den Raum zwischen Westamerika und Ostasien ausfüllt, ist schon gegenwärtig nicht minder zur

großen Fahrbahn der handeltreibenden Völker geworden, wie das atlantische oder indische Meer; an ihm liegen Hauptemporien ersten Ranges, die bestimmend auf den Welthandel einwirken. Die Südsee ist längst nicht mehr passiv, sondern es pulsirt auf ihr ein ungemein reiches, lebendiges und frisches Verkehrsleben, das sich von Jahr zu Jahr steigern wird, wenn auch die Ausbeute an edlen Metallen allmälig schwächer werden sollte. Denn der Goldgräber hat den Ackerbauer und Viehzüchter, den Handwerker, Kaufmann und Schiffer nach sich gezogen; den goldsuchenden Abenteurern sind producirende Ansiedler gefolgt, die seßhaft bleiben und eins werden mit dem Boden, welchen sie bestellten.

Richtig ist allerdings, daß das eigentliche Erwachen der Südsee zu nicht geringem Theil durch die Goldentdeckungen in Californien und Australien hervorgerufen worden ist; diese beiden Länder haben für mehr als tausend Millionen Thaler Gold in den großen Verkehr geworfen, und in unabläßiger Völkerströmung hin und zurück weit über eine Million Menschen von rüstigem Schlag an sich gezogen. Zur Beschleunigung des Verkehrs bedurfte man neuer interoceanischer Weltheerstraßen, die man nur in Centralamerika fand. Von nun an war die westliche Küste nicht ferner die Kehrseite der amerikanischen Cultur, denn in die Länder an der Südsee, und zu den verschiedenen Inselgruppen, welche über jenen weiten Ocean ausgesäet sind, kam schwungreiches Verkehrsleben, das zum Theil sein Entstehen den zahlreichen Walfischfahrern verdankt, welche in jenem Meere kreuzen. Heute reicht die Dampfschifffahrt an jenen Gestaden von Neu-Archangel und dem Pugetsunde im Norden bis nach Valdivia in Chile im Süden, und alle irgend bedeutende Küstenpunkte sind in diese Schifffahrtslinie einbezogen worden. Gerade in Folge der raschern und gegen früher ungleich mehr sichern Verbindung hat

ihr Handel sich gesteigert und doch ist diese neue Entwickelung erst in den Anfängen.

Unter diesen Umständen begreift man das Bestreben der Nordamerikaner, des größten Handelsvolkes der westlichen Erdhalbe, eine Anzahl von Wegen herzustellen, vermittels welcher sie ihren atlantischen Osten möglichst rasch mit ihrem pacifischen Westen in Verbindung bringen. Die Strecke über Land durch die ausgedehnten Prairien, die Felsengebirge und die Seealpen ist lang und zeitraubend; sie wird ohnehin dem Welthandel nicht eher dienen, als bis die große Eisenbahn nach dem stillen Ocean vollendet ist. Darüber vergeht im besten Falle mindestens ein Jahrzehend. Die Segelschifffahrt um das Cap Horn dauert von Neu-York bis San Francisco von neunzig bis zu einhundert und siebenzig Tagen; aber über den Isthmus von Nicaragua sind Reisende und Briefe aus der californischen Hauptstadt schon in einundzwanzig Tagen bis in die Mündung des Hudson gelangt. Der Weg durch Mittelamerika erspart dem großen Verkehr für jede Tour zwei bis fünf Monate; die Summe des Nutzens und der directen, wie der mittelbaren Vortheile des kürzern Wegs ist geradezu unberechenbar, und nicht blos auf Nordamerika beschränkt. Wir spüren vielmehr längst die Wirkungen desselben bis in die deutschen Fabrikdistricte hinein.

Das nächste Interesse haben allerdings die Nordamerikaner, weil überhaupt ein großer Theil des Handels in allen Häfen der neuen Welt in ihren Händen liegt. Wir finden den Yankee überall, und wohin er kommt, wirkt er belebend und anregend. Durch Thatkraft und Beispiel stachelt er auf; er findet Schätze, von welchen die Spanier gar keine Ahnung haben. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, das in hohem Grade bezeichnend erscheint. Seit dreihundert Jahren ist das Gebiet der heutigen La Platastaaten im Besitze dieser Spanier. Keine andere Gegend der Erde hat eine bequemere und vor-

theilhafter gegliederte Wasserverbindung im Innern; aber alle diese gewaltigen Ströme lagen bis auf die neueste Zeit völlig verödet da. Der argentinische Creole, insbesondere der Gaucho in den Pampas, hat Abneigung gegen das Wasser und will kein Schiff besteigen; den Handel zwischen den einzelnen argentinischen Provinzen hat er vermittelst plumper von Ochsen gezogener Karren betrieben bis auf diesen Tag, er hat mit seinen Waaren durch die Steppe einen Weg genommen, der vier Monate Zeit erfordert, während in weit bequemerer Richtung schiffbare Ströme laufen, auf welchen die Handelsgüter in höchstens zwei Wochen hinabgeschifft werden können. Der Salado, ein Hauptzufluß des Parana, übertrifft an Länge unsern Rhein; er ist zweihundert deutsche Meilen weit für Stromfahrzeuge zu benützen, und fließt durch ein ungemein fruchtbares und gesundes Land. Aber bis zum Jahre 1855, also bis dreihundert und zwanzig Jahre nach der ersten Besiedelung der La Plata-Gegenden, wußten die Argentiner nicht einmal, daß der Salado überhaupt schiffbar sei; sie hatten nie den Versuch gemacht, ihn zu befahren. Nun aber erschienen seit 1855 Yankee's im Lande und dampften den Fluß hinan bis in die Nähe von Salta; sie fanden eine der schönsten Wasserstraßen Amerika's auf, und die Creolen waren höchlich erstaunt, als sie von alle dem durch die Fremden das erste Wort vernahmen! Wie sehr viele Ansiedler romanischen Stammes in Amerika zurückgekommen sind, geht ferner aus der Thatsache hervor, daß tief im Innern Brasiliens, zum Beispiel in den Provinzen Matto Grosso und Goyaz, die portugiesischen Creolen den Gebrauch des Salzes verlernt und vergessen haben!

Uns fällt bei dieser Gelegenheit eine Stelle ein, deren Richtigkeit sich uns namentlich bei unseren amerikanischen Studien vielfach aufgedrängt hat. Montesquieu stellt einmal die türkische und die spanische Monarchie neben einander, und

bemerkt, indem er die wechselseitige Stellung der handeltreibenden Völker Europa's erörtert: c'est leur felicité que Dieu ait permis qu'il y ait dans le monde des Turcs et des Espagnols, les hommes du monde les plus propres à posseder inutilement un grand empire. Was unter osmanischer Herrschaft, „unter deren Fußtritt das Gras verdorrt", wie das orientalische Sprichwort lautet, aus dem Morgenlande geworden ist, weiß Jedermann; aber auch Spaniens Herrschaft in Amerika trägt den Stempel der Verwahrlosung.

Die Spanier haben nie daran gedacht, beide Oceane auf kürzestem Wege mit einander zu verbinden. Der geniale Blick des Cortez hatte allerdings die Bedeutung der Landenge von Tehuantepec erkannt und den Bau einer Straße über denselben vorgeschlagen. Aber für Spanien war das Beispiel der peruanischen Incas verloren; diese „Heiden" hatten Landstraßen sammt Posthäusern durch die ganze Länge ihres Reiches gebaut, und man reiste bequem von Cuzco bis nach Quito. Die Spanier jedoch bahnten nicht einmal einen Fahrweg über den nur zwölf deutsche Meilen breiten Isthmus von Panama; sie legten keine Straße durch Honduras an, sie wußten auch in den Seen in Nicaragua und dem Wasserlaufe des San Juan keine interoceanische Verbindungsstraße zu gewinnen, und erst unser Alexander von Humboldt hat sie auf die hohe Bedeutung aller dieser Oertlichkeiten nachdrücklich aufmerksam gemacht. Aber es fehlte ihnen an Schwung und Thatkraft, seine Nachweisungen und Fingerzeige zu benützen; auch fielen sie in eine ungünstige Zeit. Bald nachher brachen die Unabhängigkeitskämpfe aus, dann folgten die Bürgerkriege, welche bis heute vom Rio Grande bis zum La Plata das ehemals spanische Amerika in grauenvoller Weise zerrüttet haben, und in denen das Meiste von dem wenigen Guten zu Grunde gegangen ist, das etwa die Spanier geschaffen haben.

Wir bemerkten oben, daß ein völliger Umschwung in den Verkehrsverhältnissen eingetreten sei. Ein Land mit einer Weltlage, wie Centralamerika sie hat, kann sich demselben platterdings nicht entziehen, es wird vielmehr mit Nothwendigkeit in denselben hineingezogen, es muß mit, muß theilnehmen, einerlei, ob gutwillig oder gezwungen. Unter den neuen Verhältnissen erscheinen Isolirtbleiben und passives Hindämmern nicht mehr möglich. Die Dampferlinien laufen wie Strahlen aus allen vier Himmelsgegenden nach Centralamerika hin. Schon im vorigen Jahrzehnt faßten die Nordamerikaner als Uebergangspunkt die Landenge von Tehuantepec in's Auge und schlossen mit der mexikanischen Regierung einen Vertrag über Anlage einer Eisenbahn von Minatitlan, unweit der Mündung des Coatzacoalcos, bis nach Ventosa am stillen Ocean. Bürgerliche Unruhen und Streitigkeiten über den Garay-Sloocontract verzögerten die Ausführung, welche erst 1858 ernstlich angebahnt wurde. Man suchte inzwischen einen andern Weg. Die liberale Partei im Staate Nicaragua hatte sich mit dem Prinzen Ludwig Napoleon in Verbindung gesetzt, und von ihm, dem Ingenieur, ein Gutachten über einen für Seeschiffe fahrbaren Kanal verlangt. Der Gefangene von Ham, welchem man die Leitung des großartigen Unternehmens zu übertragen gedachte, schrieb über dasselbe eine vortreffliche Abhandlung, die neuerdings wieder gedruckt worden ist. Die Nordamerikaner faßten späterhin den Plan auf, und vermaßen die ganze Strecke durch Nicaragua. Es ergab sich, daß allerdings die Anlage eines nassen Weges zwischen beiden Weltmeeren hier möglich sei, aber nur mit unverhältnißmäßig hohen Kosten. Man begnügte sich deshalb zunächst mit Herstellung einer Dampfschifffahrt von Neu-York nach San Juan del Norte, und von da den San Juanfluß aufwärts, bis in den Nicaraguasee; von der westlichen Küste desselben wurden die Reisenden nach San Juan del

Sur, einem Hafen am stillen Ocean, geschafft, und von dort vermittelst einer Dampferlinie nach San Francisco befördert. Den Transport durch Nicaragua besorgte die bekannte Transitcompagnie. Man sieht, wie wichtig die Stellung dieses kleinen centralamerikanischen Staates geworden ist; in ihm liegt ein Angelpunkt, um welchen die Politik Englands und jene der Vereinigten Staaten sich bewegt. Denn als man in London sich nicht mehr verhehlen konnte, daß über kurz oder lang die Nordamerikaner Communicationswege durch Centralamerika nicht ferner würden entbehren können, traf man Vorkehrungen, um den britischen Einfluß in jenen Gegenden zu verstärken. Die Nordamerikaner sympathisirten mit der liberalen Partei in Centralamerika, welche schon aus diesem Grunde von England abgestoßen wurde. So z. B. nahm dasselbe dem liberalen Staate Honduras die sogenannten Bayinseln in der Bucht von Honduras weg, und war dabei durchaus im Unrecht; es unterstützte in den übrigen Staaten und insbesondere in Guatemala die Partei der sogenannten Servilen, welche sich auf den Klerus stützen, mit Geld und Waffen. Es besetzte im Namen des von ihm erfundenen Königs der Moskitoindianer den Hafen, welcher zum atlantischen Anfangspunkte der Kanalverbindung bestimmt war, nämlich San Juan del Norte, und gab ihm den englischen Namen Greytown. Dadurch beeinträchtigte es den Staat Nicaragua in einer nicht zu rechtfertigenden Weise; es zog sich aber hier erst zurück, als keine Aussicht für den Kanalbau mehr vorhanden und Nordamerika entschlossen war, die Occupation nicht länger zu dulden. Solchen Verhältnissen und Thatsachen gegenüber mußte die Politik Englands und der Vereinigten Staaten zusammenprallen; die Ministerresidenten der rivalisirenden Mächte, Chatfield und Squier, geriethen in Centralamerika selbst in ärgerliche Streitigkeiten, die zwischen den beiderseitigen Regierungen einen Notenwechsel veranlaßten. Centralamerika sollte nicht unter einseitige Con-

trole einer der rivalisirenden Mächte fallen; sie schlossen am 19. April 1850 den vielbesprochenen Clayton=Bulwer=Vertrag, in welchem bestimmt wurde: daß der projectirte Nicaraguakanal einer solchen Controle niemals anheimfallen solle; sie einigten sich dahin, daß „in Nicaragua, Costa Rica an der Moskito=küste oder irgend einem andern Punkte in Centralamerika keine der beiden Mächte Land besetzen, oder Colonien anlegen oder eine Suprematie ausüben wolle." Diese Bestimmungen wurden zwei Jahre später ausdrücklich in dem Crampton=Webster=Vertrage vom 30. April 1852 bestätigt; England ließ außerdem seine Schutzherrlichkeit über den sogenannten König der Moskitos fallen, und überwies den Hafen San Juan wieder dem Staate Nicaragua, erkannte somit an, daß seine früheren Schritte ungerechtfertigt gewesen seien. Aber das englische Cabinet gab diesem Vertrage keine Folge; kaum ein Vierteljahr nach dem Abschlusse erklärte es die Inseln in der Bay von Honduras (Roatan, Bonaca, Utilla, Helena, Barbarette und Moratte) am 17. Juli 1852 für eine britische Colonie, obwohl es nie in Abrede gestellt hatte, daß diese Eilande zu Centralamerika gehören. Hier lag demnach eine ganz handgreifliche Verletzung der Verträge vor, und die Schutzherrlichkeit über den Moskitokönig wird gleichfalls bis auf den heutigen Tag festgehalten. Den Beschwerden der Nordamerikaner gegenüber, entgegnete man von England aus, die Verträge hätten nicht Bezug auf Vergangenheit und Gegenwart, „sondern auf die Zukunft"; eine Auslegung, welche man in Washington als eine „sinnlose und unwürdige Sophistik" bezeichnete, die man sich, wie Präsident Pierce in einer seiner Botschaften erklärte, nicht gefallen lassen werde. Die Streitigkeiten über den Clayton=Bulwer=Vertrag sind auch 1858 noch nicht zu Ende.

Es liegt auf der flachen Hand, um welche Dinge es sich bei allen diesen Zerwürfnissen in letzter Instanz eigentlich handelt. England möchte um jeden Preis den von Jahr zu Jahr

mehr um sich greifenden Einfluß der Nordamerikaner brechen und ihn vor allen Dingen in einem so wichtigen Passagelande nicht noch stärker anwachsen lassen. Allem Anschein zufolge hat es aber auf die Dauer keine Hoffnung, dem Zuge der Dinge erfolgreich entgegenwirken zu können, und es ist ohnehin die Frage, ob man klug handelt, sich einem zuletzt doch unabwendbaren Schicksal in den Weg zu werfen.

II. Die Bahn über die Landenge von Panama und das Anwachsen des Verkehrs. — Die Bahn durch Honduras. — Politik der Nordamerikaner. — Das Yankeethum und seine Bestimmung in Amerika.

Wir haben gesehen, wie die Amerikaner für Herstellung einer interoceanischen Verkehrsstraße zuerst den Isthmus von Tehuantepec in's Auge faßten und bald nachher einen Transit über Nicaragua einrichteten. Sie haben aber auch einen Schienenweg über die Landenge von Panama gelegt und an der Virginbay das Emporium Aspinwall gebaut. Die Fahrt von einem Weltmeer zum andern nimmt gegenwärtig nur vier Stunden in Anspruch, und auf der pacifischen Seite ist Panama der Ausgangspunkt für Dampferlinien nicht nur nach Norden, bis nach Californien und Oregon hin geworden, sondern auch für jene, welche nach Süden hin die Häfen von Neu-Granada, Ecuador, Peru und Chile berühren. Panama, einst ein so wichtiger Platz, an welchem die Spanier alljährlich eine Art von Messe, einen großen Waarenumschlag hielten, war allmälig zu einer verödeten Stadt geworden, als das Monopol aufgehört hatte. Aber seit der Entdeckung des Goldes in Californien und seit Eröffnung der Eisenbahn, neben welcher seit der Mitte des Jahres 1855 auch elektrische Drähte laufen, hat sich der Verkehr ungemein gesteigert, obschon Panama an der Straße durch Nicaragua eine Concurrenzroute erhielt. Schon 1853 liefen dort 41 amerikanische Oceandampfer ein; sie brachten nahe an 10,000 Reisende und für mehr als 42

Millionen Dollars Goldstaub aus Californien; dazu kamen von Südamerika her 25 englische Dampfer mit etwa siebentehalbhundert Passagieren und für 6,613,000 Dollars Silber. Ferner noch 153 Segelschiffe, 2,765,000 Silber als Transitgut aus Mexiko und für 100,000 Dollars Goldstaub aus Australien, das nach London bestimmt war. In den folgenden Jahren hat sich dieser Verkehr fortwährend gesteigert.

Der Isthmus von Panama bildet einen Landestheil der Republik Neu=Granada, mit welcher die Nordamerikaner in friedlichem Einvernehmen stehen. Die Landenge selbst ist nur spärlich bevölkert, die Zahl der eingeborenen Weißen gering; die Mehrzahl der Bewohner besteht aus einer Masse von Mischlingen verschiedener Art, Mulatten, Zambos, Indianern und Negern, welche in den Hafenplätzen einen gefährlichen Pöbel bilden und vor Eröffnung der Eisenbahn die Wege in hohem Grade unsicher machten. Mit diesem buntschäckigen Gesindel gerathen die auf dem Isthmus zahlreich angesiedelten Nordamerikaner häufig in Streit; sie wollen Ordnung und Sicherheit herstellen und thun es in der ihnen eigenthümlichen nachdrücklichen, aber übermüthigen und hochfahrenden Art; dazu kommt, daß sie ihre Mißachtung vor einem so wenig civilisirten Schlag Menschen nicht verhehlen. Im April 1856 richteten diese rohen Massen ein entsetzliches Blutbad unter den Amerikanern und den californischen Passagieren an. Die Folge wird sein, daß die Nordamerikaner Alles aufbieten, eine so wichtige Passage, wie den Isthmus, in ihre Gewalt zu bringen und den alten Wahlspruch: „von der Hudsonsbay bis Panama“ zu verwirklichen.

Gerade jetzt legen sie Hand an's Werk, um eine zweite Eisenbahn durch Amerika zu bauen. Der vormalige nordamerikanische Ministerresident Squier hatte sich früher eifrig für den Nicaraguakanal bemüht, ließ aber, wie wir schon bemerkten, denselben fallen, weil die Herstellung eines solchen Wasserweges

allzu große Summen in Anspruch genommen haben würde. Er beschloß, ein anderes Unternehmen auszuführen, das an Wichtigkeit die Route über den Isthmus von Panama entschieden überragen wird. Wir meinen die Anlage einer interoceanischen Eisenbahn durch Honduras. Wir bitten unsere Leser abermals, einen Blick auf die Karte zu werfen. An der Küste dieses Staates liegt, auf 15° 49′ nördlicher Breite und 87° 57′ westlicher Länge von Greenwich, Puerto Caballos (oder Cortez), ein vortrefflicher Hafen, welcher auch den größten Dampfern und Klipperschiffen guten Ankergrund und Schutz vor jedem Winde darbietet. Eine gerade Linie von dort bis zur Fonsecabay am stillen Weltmeer, 13° 21′ nördlicher Breite und 87° 35′ westlicher Länge, durchzieht eine Strecke von nur 160 englischen Statutmeilen, und dieser fast schnurgeraden Linie wird die Eisenbahn folgen. Denn ihr entlang fließt von der Centralebene von Comayagua zum atlantischen Ocean der Humuyastrom, und zur Fonsecabay der Goascoran. Mitten in Honduras durchbricht ein großes Querthal die Kette des großen Gebirges, die Cordillera, völlig; es bildet einen von der Natur selber hergestellten Durchstich von Meer zu Meer, welcher für die Anlage einer Eisenbahn in hohem Grade geeignet erscheint, denn der Bau wird, den Vermessungen der Ingenieure zufolge, auch nicht auf ein einziges technisches Hinderniß treffen; die Bahn hat weit günstigere Steigerungen als alle Schienenwege im Staate Neu-York, welche nach Westen führen, Holz und Steine von bester Beschaffenheit liegen überall am Wege; endlich führt diese Bahn, abgesehen von einigen wenigen Meilen am atlantischen Ocean, durch ein ungemein fruchtbares Land, dessen Klima nichts zu wünschen übrig läßt. Der Anschlag für den Bahnbau und die Anschaffung des Betriebsmaterials hat sich auf achthalb Millionen Dollars gestellt. Der am 23. Juni 1853 zwischen der „interoceanischen Honduras-Eisenbahngesellschaft“ mit der Staatsregierung abgeschlossene, von der Volks-

vertretung gutgeheißene, vom Präsidenten am 28. April 1854 genehmigte Vertrag, gewährt der Compagnie große Vortheile, auf welche die Nordamerikaner sicherlich nicht wieder verzichten werden. Sie haben sich deshalb auch durch die Unruhen in Centralamerika nicht irre machen lassen, sondern technische Beamte nach Puerto Caballos geschickt, die ohne Weiteres mit den Arbeiten beginnen sollen. Capitalisten in England und Frankreich sind bei dem Unternehmen betheiligt und 1858 ist der Bau in Angriff genommen worden.

Die Regierung von Honduras hat sich verpflichtet, der Compagnie nicht weniger als 4000 Caballerias, gleich 640,000 Acres Land, unentgeltlich zu überlassen und weitere 5000 Caballerias, oder 800,000 Acres, zu 12½ Cents, oder etwas mehr als 5 Neugroschen für den Acre, zur Verfügung zu stellen. Die Compagnie hat das Recht, auf diesen Ländereien beliebig Colonien anzulegen, und die Ansiedler haben von vornherein nicht nur alle Rechte, welche die eingeborenen Bürger genießen, sondern sind auch zehn Jahre lang von allen Steuern und von der Militärpflichtigkeit befreit. Die Häfen an beiden Endpunkten der Bahn werden Freihäfen; und die Regierung von Honduras ist verpflichtet, jedem verheiratheten Manne, der in's Land kommt, um an der Bahn zu arbeiten und im Staate sich ansässig zu machen, fünfundsiebenzig Acres guten Landes unentgeltlich zu überlassen.

Wir sind auf alle diese Verhältnisse näher eingegangen, weil in ihnen der Schwerpunkt liegt. Sie zeigen, daß Centralamerika aus seiner Vereinzelung herausgerissen worden ist, daß es nun einen Schauplatz für den Unternehmungsgeist der Europäer und insbesondere auch der Nordamerikaner bildet, die dort gar nicht mehr zu beseitigen sind. Sie kommen nun, ihre Capitalien nutzbringend anzulegen und den Verkehr zu beleben; sie unternehmen große Dinge, die für immer ihnen ein dauerndes Interesse an Centralamerika aufzwingen; sie wollen auch co-

lonisiren mit Nordamerikanern, Engländern, Schotten, Deutschen und Irländern; sie werden Gemeinden gründen, Kirchen und Schulen bauen, rüstig arbeiten, und da es in einem so fruchtbaren und gesunden Lande, das ohnehin überreich an edlen Metallen ist, an starkem Zuzug nicht fehlen wird, so läßt sich das Ende leicht absehen.

Wir sind weit entfernt, die Politik der Nordamerikaner im Einzelnen gut zu heißen, wir wissen ohnehin, daß diese Yankees übermüthig, hochfahrend und nicht selten gewaltthätig auftreten, daß sie an Selbstüberschätzung leiden, daß sie, um es kurz zu sagen, alle Fehler der politischen Flegeljahre haben. Wir lieben ihren Puritanismus nicht, wir halten das Jagen nach dem allmächtigen Dollar für eine unliebenswürdige Eigenschaft, und das Turbulente in ihrem politischen Treiben hat gewiß manche unerquickliche Seiten. Aber der Yankeedollar hat auch einen Revers. Es ist nicht von ungefähr und nicht etwa Zufall, daß diese Nordamerikaner binnen kaum siebenzig Jahren sich zu einer Weltmacht ersten Ranges erhoben, welche die Geschicke der Völker und Staaten in hervorragender Weise bestimmen hilft. Vor nun einhundert Jahren war erst der Rand zwischen den Alleghanygebirgen und der Küste besiedelt und die Bevölkerung hatte kaum zwei Millionen Seelen erreicht. Heute reichen die Vereinigten Staaten von den Quellen des Mississippi bis zur Mündung des Rio grande del Norte und vom Hudson bis zum Pugetsunde; sie nehmen die ganze Breite des ungeheuern Continentes ein und zählen dreißig Millionen Bewohner. Sie sind die zweite Handelsmacht der Welt und ihre Schifffahrt hat bereits jene von Großbritannien überflügelt. Ihr Sternenbanner weht in allen Häfen, und der Yankee hat auch an die Palastpforte des japanischen Kaisers geklopft. Dieser unermüdliche, zähe, ausdauernde, von unerschütterlichem Selbstvertrauen durchdrungene Yankee ist überall und weiß sich überall geltend zu machen, weil er eben ein ganzer Mann ist. Und wo meh=

rere seinesgleichen sich zusammenfinden, da halten sie auch zusammen, weil sie stolz auf ihr Land sind, weil sie Nationalgefühl haben und wissen, daß Einigkeit stark macht. In fremdem Lande folgen sie zugleich einem richtigen Instinct, einem wohlerwogenen Interesse und dem praktischen, gesunden Menschenverstande.

Als Nation und in ihrer Stellung nach Außen werden die Nordamerikaner auf der westlichen Erdhalbe von einem Zuge des Geschickes getrieben. Was einzeln betrachtet den Anschein des Abenteuerlichen hat und den Stempel platter Willkür zu tragen scheint, ist genauer besehen Nothwendigkeit. Indem sie dem Drange der ihnen von Natur innewohnenden Expansivkraft folgen und ihr Raum geben, folgen sie einem großen historischen Gesetz, dem sie sich nicht zu entziehen vermögen. Sie können nicht anders, weil der uralte germanische Drang in die Weite sie treibt. Er ist es gewesen, der sie von Osten nach Westen, aus Europa nach Amerika warf, und sie dort nicht ruhen ließ, bis sie die Gestade des großen Weltmeeres erreicht und eine Front nach Australien, China, Japan, dem malayischen Archipelagus und Indien gewonnen hatten. Nun drängt dieser germanische Trieb sie gen Süden. Die Yankees haben einmal das angelsächsische und normannische Blut in sich, sie schlagen nicht aus der Art und verfahren ähnlich, wie ihre europäischen Stammbrüder und Väter, die Engländer. Was diese in Indien, überhaupt in Asien, thun jene in Amerika. Darin liegt, unserer Ansicht zufolge, Sinn und Bedeutung der vielbesprochenen Ausdrücke annexation und manifest destiny.

Der Gang der geschichtlichen Entwickelung ist von Anbeginn eine Erläuterung des Satzes, daß das active Element im Völkerleben alle passiven oder nur in geringem Grade thätigen Nationen überflügelt, unterwirft, dienstbar macht, sie umgestaltet, sich dieselben assimilirt oder sie vernichtet. Auch über solche Völker,

die einst thatkräftig gewesen sind, dann aber in Entartung verfallen, oder in ihrer Entwickelung stehen bleiben und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, historisch anfaulen oder verknöchern, geht die Geschichte hinweg, sie sterben ab oder werden absorbirt; sie sind wie Dünger für neue Völker- und Staatenbildungen. In der Geschichte hat allezeit der Starke, Mächtige und Tapfere Recht behalten. Der einsame Denker, der friedliche Bürgersmann, der Bauer, welcher seine Scholle nicht verläßt, der schüchterne Beamte am grünen Tische, der fromme, wohlwollende Menschenfreund, überhaupt der Stille im Lande, hat niemals eine Umgestaltung von Völkern und Staaten in's Leben gerufen. Der Anstoß zu großen Evolutionen, zu neuen und großartigen Entwickelungen ist sehr oft von starken Charakteren, von unbändigen Naturen, und nicht selten von waghalsigen Glücksrittern gegeben worden; das Abenteurerwesen und das Abenteuerliche hat zu allen Zeiten eine große Rolle in der Geschichte gespielt, und Ritter der Fortuna, die Alles auf die letzte Karte setzen, haben schon mehr als einmal welthistorische Bedeutung gewonnen.

Unsere germanischen Heerkönige, die Ariovist, Chlodwig und andere, welche das zerrüttete römische Reich aus den Angeln hoben, und mit ihren Gefolgschaften auf den Trümmern der alten Welt neue gesundere Staaten bildeten, waren, um einen jetzt wieder gang und gäben Ausdruck zu gebrauchen, Flibustier, politische Freibeuter im großen Styl. Und was waren denn die Angelsachsen Hengist und Horsa, die normannischen Wikinger und Seekönige, die Rollo, Rurik und Harald und wie sie weiter heißen, anders? Man darf an dem Ausdruck keinen Anstoß nehmen; er bezeichnet nur charakteristische Menschen und Erscheinungen, die in der Geschichte häufig wiederkehren. Auch die Römer begannen ihr welthistorisches Werk als Flibustier; als Freibeuter haben die Nordamerikaner Texas den Mexikanern aberobert, und heute gehen sie darauf aus, den

Creolen Mittelamerika abzunehmen. Diese Yankeeflibustier werden nicht allemal von vorne herein durch das Glück begünstigt, aber überall, wo sie Erfolg haben, sind sie Vorläufer einer neuen Staatenbildung. Nach und mit den Abenteurern, die in keckem Wagemuth Alles auf's Spiel setzen, Leib und Leben zu Markte tragen, die schwerste Arbeit verrichten und den Boden ebenen, kommen Andere mit friedlichen Bestrebungen und bringen Keime zu geordneten Verhältnissen, Bildung, Freiheit und Selbstverwaltung; die anfängliche Rohheit und Gewaltthätigkeit macht immer sehr bald geordneteren Zuständen Platz. So war es auch in Texas und Californien. Die Kraft der Yankees will sich austoben, und überall, wo sie auf den Schauplatz tritt, hat sie in fast wunderbarer, in der Geschichte beispielloser Weise befruchtend, anregend, belebend und weitumfassend gewirkt.

Dieses nordamerikanische Wesen schlägt tiefe Wurzeln und ist, gleich den Queken, nicht wieder auszurotten; es ist so urkräftig und zäh, daß es alles Verwandte anzieht und amalgamirt, alles Andere aber zerreibt und absorbirt oder vernichtet. Der Yankee hat Ordnungssinn, schon weil er ein guter Rechner ist, und er hat auch ein organisirendes Talent; er macht aber einen Staat wie ein Rechenexempel und läßt jedem Einzelnen möglichst freien Spielraum. Er bildet einen schnurgeraden Gegensatz zum spanischen Creolen, zum Mischling, zum Neger oder Indianer, die allesammt ihm gegenüber ohnmächtig sind, und die ihm erliegen, wie einst die nicht mehr lebensfähigen Nationalitäten im römischen Reich den kräftigen Germanen unterthan wurden.

III. Die Creolen, die Mischlinge und die Indianer in Centralamerika und die Begabung der verschiedenen Racen. — Das spanische Colonialwesen. — Parteistellungen und Bürgerkriege.

Dem Creolen sind in der Neuen Welt manche gute Eigenschaften des spanischen Charakters abhanden gekommen;

die Schuld davon fällt zu nicht geringem Theil auf das unverständige Regierungssystem des Mutterlandes. In Folge desselben sank Spanien, obwohl im Besitze von Colonien in drei Erdtheilen, selbst in Europa zu einer Macht fast dritten Ranges herab, und es liegt auf der flachen Hand, daß bei staatlichem Zwang, kirchlichem Druck und bei dem Handelsmonopol auch die amerikanischen Besitzungen nicht gedeihen konnten. Mit vollem Rechte hat man gesagt, daß Spanien die Keime seiner eigenen Confusion und Selbstverzehrung in die Colonien gebracht habe. Wir können hinzufügen, daß es eigentlich bei seinen Eroberungen in der Neuen Welt nie eine civilisirende Idee gehabt hat. Es beseitigte nicht die Wilden, um, gleich den Ansiedlern in Nordamerika, neue Brennpunkte höherer Gesittung zu schaffen, sondern es zerstörte altamerikanische, indianische Culturstaaten mit Schwert und Brandfackel, um das eroberte Land zu nicht geringem Theil in Barbarei versinken zu lassen. Die Spanier haben ihre Besitzungen auf der westlichen Halbkugel weltgeschichtlich unbefruchtet gelassen; sie sahen es von vorne herein nur auf Ausbeutung für das Mutterland ab. Wir wissen sehr wohl, daß auch die übrigen europäischen Seemächte gegen ihre Pflanzungen selbstsüchtig und im Geiste des Monopols verfuhren, aber keine andere ging so unverständig, man kann sagen, so selbstmörderisch zu Werke. Spanien verbot den Creolen den Anbau der Weinrebe und des Oelbaums; sie durften Gold und Silber zu Tage fördern, aber kein Eisen; man verbot den Verkehr der einzelnen Provinzen untereinander, schloß die meisten Häfen für den Verkehr, um einigen wenigen Plätzen und den Schiffen des Mutterlandes Monopole für Einfuhr- und Ausfuhrhandel und der Seefahrt zu sichern; man ließ keine Fremden in's Land; die Behörden verbrannten Bücher, nicht etwa gefährlichen Inhaltes wegen, sondern weil es nicht nöthig sei, daß ein Creole Bücher schreibe! Man that nichts für den Volksunterricht, beließ viel-

mehr die Indianer in der alten Barbarei und hielt sie unter einem Zwangsjoch; die höheren Unterrichtsanstalten blieben von den geistigen Entwickelungen Europas unberührt. Bei Besetzung der höheren Verwaltungsämter wurden die Creolen systematisch zurückgedrängt oder planmäßig ausgeschlossen; einträgliche Aemter wurden Günstlingen zu Theil, denen man von Madrid aus Gelegenheit geben wollte, sich zu bereichern. Die Kirche hatte den Pomp ihres Cultus, aber auch die Inquisition nach Amerika hinüber verpflanzt. In den spanischen Colonien stand eben Alles auf Zwang und Monopol.

Das Allerschlimmste war aber, daß sich kein eigentliches Volk, keine gleichartige Bevölkerungsmasse bilden konnte, die von einem gemeinsamen Bewußtsein und von einerlei Interessen durchdrungen gewesen wäre. Damit berühren wir einen Punkt, der für die Gegenwart und Zukunft der ehemals spanischen Colonien, und insbesondere auch für die Staaten Centralamerikas, geradezu entscheidend ist. Spanien war zu menschenarm geworden, um einen starken Ueberschuß an seine überseeischen Besitzungen abgeben zu können; seine Colonialpolitik war so mißtrauisch und so kurzsichtig, daß sie die Auswanderung nach denselben geradezu erschwerte und die Erlaubniß dazu an lästige Bedingungen knüpfte. Die weißen Bewohner, die Menschen europäischer Abstammung, blieben demnach den Eingeborenen gegenüber in der Minderzahl und bildeten eine mannigfach bevorzugte Klasse. Die Zahl der weißen Frauen war von vorne herein nicht in richtigem Verhältnisse zu jener der Männer, welche sich deshalb zu Indianerinnen hielten. So entstand ein Mischlingsgeschlecht, das in allen spanischen Colonien, mit Ausnahme etwa von Costa-Rica, weit stärker vertreten ist, als die Weißen, und in manchen Gegenden nahmen nicht nur diese Mischlinge, sondern auch die Weißen selber die Sprache der Indianer an; wie denn z. B. in Paraguay auch heute das Guarani die eigentliche Landessprache bildet.

Auch in Mittelamerika liegen verschiedene Volksschichten neben einander; auch dort ist dieselbe Farben= und Racenantipathie wie in Mexiko und Peru. Der Weiße hält sich für besser als alle anderen Hautfarben, der Mischling haßt den Weißen, der Indianer unvermischten Blutes ist gegen beide von bitterm Ingrimm erfüllt. Noch 1832 erhoben sich die rostbraunen Menschen in San Salvador, proclamirten ein indianisches Reich und mordeten ohne Unterschied alle Weißen und Mestizen, deren sie habhaft werden konnten.

In allen ehemals spanischen Colonien, abermals mit Ausnahme von Chile, dem La Plata und Costa=Rica, nehmen die Weißen nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl ab, während die unvermischten Indianer rasch anwachsen und die Mischlinge, die sogenannten Ladinos, sich mehr und mehr dem indianischen Typus annähern. Centralamerika hat nach den neuesten Berechnungen und Zählungen auf etwa 6500 Geviertmeilen, 2,000,000 Bewohner. Davon sind in runden Zahlen 10,000 Neger, 800,000 Mischlinge, reichlich 900,000 reine Indianer und höchstens 300,000 Weiße. Das Verhältniß stellt sich demnach etwa wie 1:5,75, oder, da von den 300,000 Weißen vielleicht ein Drittel nicht ganz unvermischt ist, wie 1:6. In Mexiko steht das Verhältniß wie 1:7.

Die wissenschaftliche Ethnologie ist gegenwärtig nicht mehr darüber in Zweifel, daß die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in physischer, intellectueller und moralischer Beziehung zwischen den verschiedenen Menschenfamilien vorhanden und so deutlich erkennbar sind, nicht etwa als Consequenzen des Zufalls oder äußerer Verhältnisse betrachtet werden dürfen. Diese Verschiedenheiten treten vielmehr als radical, immanent und andauernd auf. Die Geschichte beweist unwiderlegbar, daß eine Blutvermischung zwischen Menschenracen, die von Natur durch eine physische, intellectuelle und moralische Kluft getrennt sind, denen die Affinität, die innere Wahlverwandtschaft abgeht,

und die eben nur physisch zeugungsfähig unter einander sind, daß, sagen wir, eine solche Vermischung zwischen höheren und niederen Racen nichts Harmonisches ergeben könne. Für diesen Ausspruch ließen sich Belege in großer Menge anführen, wir müssen aber an diesem Orte darauf verzichten, und uns begnügen, ein anthropologisches Gesetz hervorzuheben, das für die Entwickelung der Menschheit, für die Culturgeschichte von hervorragender Bedeutung und deshalb neuerdings wieder mehrfach erörtert worden ist.

Nämlich: es giebt bei den höher organisirten Racen im Allgemeinen einen natürlichen und vollkommen gerechtfertigten Instinct, der sie abhält, sich so weit mit einer weniger hoch organisirten Race zu vermischen, daß sie selber in derselben aufgehen müßten. Jede Vermischung zwischen zwei grundverschiedenen Racen verschlechtert; die Mischlinge taugen psychisch nichts; die Natur will und mag aber auch physisch keine solchen Bastarde, und verewigt deshalb keine menschlichen Hybriditäten, z. B. keine Race von Mulatten. Die Mischlinge haben, im Allgemeinen, Mängel in ihrer physischen und psychischen Anlage, und sehr oft in solchem Maße, daß sie einen schroffen und ungünstigen Gegensatz zu den reinen Typen bilden. Um fortzubestehen, müssen sie ununterbrochen Zufluß von Blut aus den Adern der reinen Typen haben, sonst werden sie in der dritten oder vierten Generation entweder zeugungsunfähig oder die Milch geht den Weibern aus, und die Individuen sind in hohem Grade schwächlich. Die Racenvermischung zwischen Weiß und Schwarz, Weiß und Rostbraun, Rostbraun und Schwarz wirkt demoralisirend, und wo die Vermischung in einem so ausgedehnten Umfange stattgefunden hat und auch heute noch andauert, wie im spanischen Amerika, kommen auch die höheren Typen ganz herunter und werden zuletzt von den niederen aufgeschlürft.

Diese niederen Racen sind Vertreter einer niedrigern Bildungsstufe, einer stärkern oder schwächern Barbarei, und wir werden kaum Widerspruch erfahren, wenn wir behaupten, daß diese Indianer und Mischlinge für ein republikanisches Staatsleben und Staatswesen sich entschieden nicht eignen. Wir lassen dahingestellt, ob das auch bei den spanischen Creolen, wie sie geworden sind, der Fall sei; so viel aber ist unbestreitbar, daß alle Versuche und alle Gesetze, die Neger, Mulatten, Mestizen und Indianer in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht mit den Weißen gleich zu stellen, nur endlose Anarchie und bodenlose Verwirrung in's Leben gerufen haben, und überall die Staaten mit völliger Auflösung bedrohen. Man blicke nur nach Mexiko, Peru, Haïti, Jamaica und insbesondere auch auf Centralamerika. Die Spanier haben in der neuen Welt ihr Blut verschlechtert durch Vermischung mit niedriger gearteten Racen, und sich dadurch nicht nur zur politischen Ohnmacht herabgedrückt, sondern überhaupt ihre geistige Entwicklungsfähigkeit auf das schwerste beeinträchtigt. Die Nordamerikaner haben das Gegentheil gethan; auf 25 Millionen Weiße kommen bei ihnen nur etwas mehr als 400,000 Mulatten. Die beiderseitigen Resultate liegen klar vor Augen. Und für Centralamerika giebt es offenbar nur einen einzigen Weg, der die weiße Bevölkerung überhaupt retten kann: — sie muß sich durch unablässige Einwanderung weißer Menschen verstärken, gleichviel ob aus Europa oder Nordamerika. Dabei wird es allerdings unabwendbar sein, daß den Creolen auch die nominelle Herrschaft aus den Händen gleitet, welche sie jetzt noch zu haben vermeinen; aber das kann wenig verschlagen. Es kommt vielmehr darauf an, daß Länder, die zu den schönsten der Erde gehören, der Barbarei entrissen und productiv gemacht werden.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die spanischen Colonien in Amerika aus ihrer Erstarrung aufgeschreckt; die

Wellenschläge der großen Umwälzungen in Nordamerika, in Frankreich, und überhaupt in Europa, übten ihre Wirkungen auch am La Plata, im alten Lande der Incas, am Orinoco, in Guatemala und Mexiko. Spanien verlor in anderthalb Jahrzehnten alle seine Besitzungen auf dem Festlande. Die ehemaligen Provinzen, Generalcapitanerien und Vicekönigreiche bildeten nun unabhängige Staaten. Es war leicht für sie gewesen, die Herrschaft des Mutterlandes zu beseitigen, aber die Bemühungen, diese neuen Reiche auf selbstständiger Grundlage zweckmäßig einzurichten, sind beinahe überall gescheitert. Auch Centralamerika liegt nun schon beinahe vierzig Jahre unablässig in politischen Geburtswehen und wird allem Anschein nach an ihnen verenden. Nachdem man die spanische Krone beseitigt hatte, war keine Bedingung für Herstellung einer Monarchie mehr gegeben, die doch allein dem wilden Parteien- und Racenkampfe hätte steuern können; man copirte vielmehr die nordamerikanischen Staatseinrichtungen, welche für die vormals englischen Colonien vollkommen paßten, während sie für die Creolen, Mischlinge und Indianer nicht im Mindesten geeignet sind. Sie nahmen die Form, für welche bei ihnen aller Inhalt fehlte. Sie waren mit der Erbschaft eines dreihundertjährigen Druckes belastet und wußten nun mit ihrer Freiheit und Selbstständigkeit kaum etwas anzufangen. Seit dem Jahre 1810 zählt das spanische Amerika etwa siebenthalbhundert Revolutionen und Aufstände und ist noch lange nicht am Ende.

Von vorne herein standen zwei Richtungen einander schroff gegenüber. Die ehemals bevorrechteten Classen, insbesondere Adel und Kirche, boten Alles auf, um ihre alten Privilegien zu behaupten und waren zu diesem Zwecke der Herstellung einer Monarchie gewogen, von welcher sie Schutz für diese Vorrechte erwarteten. Aber der Versuch scheiterte durch Iturbide's Tod in Mexiko und war damit auch für Centralamerika beseitigt. Auch im Jahre 1855 gelang es nicht, die Dictatur Santa

Anna's aufrecht zu erhalten. In Guatemala bezeichnete man jene Partei mit dem Namen der Servilen und ihre demokratischen Gegner als Liberale. Die letzteren bestehen aus Männern, welche die Ideen des neuen Europa und Nordamerikas zu den ihrigen gemacht haben und dieselben in Centralamerika verwirklichen möchten. Diese Liberalen sind zum Theil sehr gebildete, wohlwollende Männer, sie sind zudem von einem Bestreben erfüllt, das an sich edel und preiswürdig ist, aber es erscheint den gegebenen Verhältnissen und der buntschäckigen und durchaus ungebildeten Bevölkerung gegenüber im höchsten Grade unpraktisch, und die weitgreifenden Ideale der Liberalen sind in Centralamerika ebensowenig zu verwirklichen, wie die Pläne der Servilen sich durchführen lassen. Wenn uns ein Ausdruck aus dem gemeinen Leben erlaubt wäre, so möchten wir sagen: Centralamerika kann nicht leben und kann auch nicht sterben. Es ist dort ein stetes Auf- und Abwogen der Parteien, ein Bürgerkrieg, der seit einem Vierteljahrhundert fast ohne Unterbrechung andauert, und, was das Allerbedenklichste ist, man gewahrt nirgends Ansätze und lebensfähige Keime zum Bessern.

Die fünf Provinzen Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica begriffen, daß sie vereinzelt nur schwach seien und daß ihnen allen eine große Summe von Interessen aller Art gemeinsam ist. Sie traten deshalb zusammen und bildeten die centralamerikanische Foederativrepublik mit einem gemeinschaftlichen Congresse. Aber dieser Bund war eigentlich nie vollkommen lebensfähig, von Anfang an boten die Servilen Alles auf, ihn zu sprengen, weil sie außer Stande waren, ihn zu beherrschen; die Liberalen waren unter sich getheilter Meinung über die Ausdehnung der Rechte und Befugnisse, welche der Centralregierung den Einzelstaaten gegenüber eingeräumt werden solle. Die Kirche, welcher die Privilegien, die Mönche, denen die Klöster geschlossen, die Weltgeistlichen, denen die geistlichen Zehnten genommen worden waren, bohrten

unablässig gegen die neuen Einrichtungen und der Bund zerfiel. Alle Anläufe, ihn wieder herzustellen, sind gescheitert. In den Einzelstaaten dauerte der blutige Parteikampf an; die Liberalen von Honduras und San Salvador machten mit jenen von Guatemala gemeinschaftliche Sache und führten blutige Kriege gegen die Servilen, welche dort an's Ruder gelangt waren; die Servilen ihrerseits unterstützten ihre Anhänger und griffen die Liberalen mit bewaffneter Hand an, so daß nach und nach der Streit sich in jede Gemeinde und jedes Haus hineinspielte und damit das ganze Land einer grauenhaften Verwilderung preisgegeben wurde. Dazu kommt, daß die großen Parteien einander selbst mit Mißtrauen betrachten, weil zum Beispiel die Servilen in San Salvador und Honduras auf Seiten Guatemalas Hegemoniegelüste voraussetzen. Kurz, die Menschen in Centralamerika sind nach allen Seiten hin einer völligen Rathlosigkeit anheim gefallen und den größten Nachtheil haben gerade die Weißen. Anfangs übten ihre Offiziere die Säbelherrschaft, sie ist aber längst ihren Händen entglitten. Der Dictator von Guatemala, Carrera, ist ursprünglich ein indianischer Viehtreiber; die Servilen gedachten ihn zu ihrem Werkzeuge zu machen, aber sie sind lediglich seine willfährigen Diener geworden und haben ihm unbedingten Gehorsam zu leisten. Chamorro, eine andere Stütze derselben Partei und 1855 Präsident in Nicaragua, war ein Mestize (Ladino) gleich dem General Guardiola in Honduras. Acht Zehntel der Soldateska und ein großer Theil der Offiziere sind Mischlinge, das farbige Element überwiegt namentlich bei der servilen Partei ganz entschieden.

Wir wissen die politischen Zustände der centralamerikanischen Staaten nicht besser zu bezeichnen, als indem wir auf eine Analogie aus dem Alterthume verweisen. Theodor Mommsen schildert im dritten Bande seiner vortrefflichen römischen Geschichte die Verhältnisse der einzelnen gallischen Staaten zu der Zeit, als Julius Cäsar ihnen gegenüber trat (III. S. 217):

„Die verschiedenen keltischen Eidgenossenschaften, sagt er, standen unabhängig neben einander. Der Einheitsdrang der Nation fand in den Gauversammlungen wohl eine gewisse Befriedigung, aber sie waren doch in jeder Hinsicht ungenügend. Die Verbindung war von der lockersten Art und schwankte beständig zwischen Allianz und Hegemonie. Die Repräsentation vermittelst der Bundestage war im höchsten Grade dürftig; die Rivalitäten um die Hegemonie wirkten einen dauernden Riß in jeden einzelnen Bund, den die Zeit nicht etwa schloß, sondern erweiterte, weil selbst der Sieg des einen Nebenbuhlers dem andern die politische Existenz ließ, und es demselben, auch wenn er in die Clientel sich gefügt hatte, immer gestattete, den Kampf späterhin zu erneuern. Der Wettstreit der mächtigeren Gaue entzweite nicht blos diese, sondern in jedem Clan, in jedem Dorfe, ja oft in jedem Hause setzte er sich fort, indem jeder Einzelne nach seinen persönlichen Verhältnissen Partei ergriff."

IV. Verfall und Auflösung. — Die Flibustier und ihre Bestimmung. — Die englischen und nordamerikanischen Werbungen. — Was wird der Ausgang sein?

Im Verlaufe der letzten Jahre nahmen die Dinge in Centralamerika eine Wendung, die für die Liberalen immer nachtheiliger wurde. Carrera unterstützte von Guatemala aus die Servilen in den übrigen Staaten; er stellte namentlich seinem Freunde Guardiola in Honduras, welcher sich gegen den liberalen Präsidenten Cabañas erhoben hatte, 2000 Mann guatemaltekische Soldaten zur Verfügung, und stürzte die Regierung. In Nicaragua waren die Servilen durch Chamorro ans Ruder gekommen, in San Salvador hatten sie mehr und mehr Boden gewonnen. Das kleine Costa Rica war den Wirren fremd geblieben, rüstete jedoch um auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Früher hatten die Servilen Unterstützung und Hilfe auch bei Ausländern gesucht, jetzt verschmäheten die bedrängten Liberalen

in Nicaragua dasselbe Mittel nicht. Die Servilen verfügten über englische Flinten, ihre Gegner riefen nordamerikanische Büchsenschützen herbei.

Die Sache verhält sich so: Gegen den farbigen Präsidenten Chamorro erhob sich in Nicaragua der weiße General Castillon und wurde von den Liberalen zum Gegenpräsidenten erwählt; jener hatte seinen Sitz in der Stadt Granada, dieser in Leon. Der Kampf währte einen großen Theil der Jahre 1854 und 1855 hindurch, und wurde von beiden Seiten in geradezu entsetzlicher Weise geführt. Im Mai 1855 hob einmal der servile General Quiros acht unbewaffnete Demokraten auf und ließ sie ohne Urtheil auf dem Marktplatz in Rivas erschießen. Castillon setzte sich mit Wilhelm Walker in Verbindung, einem auf deutschen Universitäten gebildeten Advocaten aus Tennessee, demselben, welcher 1854 einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, den Mexikanern die Provinzen Untercalifornien und Sonora zu entreißen, und seitdem zu San Francisco in Obercalifornien lebte, nachdem ein Kriegsgericht ihn frei gesprochen hatte. Auf ausdrückliche Einladung Castillon's und seiner Partei kam der „Flibustier" mit 65 Mann, landete am 14. Juni 1855 zu Amapala in der Fonsecabay, und wurde dort vom Obersten Buenaventura, dem Bevollmächtigten Castillon's, begrüßt. Beide Theile schlossen einen Vertrag, demgemäß Walker und seine Leute das Bürgerrecht und Landbesitz in Nicaragua erhielten, und als nicaraguensische Bürger in den Waffendienst traten. Aber diese wenigen Nordamerikaner waren zu schwach, um den Servilen Widerstand zu leisten; sie wurden von den Liberalen im Stich gelassen, und flüchteten nach Costa Rica. Von dort kamen sie wieder zurück, erhielten von Californien aus Verstärkung, und im October 1855 nahm Walker mit kaum anderthalb hundert amerikanischen und deutschen Büchsenschützen bei Nacht und Nebel die Hauptstadt Granada ein. Er gab sich alle Mühe, die Parteien aus-

zusöhnen; er unterstützte die Wahl des Don Patricio Rivas, eines Mannes von gemäßigten Ansichten, zum Präsidenten, welchen dann auch der Bischof von Granada, Hilario Herdocia, in der Kathedrale weihete, während er zugleich auf Walker den Segen des Himmels herabflehete, „weil ihm der Retter für das schwer zerrüttete Land erschienen sei.“ Der Flibustier stellte in der That Ordnung her, es herrschte endlich einmal Ruhe im Lande und Nicaragua erholte sich. Es erscheint vollkommen begreiflich, daß die Gegenpartei mit dem neuen Stande der Dinge nicht zufrieden war, denn sie hatte keine Aussicht, zur Herrschaft zu gelangen. Viele Servile flüchteten nach Guatemala und Honduras, überhaupt in die anderen Staaten, und suchten diese zum Kriege zu bewegen. Die Liberalen erklärten sich dagegen anfangs fast überall zu Gunsten der neuen Regierung in Nicaragua. Im Interesse der Selbsterhaltung zog Walker nach und nach etwa fünfzehnhundert nordamerikanische Abenteurer an sich, die von seinem Freunde „Don“ Bruno von Natzmer aus Berlin in preußischer Weise einexercirt wurden. Aber dieses Herbeiströmen von Fremden war den Centralamerikanern mehr als verdächtig. Die Ausländer sind zumeist Protestanten und man benützt diesen Umstand, um die ohnehin nicht wegzuleugnende Abneigung des Volkes gegen die Fremden noch zu steigern. Die Bemühungen Walker's, mit Honduras und San Salvador innige Verbindungen anzuknüpfen, und sie für den Abschluß eines Bündnisses auf föderativer Grundlage zu gewinnen, blieben ohne Erfolg. Costa Rica wies seine Freundschaftsanträge geradezu barsch ab und erklärte ihm den Krieg. Die Costa Ricaner ihrerseits werden von einem Flibustier anderer Art angeführt, dem bekannten Alexander von Bülow aus Berlin, welcher einst als Werber für die verunglückte belgische Colonie Santo Thomas de Guatemala in Deutschland thätig war, später anderen Projecten in Centralamerika nachhing, allerlei abenteuerliche Pläne entwarf, welche einer Berliner Colonisa-

tionsgesellschaft schweres Geld gekostet haben, und der dann den Costa Ricanern als „el valiente Varon Alejandro de Buelow“ als Straßenbaumeister und Obergeneral diente. Mit ihm wirkte ein ehemals rother Demokrat aus Königsberg, der aus den Berliner Revolutionszeiten her wohlbekannte Dr. Eduard Streber, der seine kirchliche und politische Confession gewechselt hat und sich nun Dr. Estrebér nennt. Auch der Herausgeber des rothen Blattes Mephistopheles, Wilhelm Marr aus Hamburg, lebte in Costa Rica, wir wissen aber nicht, ob er dort an politischen Dingen sich betheiligte. In Walker's Heerhaufen befanden sich etwa zweihundert Deutsche und eben so viele ehemalige Vincenner Schützen aus Frankreich. Wir heben das alles hervor, um zu zeigen, daß Centralamerika nun zum Schauplatze geworden ist, auf welchem fremde Abenteurer sich herumtummeln. Walker ist bekanntlich, in Folge der Einmischung der nordamerikanischen Bundesregierung später aus Nicaragua entfernt worden. Aber im Großen und Ganzen wird dadurch an dem Schicksal Centralamerika's kaum etwas geändert werden: was sich jetzt nicht erfüllt, geschieht späterhin ganz gewiß; denn Niemand kann dem Verhängniß entrinnen, oder dasselbe abwenden.

Nordamerika consolidirt sich immer mehr, während Mexiko und Centralamerika zerbröckeln. Die große nordische Union gewann binnen vierzig Jahren die Mündungen des Mississippi, Florida, Oregon, Californien, Neumexiko. Nun hat der Zug nach Süden eben so unaufhaltsam begonnen. Die europäische Politik wird Alles aufbieten, um diesem Zuge entgegenzuwirken; man darf aber mit voller Zuversicht behaupten, und kein gründlicher Kenner amerikanischer Verhältnisse, kein vorurtheilsfreier Beobachter wird in Abrede stellen, daß alle europäischen Bestrebungen ihren Zweck nicht erreichen. Sie können nicht retten, was durch seine absolute Ohnmacht dem Untergange verfallen ist und überhaupt keine Berechtigung zum Dasein mehr hat.

Wir sprechen ein scheinbar hartes Wort aus, aber wir malen nicht zu schwarz. Vor uns liegt ein amtlicher Artikel des Boletin official von San José, der Hauptstadt von Costa Rica, vom 1. August 1855, in welchem die Regierung dem Lande kund giebt, daß sie rüste, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Sie hebt die bodenlose Zerrüttung der vier anderen centralamerikanischen Staaten hervor, und beklagt, daß man Ausländer ins Land gerufen, während sie doch selbst dergleichen verwendet. Dann schildert sie den gegenseitigen Kampf der Parteien, bei welchen es geradezu auf Ausrottung und völlige Vernichtung abgesehen sei. „Dieser verzweifelte Zustand, diese wilde Barbarei, diese blutgierige Rachsucht ist scheußlich! Wenn die eine Partei sieht, daß sie gegen die andere nicht mehr aufkommen kann, dann ruft sie Glücksritter zu Hülfe. Was soll daraus erwachsen? Weiter nichts, als daß diese Söldlinge nur immer kühner und mächtiger werden, daß ihr Einfluß und ihr Dünkel sich steigert, und daß man ihnen zuletzt nichts mehr anhaben kann. Die Flibustier werden triumphiren. Und warum auch nicht? Wenn Nationen sich im blutigen Schlamme der Anarchie wälzen, wenn sie jedes gesellschaftliche Band zerrissen haben, wenn Religion und Gesetz, Moralität und Vaterlandsliebe mit Füßen getreten werden, dann sucht die Vorsehung ein solches Volk heim. In Centralamerika aber gewahrt man, wohin man auch blicke, nur Mord und Grauen." — Diese Worte sind bezeichnend; sie schildern die Zustände vor Walker's Ankunft ganz getreu.

Jedermann begreift, daß dergleichen Verhältnisse nicht lange mehr dauern können, denn die Zersetzung ist in neuerer Zeit sehr rasch gegangen, und der Starke, gleichviel ob er als „Flibustier" kommt, wird Recht behalten. Die europäischen Seemächte blockirten die Küsten von Nicaragua, um ein weiteres Einströmen bewaffneter Abenteurer zu verhindern; auch Nordamerika hat Kriegsschiffe in jene Gewässer gesandt und wird

eine Einmischung nicht dulden. Eine Besetzung centralamerikanischer Häfen durch englische Truppen oder eine Theilnahme derselben an dem Kriege würde mit Nothwendigkeit einen Bruch der beiden größten Handelsmächte hervorrufen. Die Folge wäre sicherlich eine ungeheure Aufregung in den Vereinigten Staaten, in welchen ohnehin schon die Stimmung gegen England in hohem Grade gereizt war. Im Congresse zu Washington sind 1856 Anträge gestellt worden, zum Schutze des Verkehrs über die Landenge von Panama die Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten in geeigneter Weise zu verwenden, und erforderlichen Falls Freiwillige aufzubieten, deren einige Hunderttausende nur auf den geeigneten Augenblick warten, um die Waffen zu ergreifen. Gegen den Antrag wurde nur bemerkt: „daß Nordamerika in diesem Augenblicke noch nicht die Absicht habe, Centralamerika zu besetzen", obwohl England den Costa Ricanern Waffen gegen die Liberalen Nicaragua's geliefert habe.

England eifert gegen die Flibustier und die Vergrößerungsgelüste der Nordamerikaner, und in deutschen Blättern findet diese tugendhafte Entrüstung Wiederhall. Aber diese englischen Declamationen sind werthlos und erheuchelt; die Nordamerikaner haben wenigstens die Offenheit, ihre, wenn man will, brutale Politik nicht zu verbrämen. England hat von allen Staaten das wenigste Recht, über die Eroberungslust Anderer zu klagen. Seitdem es vom amerikanischen Festlande so gut wie völlig weggedrängt worden ist, liegt der Schwerpunkt seiner außereuropäischen Politik in Indien, überhaupt im Osten und in Australien. Wie sehr es sich dort durch „Annexationen arrondirt", ist bekannt. In Indien allein hat es binnen gerade einhundert Jahren mehr als einhundert Fürsten ihrer Länder beraubt; „alle Jahre ein Königreich". Man denke nur an die Besetzung von Aden und an den Opiumkrieg gegen China, an die Art, wie es den Vertrag von 1824 mit den Niederlanden im indischen Archipelagus auslegt.

Die Wahrheit ist, daß England und Nordamerika sich in Betreff der beiderseitigen Politik nichts vorzuwerfen haben, denn sie sehen sich gleich wie ein Ei dem andern; daß sie beide mit derselben Rücksichtslosigkeit verfahren, nur daß die Nordamerikaner sich nicht zu Sophistereien herbeilassen, um ihr Verfahren zu beschönigen. Wahr ist ferner, daß in der centralamerikanischen Frage die Yankees weit mehr im Recht sind, als die Engländer, und wahr endlich, daß die „Flibustier" am Ende doch der höhern Gesittung Dienste erweisen, während die englische Politik hier der offenbaren Barbarei Vorschub leistete.

Man verstehe uns recht. Die beiden centralamerikanischen Parteien sind gleich ohnmächtig, beide, gleichviel ob Servile oder Liberale, haben keine Berechtigung zum Dasein. Je rascher ihren Agonien ein Ende gemacht wird, um so besser. Centralamerika ist eine der schönsten Regionen der Welt und als ein zum großen Theil ungemein gesundes Land, bei seiner Fruchtbarkeit und der herrlichsten Weltlage für künftige Einwanderung aus Europa so geeignet, wie wenig andere. Von Recht ist weder auf Seiten der einen noch der andern Partei die Rede; die Welt kann nur gewinnen, gleichviel ob Flibustier dort neue Staaten bilden, oder die große nordische Union „anknüpft".

Nordamerika droht übermächtig zu werden. Schon aus diesem Grunde müssen wir Europäer wünschen, daß es baldmöglich auch Mexiko, Mittelamerika und überhaupt alles Land bis nach Panama sich einverleibe. Zuerst wird diese große Union die neuerworbenen Länder in ihrer Weise befruchten, etwa so wie es mit dem untern Mississippilande, Florida und Californien geschah. Aber bald wird ein so kolossales Reich sich naturgemäß gliedern, und in mehrere Staatengruppen zerlegen, die selbstständig neben einander schalten und walten. Man kann das Expansivvermögen des Yankeethums mit einem starken Gummiringe vergleichen; er läßt sich ungemein erweitern; er bleibt immer Gummi, wird aber bei jeder weitern Anspan=

nung schwächer, und zuletzt reißt er in mehrere Stücke. Es ist nicht nöthig, daß Mexiko und Centralamerika zur nordamerikanischen Union gehören; es ist das auch auf die Dauer nicht wünschenswerth, ist auch wohl nicht möglich; daß aber nur allein die Yankees im Stande sind, in dem heillos verrotteten Centralamerika eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, und der Cultur die Thore zu öffnen, erleidet sicherlich von Seiten der Kundigen keinen Zweifel.

Der Kanal von Suez
in geographischer, commercieller und handelspolitischer Beziehung*).

I. Die Bedeutung des Kanals und die Rivalitäten. Die Beschaffung der Geldmittel und die Ertragsfähigkeit.

Die Erörterungen über Ausführbarkeit und Richtung einer Wasserstraße, welche das mittelländische Meer mit dem arabischen Golf verbinden, und einen directen Handelsweg aus Europa nach Ostafrika, Indien, dem malayischen Archipelagus und China eröffnen soll, werden immer lebhafter. Auch die Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung hat sich an derselben mit einem vortrefflichen Aufsatze betheiligt, und dabei vorzugsweise die technischen Fragen und Schwierigkeiten in's Auge gefaßt. Es stellt sich aber noch eine andere Seite des Unternehmens heraus, die seither weniger umfangreich in den Kreis der Besprechung gezogen wurde. Ich meine den Grad von commercieller Bedeutung, welchen der projectirte Kanal zu gewinnen im Stande ist. Gerade in dieser Hinsicht walten manche Täuschungen ob, und namentlich die Franzosen ergehen sich in Uebertreibungen, welche bei einem so wichtigen Unternehmen durchaus bei Seite bleiben sollten. Hier ist lediglich die kühle Prosa des Verstandes am rechten Platze.

*) Geschrieben im Herbst 1856.

Daß trotz aller Hindernisse der Suezkanal in Angriff genommen wird, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Man ist so weit gegangen und die Seemächte haben sich so sehr eingelassen, daß man beginnen muß. Wann aber, bleibt vorerst dahin gestellt. Die Türken sind dem Kanalbau abgeneigt, und von England geschieht sicherlich nichts, um diesen Widerwillen zu beseitigen. Die Pforte besorgt, daß eine Wasserstraße die Verbindung zwischen ihren asiatischen Besitzungen und jenen in Afrika unterbrechen könne, und der Isthmus sich in ein neutrales Gebiet umgestalte, auf welchem der Einfluß des Sultans nicht mehr viel bedeuten werde. Dieser Argwohn der Türken ist vollkommen gerechtfertigt. Ein so wichtiger Weltverkehrsweg darf nicht von dem Belieben einer einzigen Macht abhängen, er wird im Fortgang der Dinge ganz von selbst der gemeinsamen Ueberwachung aller Betheiligten anheimfallen und zu einem völkerrechtlichen Gemeingut werden. Aehnliche Verhältnisse bereiten sich in Bezug auf die interoceanischen Eisenbahnen in Panama und Centralamerika vor. Die Pforte ist empfindlich und erhebt Klage, daß man ihre „Souverainetätsrechte" ignorire, indem die Betheiligten alle Unterhandlungen ohne Berücksichtigung des Sultans lediglich mit dem Vicekönig von Aegypten geführt haben, als ob dieser Vasall der Einwilligung seines Oberherrn nicht bedürfe. Said Pascha seinerseits verlangt eine Verstärkung des ägyptischen Heers um 15,000 Mann, damit er ein Werk „schützen" könne, das durch die öffentliche Meinung Europa's geboten sei.

Alle diese Rivalitäten und Hindernisse wird man vielleicht am Ende zu beseitigen wissen. Indeß man weiß, daß die Arbeit, gleichviel in welcher Weise sie angegriffen und durchgeführt wird, eine gewaltige Summe technischer Schwierigkeiten darbietet. Diese wird man jedenfalls überwinden; aber Niemand vermag auch nur annähernd einen Kostenanschlag zu entwerfen, auf welchen irgend sicherer Verlaß wäre. Hier steht

man lediglich der blauen Luft, der völligen Ungewißheit gegenüber. Seither schwankten die Voranschläge zwischen 160 bis 280 Millionen Francs und mehr, aber ganz richtig ist gefragt worden, wer sich unterstehe zu sagen, ob allein für die Hafenbecken in beiden Meeren eine Summe von 80, 100 oder 150 Millionen ausreichend sei? Kein Ingenieur der Welt ist im Stande zu behaupten, und, falls er sich zu einer Behauptung herbeiläßt, mit einiger Bestimmtheit und Sicherheit nachzuweisen, daß trotzdem die künstlich angelegten Häfen dauerhaft und praktikabel bleiben, ohne empfindlich zehrende Unterhaltungskosten zu verursachen. Auch wird jener von Pelusium in eine keineswegs gesunde Gegend zu liegen kommen.

Doch abgesehen von diesem Punkte, kann man sich nicht verhehlen, daß bei jeder Kanalrichtung, gleichviel ob man einen directen Durchstich von einem Meere zum andern wählt, oder den Nil benutzt, durchaus künstliche Mittel in Anwendung gebracht werden müssen, die nicht nur große Geldsummen, und zwar abermals unberechenbare, erfordern, sondern auch viele Uebelstände im Gefolge haben, welche bei einem großen interoceanischen Wasserwege, bei einer Schifffahrtsstraße für den Weltverkehr, schwer ins Gewicht fallen. Man sprach von Sammelteichen, von wo aus das Wasser vermittelst einer Menge von Windmühlen oder mit Hilfe von Dampfmaschinen in den großen Kanal hinaufgepumpt werden solle, oder man gedachte die „höhere" Fluth des rothen Meeres in die Wasserstraße zu leiten und ihr so die erforderliche Speisung zu verschaffen. Man wird die Häfen im Meere selbst, mindestens eine halbe Meile weit vom Gestade entfernt bauen, für jenen von Pelusium sogar die Baustoffe aus dem griechischen Archipelagus holen müssen, und ihn trotzdem nie zu einem bequemen Hafen machen. Die Bedenken für die Segelschifffahrt bleiben in jener südöstlichen Ecke zwischen Syrien und Aegypten nach wie vor, weil bei der vorherrschenden Richtung der Winde, die Dünen von El Arisch

ihre Gefahren behalten. In jener ganzen Region zeigt das Meer vermöge seiner Strömungen der Küsten entlang, bei seichtem Wasser und der Masse von Sand, welche die Wüstenwinde ihm zuführen, eine entschiedene Neigung, Bänke und Untiefen zu bilden, und in dieser Beziehung hat der Bericht der internationalen Untersuchungscommission uns wenigstens nicht beruhigt. Er versichert indessen, daß im Meere vor Pelusium ein künstlicher Hafen von erforderlicher Tiefe und mit gutem Ankergrunde herzustellen sei. Das glauben wir; es fragt sich aber, und das ist nicht etwa Nebensache, ob für Segelschiffe Ein- und Ausfahrt zu jeder Jahreszeit sicher sind. Jene Meeresgegend steht seit den ältesten Zeiten bei den Schiffern in bösem Rufe, welchen bis jetzt wenigstens die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt hat. Wind und Wogen sind aber dort auch heute noch dieselben wie vor drei tausend Jahren.

Doch auf das Alles kommt es uns hier nicht an. Wir versetzen uns vielmehr in eine Zeit, in welcher der Kanal eröffnet worden ist, und nehmen den Fall, daß er die Summe von einhundert Millionen Thaler gekostet habe. Diese Ziffer ist schwerlich zu hoch gegriffen, da die Ingenieure mit ihren Voranschlägen bereits auf die Höhe von 310 Millionen Francs gekommen sind, also auf etwa 78 Millionen Thaler. Sie haben sicherlich keine Neigung, die Kosten allzuhoch anzuschlagen; sind aber heute noch gar nicht im Stande, dieselben irgend zu präcisiren; es wird also gestattet sein anzunehmen, daß die Summe sich etwa um ein Fünftel gesteigert habe, sobald der Kanal mit allem Zubehör fertig und dem Betrieb übergeben worden ist.

Wir fragen nicht, woher die erforderlichen Gelder kommen. Französische Berichte melden, daß sie „beinahe" gezeichnet worden seien. Die Pforte giebt kein Geld, der Pascha von Aegypten kann und wird wenig geben; wie viel die europäischen Staaten als solche in Kanalactien anlegen, ist uns unbekannt; in Paris verlautet, daß das große Werk hauptsächlich mit Hilfe

von Privatcapitalien hergestellt werden solle. Der Kanal muß demnach Zinsen für das Anlagecapital aufbringen, er muß die Unterhaltungskosten decken, und die Transitabgaben von 15 Procent, welche die ägyptische Regierung vertragsmäßig zu beziehen hat, werden von den Einnahmen vorweg abgezogen. Auf welchen Reinertrag haben nun die Actionaire zu rechnen? Der Reinertrag „von mindestens 10 Procent", wie ein französisches Blatt meinte, steht völlig in der Luft. Man hat in der That auch nicht einmal den Versuch gemacht, diese Annahme irgend näher zu begründen.

Bei dem völligen Umschwung, welchen der Weltverkehr und mit ihm die große Schifffahrt genommen hat, konnte man die Landenge von Suez nicht länger übersehen. Das rothe und das mittelländische Meer waren schon in den Tagen des Alterthums durch einen Kanal in Verbindung gesetzt worden, und diese Wasserstraße hatte sich, allerdings mit zeitweiligen Unterbrechungen, bis in die Tage der arabischen Chalifen erhalten. Dann war sie eingegangen und der Wüstensand hat sie verschüttet. Sie verband indessen beide Meere nicht unmittelbar, sondern führte von Suez bis an den Nil. Gegenwärtig handelt es sich um ein ganz anderes Werk; um einen Kanal, welcher der großen Schifffahrt und dem Welthandel nützen soll. Es kommt nicht darauf an, zwei ägyptische Häfen, oder nur zwei Binnenmeere, die mediterraneische Thalassa und den arabischen Golf, in nähere Verbindung zu bringen, sondern Aegypten bleibt neben aus, der Kanal soll dasselbe westlich bei Seite lassen. Man will mit großen Dreimastern, mit Klipperschiffen von dritthalb bis dreitausend Tonnen (zu 2000 Pfund) Tragfähigkeit, ohne zu leichtern oder umzuladen, aus jedem beliebigen Hafen Europa's nach Indien, Australien, China und der amerikanischen Westküste direct hin-, resp. zurückfahren; man will dabei Raum, Zeit und Geld ersparen, die Erzeugnisse der abendländischen Gewerbthätigkeit den ostafrikanischen

und indischen Häfen, den Birmanen, den Reichen Siam, Japan und China, sodann auch den Goldcolonien Australiens zuführen, und morgenländische Colonialwaaren als Rückfracht einnehmen.

Jedermann begreift, daß ein so kostspieliges Werk sich nur bezahlt machen kann, wenn alljährlich tausende von großen Schiffen dasselbe benützen, wenn es ein Hauptglied in der großen oceanischen Fahrbahn bildet, welches aufzusuchen die Fahrzeuge aller Nationen ein handgreifliches Interesse haben. Es kommt darauf an, im großen Welthandel den anderen Straßen Concurrenz zu machen und sie wo möglich zu überflügeln, den Verkehr von andern Bahnen abzulenken und sich anzueignen. Der kleinere oder größere Lokalverkehr tritt in zweite Linie zurück. Der Kanal kann eine Weltbedeutung auch nicht dadurch gewinnen, daß er lediglich zwischen den Ländern und Häfen am Mittelmeere einerseits und dem asiatisch-australischen Orient andererseits den directen Schifffahrtsverkehr möglich macht; sondern der Schwerpunkt liegt vorzugsweise darin, daß er die Schifffahrt von den atlantischen Fahrbahnen ablenken und einen beträchtlichen Theil derselben zu sich heranziehen soll. Er will ausgesprochenermaßen die Straße um die Südspitze Afrika's herum, wo nicht völlig lahm legen, doch zum größten Theil überflüssig machen. Er stellt diesem Wege gegenüber, auf welchem seit nun vierthalb hundert Jahren Europa den Seehandel nach und von Indien und Hinterasien betreibt, erhebliche Vorzüge und Vortheile in Aussicht. Er will „Milliarden" ersparen, welche bis jetzt der Seeweg unnützerweise verschlinge; er soll den Asiaten unsere Erzeugnisse, und uns die morgenländischen Producte wohlfeiler und schneller liefern — das ist die Thesis.

II. Die Stellung zum Welthandel. Kann der Weg über Suez mit jenem um das Cap der guten Hoffnung concurriren? Die überwiegende Bedeutung des atlantischen Verkehrs.

Bei alledem vergißt man, daß die Achse, um welche sich seit einigen Jahrhunderten der Welthandel bewegt, und allen Verhältnissen zufolge auch künftig vorzugsweise bewegen wird und muß, eine atlantische ist. Denn am atlantischen Ocean wohnen gerade alle diejenigen Völker, welche in Bezug auf den großen Verkehr hauptsächlich eingreifen, ihn hauptsächlich beleben, bestimmen und ohne allen Zweifel auf Jahrhunderte hinaus beherrschen werden. Der Verfasser dieser Zeilen hat schon an einem andern Orte*) darauf hingewiesen, daß zumeist in den atlantischen Regionen der gewerbliche Genius, die industrielle Anlage und Begabung einheimisch sind, daß die Völker am atlantischen Weltmeer, dessen ganze nördliche Hälfte einen germanischen Ocean bildet, in Bezug auf geistige Regsamkeit und Entwickelung, in Wissenschaften und technischen Fertigkeiten, insbesondere aber auch in Handel und Schifffahrt in erster Reihe stehen. Sie lassen, als ganz eminent active und entschieden seebegabte und seetüchtige Nationen, alle anderen weit hinter sich zurück. Norwegen, Dänemark, Schweden, Deutschland, beide Niederlande und Großbritannien auf der Ostseite, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die englischen Colonien Canada, Neuschottland ꝛc. auf der Westseite haben in Schifffahrt und Handel, in Gewerbsamkeit und Verkehrsmitteln alle andern Länder der Welt so durchaus überflügelt, so weit hinter sich zurückgelassen, daß zwischen den 130 Millionen Germanen und den 1200 Millionen übrigen Erdbewohnern nicht einmal annähernd ein Vergleich sich ziehen läßt.

*) Deutsche Vierteljahrsschrift, 1856, Nr. LXXIII., Januar: „Umwandlungen im Weltverkehr der Neuzeit. Colonialwaaren, Colonialarbeiter, Sklaverei."

Die Auffindung des Seeweges um die Südspitze Afrika's nach Ostindien und die Entdeckung Amerika's verdanken wir allerdings romanischen Völkern, welche im Oriente der alten Welt und auf dem neuen Continente zuerst Eroberungen machten und Colonien gründeten. Aber beide großen Ereignisse sind zum Vortheile der Germanen ausgeschlagen und haben ihnen den Welthandel in die Hände geliefert. Sie kamen später als die Romanen, aber sie traten energischer auf. Seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fingen sie an, die Erzeugnisse des fernen Morgenlandes direct in eigenen Schiffen zu holen und nicht ferner aus zweiter Hand zu beziehen; Holland gewann festen Boden im hinterindischen Archipelagus, England gründete und eroberte Colonien in Amerika. Die wichtigsten Colonialwaaren kamen entweder allein aus der westlichen Erdhälfte oder sie wurden dorthin verpflanzt. Tabak und Cacao sind ursprünglich amerikanische Producte und der alten Welt fremd; Baumwolle ist beiden Erdhalben gemeinsam; Zucker und Kaffee übersiedelte man nach Westen, und sie bildeten, neben Reis und Tabak, eine feste Unterlage für das Colonialwesen der wärmeren Gegenden Amerika's. Und hier gediehen sie in so ausgezeichneter Weise, ihre Erzeugung wurde in dem Maße gesteigert, daß schon im siebzehnten Jahrhundert Europa den größten Theil seiner Colonialwaaren nicht mehr aus dem Orient, sondern aus Amerika bezog, und sie nicht mehr von Spaniern, Portugiesen oder Italienern kaufte, sondern ohne deren Vermittelung selbst holte. *So ging der Welthandel in andere Hände über*, und die alten Zwischenplätze verloren ihre frühere Bedeutung. Die deutsche Hansa hatte nur eine beschränkte Handelssphäre im Norden; die Italiener trieben vorzugsweise Zwischenhandel, und sahen sich benachtheiligt, als die Portugiesen und Spanier die Waaren des Orientes direct nach Europa brachten. Seitdem datirt auch der Verfall unserer oberdeutschen Städte, welche von den Italienern kauften; denn

nun gingen die Niederländer nach Lissabon, und Antwerpen war im sechszehnten Jahrhundert der größte Stapelplatz Europa's.

Aber auch ihn traf dasselbe Schicksal wie Venedig und Augsburg, seitdem die Holländer Besitzungen im indischen Archipelagus erwarben und gleich den Engländern zumal nach Ost- und Westindien fuhren, und die Waaren, welche sie geholt hatten, in Amsterdam, Rotterdam und London aufstapelten. Die deutschen Nordseehäfen waren, gegenüber dem ausschließenden Colonialsystem der Seemächte, darauf angewiesen, die tropischen Producte an den europäischen Plätzen der Seemächte zu kaufen, welche Colonien besaßen, und lediglich Zwischenhändler zu bleiben. Ihre Seefahrt wurde erst transatlantisch, seitdem die nordamerikanische Revolution zur Gründung eines selbstständigen Staates führte, der seine Häfen allen Völkern öffnete, und nachdem die Staaten im übrigen Amerika das Joch der Spanier und Portugiesen abgeschüttelt. Von da an war eine directe, eine große und oceanische Schifffahrt auch für Deutschland möglich; mit dem Zollverein wuchs unsere Industrie, und mit Vervollkommnung derselben stieg nicht nur der Export unserer Fabrikate über See, sondern auch der Verbrauch von transatlantischen Rohstoffen und Colonialwaaren aller Art, die wir seit Jahrzehnten in alljährlich wachsendem Maße in deutschen Fahrzeugen beziehen. Hamburg ist, nach Liverpool und London, der drittgrößte Handelsplatz der Welt, dessen commercielle Bewegung im Jahre 1853 schon auf die ungeheure Summe von mehr als 865 Millionen Mark Banko oder 432 Millionen Thaler gestiegen war, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1850 für 178 Millionen Dollars einführten und für 136 Millionen Dollars exportirten. Somit betrug ihre ganze auswärtige Handelsbewegung damals 314 Millionen Dollars, oder etwa eben so viel wie jene des einen deutschen Hafens, der, nebst Bremen, vorzugsweise atlantischen Verkehr treibt.

III. Vortheile der atlantischen Route. — Stellung Nordamerika's. — Verbrauchsfähigkeit und Industrie des Orients. — Der Abzug von Silber aus Europa nach Indien und China.

Auf dem Meere und im Bereich der Ebbe und Fluth auf den Strömen schwimmen gegenwärtig etwa 145,000 Schiffe mit einem Gehalt von nahezu 16,000,000 Tonnen Trächtigkeit. Davon kommen auf die germanischen Nationen mehr als 90,000 mit einem Tonnengehalte von 13,000,000 Tonnen. Der ganzen übrigen Welt bleiben nur etwa 3,000,000 Tonnen, weniger als ein Fünftel der Gesammtmenge. Wir wollen in runden Angaben, welche für unsern Zweck ausreichen, die Ziffer des Tonnengehalts der Schiffe bei verschiedenen Völkern angeben.

In erster Reihe stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 40,500 Fahrzeugen und 5,560,000 Tonnen Gehalt. Hier sind die Schiffe auf den großen Strömen und Binnenseen mit gerechnet. Dann folgt Großbritannien sammt seinen Colonien mit 36,000 Fahrzeugen und mehr als 5,000,000 Tonnen. In dritter Reihe steht Deutschland mit Oesterreich, 12,000 Schiffe mit mehr als 1,000,000 Tonnen; die übrigen germanischen Völker besitzen deren zusammen mehr als eine Million.

Dagegen hat Frankreich, mit Einrechnung der Häfen Algeriens und aller kleinen Hafenfahrzeuge nur 716,000 Tonnen, Spanien 380,000, Portugal noch nicht 100,000, ganz Italien 550,000, Griechenland 270,000 Tonnen. Die Rhederei Rußlands ist zum größten Theil in den Händen der deutschen Ostseeprovinzen und Finnlands und auf dem schwarzen Meere von keiner besondern Erheblichkeit. Das ganze romanische Amerika hat kaum über 200,000 Tonnen, und Californiens Schifffahrt wird durch atlantische Fahrzeuge vermittelt. Auch die eigene Rhederei Australiens ist erst in schwachen Anfängen begriffen.

Alle diese Angaben sind von Wichtigkeit für den Kanal von Suez. Zunächst zeigen sie, wie weit in Bezug auf die große Schifffahrt die Völker am Becken des Mittelmeeres hinter jenen am atlantischen Ocean zurückstehen. Die Hauptfactoren im Welthandel sind Nordwesteuropa und Amerika; zwischen beiden findet ein größerer Waarenaustausch statt, als zwischen Europa und den übrigen Ländern, welche Colonialwaaren in den Handel bringen. Der atlantische Verkehr ist ungleich bedeutender als der orientalische, weil der überwiegend größere Theil der Colonialwaaren, welcher Europa bedarf, aus den atlantischen Regionen Amerikas bezogen wird, die ihrerseits die bei Weitem größere Hälfte der europäischen Exporte beziehen und verbrauchen. Baumwolle, Kaffee, Zucker, Häute, Hörner, Tabak, Mehl, Fleisch, Reis, Cacao, Metalle, Färbe- und Nutzhölzer, Honig, Pelzwerk, Fische, Asche, Terpentin, Harz und manche andere Rohstoffe erhalten wir vorzugsweise aus der westlichen Erdhälfte. Indigo, Tabak, Reis, Zucker, Baumwolle und Kaffee liefern Amerika und der Orient gemeinschaftlich; ausschließlich hat der Letztere Thee, Seide, Manilahanf, Bankazinn und Gewürze. Afrika liefert Elfenbein, Cocosnüsse, Datteln und Droguen; Australien bringt in den Welthandel Gold, Kupfer und Wolle.

Europa ist für diesen Welthandel das Centrum, in welchem alle Strahlen zusammenlaufen und von wo die Radien über den Erdball ausstrahlen. Unser Erdtheil verbraucht die meisten fremden Rohstoffe und liefert die meisten Industrieproducte; bei ihm ist der allerlebhafteste Austausch. Jeder überseeische Markt hat ein Interesse, mit den großen Handelsplätzen in möglichst nahen Verkehr zu kommen, die Reisedauer abzukürzen, den Waarenumsatz zu beschleunigen. Zu diesem Zweck wurden die oceanischen Dampfschifffahrtslinien hergestellt, und die Panamaeisenbahn gebaut. Deshalb wird man Schienenwege über den Isthmus von Tehuantepec, durch Mexiko von

Vera Cruz nach Acapulco, und durch Honduras legen; und die große Bahn vom Mississippi bis zum pacifischen Gestade ist vorzugsweise auch mit darauf berechnet, einen Theil des Verkehrs zwischen dem asiatischen Osten und Europa durch Amerika in atlantische Häfen zu lenken. Darauf wurde gleichfalls bei dem projectirten Darienkanal Gewicht gelegt. Für dieses Unternehmen und dessen Ausführbarkeit sind große Autoritäten aufgetreten, wir erlauben uns aber entschieden anderer Ansicht zu sein und werden dieselbe gelegentlich näher begründen.

Jedenfalls trachten die Nordamerikaner dahin, einen möglichst großen Theil des orientalischen Handels an sich zu ziehen, ihre atlantischen Häfen, insbesondere Boston und Neu-York, zu Emporien für morgenländische Producte zu machen, und so in Wettbewerb mit den englischen Märkten zu treten. Und sie würden erfolgreich concurriren können, wenn ein großer Schifffahrtskanal durch Mittelamerika möglich wäre. Aber den Bau einer Wasserstraße von Meer zu Meer durch Nicaragua hat man aufgegeben, und jene durch Neu-Granada liegt, auch wenn sie ausführbar wäre, jedenfalls in weitem Felde; sie kommt also für jetzt nicht in Betracht. Aber so viel steht fest, daß an jeder Bahn, welche in Amerika von einem Meere zum andern führt, der Suezkanal einen Concurrenten findet, welcher ihm Handelswaaren aus seiner Bahn ablenkt. Australisches Gold ist 1856 schon einige Male von Melbourne nach Panama verschifft, über die Isthmusbahn befördert, und in Aspinwall nach Liverpool verladen worden. Dasselbe ist mehrfach der Fall mit Walfischthran aus der Südsee. Und dergleichen geschieht bei den jetzt noch außerordentlich hohen Frachtsätzen der Panamabahn; sobald die Concurrenz mit den übrigen projectirten Bahnen jene Preise herabdrückt und eine Dampferlinie zwischen Australien und Panama hergestellt ist (welche für 1859 in Aussicht gestellt worden ist), kann es nicht fehlen, daß ein nicht geringer Theil der australischen und pacifischen Producte diese Straßen durch

Amerika wählt. Der Handel sucht rasche und billige Wege auf, und für Waaren, welche den Transport auf Schraubendampfern und einer kurzen Eisenbahnstrecke zu tragen vermögen, wird sich der Weg aus Europa nach Melbourne in Australien über Panama mindestens ebenso wohl empfehlen, wie jener über Suez. Man hat die Strecke von England nach Melbourne, über Panama, 12,700 Meilen, schon in 56 Tagen und 21 Stunden zurückgelegt; jene um das Vorgebirge der guten Hoffnung, 13,400 Meilen, nahm 78 Tage in Anspruch; über Suez und Singapore hat man 64 Tage gebraucht. In mancher Beziehung also werden die Verbindungswege durch Amerika mit dem Kanal von Suez und mit der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung concurriren.

Der Handel zwischen Europa und dem Orient ist allerdings im hohen Grade bedeutend und noch einer großen Entwickelung und Ausdehnung fähig, aber der beiderseitige Austausch steht weit hinter dem atlantischen Verkehr zurück, und dieses Verhältniß wird bleiben. Die Producte des fernen Morgenlandes gelangen zu uns vorzugsweise auf dem weiten Seewege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, während an und für sich die Straße über Suez um ein sehr beträchtliches kürzer ist. Aber auf See ist es bekanntlich nicht allemal die kürzeste Linie, welche der Schiffer wählt; er schlägt vielmehr sehr oft die scheinbar längste Route ein, segelt sogar auf einem großen Cirkel statt in gerader Richtung und kommt doch schneller ans Ziel. Winde und Meeresströmungen bestimmen ihn, den oder jenen Strich zu wählen; die Hydrographie der Oceane zeichnet ihm seine Fahrbahn auf dem Salzwasser vor; Passate, Monsune, Stilltegürtel, „Pferdebreiten", Drift-, Golf- und Polarströme hat er aufzusuchen oder zu vermeiden, um rasch an seinen Bestimmungsort zu gelangen.

Nun ist aber, nautisch betrachtet, der Weg durch einen Kanal von Suez nach Calcutta, Singapore, dem indischen

Archipelagus und China oder Australien nicht kürzer oder für den Bezug der Haupthandelsartikel, welche schwer ins Gewicht fallen, nicht billiger, als jener um das südafrikanische Cap. Der Handel mit dem fernen Morgenlande ist beinahe durchaus in den Händen atlantischer Völker; jene des Mittelmeeres sind bis jetzt an demselben nur unbedeutend betheiligt, ihre Schiffe fahren nur ausnahmsweise nach Ostafrika, Indien ꝛc. Die orientalischen Colonien sehen wir im Besitze vorzugsweise der Engländer und Holländer; Frankreich hat in den östlichen Meeren nur wenige Punkte übrig behalten, Spanien besitzt die Philippinen, Portugal hat von seinem indischen Reiche lediglich einige Trümmer ohne commerzielle Bedeutung gerettet. Nun werfe man einen Blick auf die Karte, und verfolge den Strich von St. Petersburg bis Cadiz. Man wird finden, daß alle große Industrie- und Handelsthätigkeit im Norden der Alpen sich concentrirt; daß auch Frankreich und Spanien zum großen Theil atlantisch sind, und daß, mit Ausnahme von Marseille, Triest, Venedig, Genua, Livorno, Barcelona und Konstantinopel, alle großen Häfen Europas am atlantischen Ocean liegen: sämmtliche Plätze an der Ostsee, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, Havre, Nantes, Bordeaux, Coruña, Lissabon und Cadiz ꝛc. Dazu kommen London, Liverpool, Bristol, Glasgow, überhaupt die britischen Seeplätze, und auf der andern Seite des Wassers die amerikanischen Städte.

Vor allen Dingen haben England und die Niederländer ein lebhaftes Interesse daran, mit ihren östlichen Besitzungen in möglichst raschen Verkehr zu treten; es wäre für sie ein großer Vortheil, wenn sie, was man ihnen in Aussicht stellt, an einer Reise von und nach Indien 6000 Seemeilen an Raum und dadurch auch an Zeit und Geld sehr beträchtlich ersparen könnten. Aber der Weg durch den Suezkanal wird ihren Segelschiffen eine solche Ersparniß nicht verschaffen, und sie werden

bei dem weiten Weg um das Cap nicht den mindesten Nachtheil haben, bei jedenfalls bequemerm und mehr sicherm Weg. Denn die oceanische Fahrt ist leichter und weniger gefährlich, als die im Mittelmeere und im arabischen Busen; der Schiffer ist bei ihr nicht absolut von Meeresströmungen und Monsunen abhängig, wie in jenem Golf und im indischen Ocean; er kann sich vielmehr auf dem freien, breiten Meer seinen Weg suchen und den Hindernissen aus dem Wege steuern, indem er seinen Cours, seine Längen und Breiten wählt; mit einem Worte, er ist nicht gebunden. Dazu kommt, daß die Waaren, wie die Schiffe auf jenem oceanischen Wege weit geringere Versicherung tragen, und weder Kanalgebühren noch Kosten für das Schleppen in den Hafen von Pelusium, durch den Kanal, aus dem Hafen von Suez und vielleicht auch durch die Bab el Mandeb zu zahlen haben. Durch diese künstlichen Beförderungsmittel, die schwerlich je entbehrt werden können, vertheuert sich der Weg über Suez ungemein, während der Wind nichts kostet. Und nimmt man auch an, daß ein beträchtlicher Theil der Schiffe aus Schraubendampfern besteht, so vermindern sich die Kosten auch dann nicht, weil die hohe Assecuranz bleibt, die Kanalabgaben dieselben sind und Kohlen gerade dort gefaßt werden müssen, wo sie am theuersten sind, gleichviel ob in Pelusium, Suez oder Aden. Denn neue Kohlenvorräthe sind einzunehmen, weil ein Schiff nicht für die Fahrt von London bis Singapore oder von Amsterdam bis Batavia und umgekehrt, Brennstoffe laden kann, ohne den Raum für Frachtgüter zu beschränken, welche ja gerade die Reise einträglich machen sollen. Schraubendampfer, deren Zahl sich allerdings in jedem Jahre steigert, werden aber immer nur einen Bruchtheil bilden, und wir schlagen hoch an, wenn wir auf einhundert Schiffe, welche den Kanal passiren, zwanzig Dampfer rechnen. Die Segelfahrzeuge werden stets die größere Menge ausmachen, weil bei kleinen Schiffen die Schraube

nicht lohnt, wohl aber bei großen von 1200 bis 3000 Tonnen Trächtigkeit. Die Völker am Mittelmeere aber treiben den Seeverkehr vorzugsweise mit Fahrzeugen von geringem Tonnengehalte, und machen nur zu geringem Theile Reisen langer Fahrt, in welchen abermals die atlantischen Völker so sehr überwiegen, daß auf hundert Schiffe langer Fahrt kaum 10 Segel nicht atlantischen Häfen angehören.

Der Kanal liegt im südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres. Ein Schiff, das aus der Ostsee, zum Beispiel Stettin, über Suez nach Batavia fahren will, muß nicht weniger als fünf gefährliche Meerengen passiren: den Sund, den Kanal la Manche, die Straße von Gibraltar, das rothe Meer sammt der Bab el Mandeb und die Straße von Singapore; für Schiffe von Hamburg, Bremen und London ꝛc. fällt der Sund weg; die übrigen bleiben. Segeln die Fahrzeuge um das Cap nach Ostindien, so vermeiden sie alle diese Meerengen, und gelangen um Afrika herum eben so schnell in den indischen Ocean, den sie auch jedenfalls bequemer und mit weniger Kosten erreichen, als über Suez.

IV. Die Handelsverhältnisse im rothen Meere und Ost-Afrika. — Die Pilgerkarawanen und die Vertheilung der Produkte. — Die Schifffahrtsverhältnisse im Orient. — Segelschiffe und Schraubendampfer. — Resultate der Betrachtungen.

Im Jahre 1855 fuhr das Schiff Roland, Capitain Reichel, von Bremen um das Cap nach Batavia in 98 Tagen; in demselben Jahre der Komet, Capitain Gardner, von Batavia nach Bremen in 92 Tagen. Das sind schnelle Reisen, aber der Durchschnitt für diese Fahrt beträgt etwa vier Monate, und diese Zeit gilt im Allgemeinen auch für die Fährten nach China und Australien. Oft haben Bremer Schiffe am 116. Tage Adelaide erreicht, und um das Cap nach Mauritius im in=

dischen Ocean sind sie schon in 79 Tagen gefahren *), von Akyab in Arrakan, mit Reis beladen, nach 118 Tagen in der Weser angekommen. Die Reisedauer der Fahrten von Bremen, respective von Newcastle (beides macht in der Fahrt keinen Unterschied) nach Konstantinopel, das nicht weiter entfernt liegt als Alexandria, dauerten 66, 91, 83, 96, 90, 84, 101, 91, 88 Tage; die kürzesten Reisen nahmen 59, 57 und 53 Tage in Anspruch; jene nach Smyrna 76, 70 und 67. Drei Schiffe, welche von Alexandria kamen, brauchten 134, 111 und 73 Tage; und diese letzte Reise wird in der Schifffahrtstabelle als eine besonders kurze hervorgehoben.

Man gelangt demnach aus den nordatlantischen Häfen auf der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung eben so schnell in den indischen Ocean als nach Alexandria oder Pelusium; auf der Rückreise aus China und dem indischen Archipelagus in derselben Zeit und von Australien schneller ums Cap als nach Suez. Von Singapore bis nach Socotra legt ein Schiff bei günstigem Passat diese Strecke von 5000 Seemeilen in etwa 32, bei weniger günstigem Winde in 40 bis 42 Tagen zurück, und bedarf weiterer 6 Tage bis zur Bab el Mandeb, welche den Eingang zum rothen Meere bildet. Nach Norden hin bis zur Gruppe der Dahlakinseln, Massawa gegenüber, hat der Schiffer nicht weniger als acht Monate den Asiab, Südwind, während im übrigen Drittel des Jahres der Schamal oder Nordwind vorherrscht. Um das 1200 Seemeilen lange rothe Meer bis nach Suez hinaufzusegeln, sind 30 Tage Zeit erforderlich; ein Schiff von Singapore hat also eine Reisedauer allerwenigstens von 60 bis 70 Tagen, bevor es an den Kanal, oder umgekehrt von diesem in den indischen Archipelagus, ge=

*) Bremens Schifffahrt im Jahre 1855 von und nach ausländischen Plätzen und Gewässern von C. J. Klingenberg, Schiffsmakler. Bremen 1856.

langt. Manche sagen, das rothe Meer sei nicht so gefährlich, wie man es insgemein darstelle. Wir geben willig zu, daß die Fortschritte, welche die Schifffahrtskunst in der neuern Zeit gemacht hat, auch den Fahrten im rothen Meere zu Gute kommen, und daß ein tüchtiger europäischer Seemann jetzt weniger Gefahr läuft als früher. Aber die natürliche Beschaffenheit des engen Binnenmeeres ist geblieben, und das auf so schmalem Raume bei stetigen Winden ohnehin schwierige Laviren, wegen der vielen Corallenriffe doppelt gefährlich. Selbst die Franzosen können diesen Umstand nicht in Abrede stellen; sie schlagen aber vor, Tonnen und Baken zu legen, um die Stellen zu bezeichnen, welche der Schiffer am sorgfältigsten zu vermeiden hat.

Für die Kanalfahrt von Suez nach Pelusium wären 3, von dort nach einem Hafen diesseits des Kanals La Manche, also nach Bremen oder Hamburg, wieder 60 Tage nöthig. Ein Schiff brauchte demnach für die Reise von Singapore bis in die Elbe oder Weser ungefähr 130 Tage; wir haben aber oben nachgewiesen, daß Fahrzeuge aus Batavia um das Cap nach Bremen in weniger als 100 Tagen gefahren sind; die Fahrt durch den Suezkanal nach dem fernen Osten und aus demselben ist also für die atlantischen Häfen weder kürzer, noch sicherer, noch wohlfeiler als jene um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Dagegen ist sie kürzer für viele Häfen am Mittelmeer. Aber auch nach Genua und Marseille, eine Strecke von etwa 1700 Seemeilen, bedarf ein Segelschiff von Pelusium aus 20 bis 25 Tage, nach Triest und Venedig kann es in 16, 18 bis 20 Tagen gelangen. Aber auch diese Häfen liegen vom indischen Archipelagus immer etwa 100 Reisetage weit entfernt. Schiffe, welche aus Seeplätzen im westlichen Theile des mittelländischen Meeres nach Indien fahren wollen, gewinnen über Pelusium und Suez nicht erheblich an Fahrzeit, weil sie andererseits in wenigen Tagen die Straße von Gibraltar erreichen

und somit bald im atlantischen Ocean sich befinden können. Die Fahrt auf dem letztern erspart aber die Kanalabgaben, und wird daher billiger sein.

Fast alle Erzeugnisse, welche unsere europäischen Fahrzeuge aus dem fernen Osten holen, sind Artikel, die schwer ins Gewicht fallen, und bei denen es, schon wegen der Concurrenz mit den amerikanischen Colonialwaaren, von Bedeutung ist, so viel als möglich an Fracht, überhaupt an Kosten zu ersparen. Es würde zweckmäßig sein, den Weg über Suez zu wählen, wenn derselbe einen Vorsprung von der Hälfte oder nur eines Drittels an Zeit gäbe und dabei sicherer wäre als die atlantische Fahrbahn; das aber ist entschieden nicht der Fall. Es liegt demnach kein Beweggrund und kein Reizmittel vor, welches Rheder oder Kaufleute veranlassen könnte, den allen Schiffscapitainen wohlbekannten Cours um das Vorgebirge der guten Hoffnung aufzugeben und eine andere weder schnellere noch wohlfeilere Straße zu wählen. Sie werden nach wie vor im Osten Thee, Zucker, Kaffee, Reis, Metalle, überhaupt alle Waaren, die nach den atlantischen Häfen bestimmt sind, laden und mit Umgehung des rothen Meeres nach den Häfen von Cadix bis Hamburg bringen. Die ganze atlantische Handelszone wird auch nach der Eröffnung des Kanals von Suez im Wesentlichen keinerlei Umgestaltung erfahren, die Achse des Welthandels wird auch in Zukunft eine vorzugsweise atlantische bleiben.

Der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung hat nicht, wie eine französische Schrift behauptet, den Handel allein oder auch nur vorzugsweise in die Hände der Engländer gebracht; vielmehr sind alle seefahrenden Nationen auf gleichem Fuße an demselben betheiligt, und er steht allen unter gleichen Bedingungen offen, weil er vollkommen freie Fahrbahn darbietet. Wenn bis jetzt vorzugsweise England und die Niederlande die östlichen Producte holen und vertheilen, so

liegt der Grund einfach darin, daß sie allein große Besitzungen in Indien und im malayischen Archipelagus haben und als Nachbarn China's mit diesem Lande in vielfacher Berührung stehen. Aber auch unsere deutschen Schiffe aus Hamburg und Bremen holen direct indische Producte; dasselbe thun die Amerikaner, in beschränktem Umfange die Franzosen und Spanier sammt den Portugiesen. Ich finde auch keinen Grund zu der Annahme, daß durch den Suezkanal der Schwerpunkt des großen Welthandels sich von London, Liverpool, Glasgow, Hamburg, Havre, überhaupt von dem gewerbreichen, handeltreibenden und seefahrenden Nord- und Mitteleuropa hinweg nach Neu-York, also nach Nordamerika, verrücken werde. Dieses erscheint bei dem gewaltigen Aufschwunge als ein Factor, dessen Wichtigkeit alljährlich steigt, es ist aber keine Aussicht vorhanden, daß es uns brach legen könne. Europa zählt fast dritthalb hundert Millionen Bewohner, ganz Amerika kaum erst siebzig Millionen. Bei uns schreitet die gewerbliche und technische Entwickelung gleichfalls fort, in der Handelsthätigkeit bleiben wir nicht etwa zurück, unsere Schifffahrt hält mit den Bedürfnissen gleichen Schritt, und wir vernachlässigen nichts, um uns die neuen Verkehrsmittel in ausgedehnter Weise anzueignen. Man vergleiche nur einmal Deutschland, Großbritannien, beide Niederlande, die Schweiz und Frankreich, eine Ländergruppe mit mehr als 100 Millionen Bewohnern, heute mit den Zuständen vor nur zwanzig Jahren!

Man muß sich hüten, die Verbrauchsfähigkeit der Länder des fernen Orientes an europäischen Waaren, insbesondere an Fabrikaten zu überschätzen. Das geschieht namentlich von Seiten der Franzosen; sie sind auch in dieser Beziehung viel zu sanguinisch. Die Engländer gehen schon ruhiger zu Werke, weil sie mit der Praxis des indischen und chinesischen Handels vertraut sind, und wir Deutschen haben kein Interesse, die Dinge durch ein gefärbtes Glas zu betrachten. Indien,

China und Japan sind von Nationen bewohnt, die auf einer seit Jahrtausenden ein- und festgewurzelten keineswegs niedrigen Gesittungsstufe sich befinden, und einen hohen Grad von Cultur schon damals erreicht hatten, als auf unserm Europa noch tiefe Barbarei lag. Wenn man sagt, daß jene Völker alt geworden seien, so wollen wir dagegen nicht streiten; wahr bleibt aber, daß es auch heute an Kunstfertigkeit, technischer Gewandtheit, industriellem Geschick und feinem Geschmack ihnen nicht etwa mangelt. Individuell ist der orientalische Gewerbsmann mindestens jedem europäischen Arbeiter gleich, häufig demselben überlegen; unser Uebergewicht liegt nur in der Kraft des Dampfes und der Maschine. Den Orientalen sprechen *seine* Gewerbserzeugnisse an, er verhält sich ablehnend gegen die Mehrzahl unserer Fabrikate, und hat bis heute sich von denselben schon deshalb nur wenige aufdrängen lassen, weil die einheimischen Arbeiter, an welchen bekanntlich Ueberfluß ist, sein Bedürfniß und seinen Geschmack am besten zu treffen verstehen. Das gilt nicht nur von den obengenannten Völkern, sondern theilweise auch von den Malayen. Daher erklärt es sich, daß die Handelsbilanz, — wir bedienen uns mit Vorsatz dieser Bezeichnung — so entschieden gegen Europa ist. Um einigermaßen eine Ausgleichung zu erzielen, hat England in geradezu frevelhafterweise den Chinesen das menschenverderbende Opium aufgezwungen, und diese nichtsnutzige Waare bildet den bei weitem wichtigsten Einfuhrartikel im Reiche der Blume der Mitte, das übrigens groß genug ist, um mit seinen dreihundert Millionen Menschen sich selber genügen zu können.

Ein nicht geringer Theil der ostasiatischen Producte, welche Europa bezieht, muß *mit Silber* bezahlt werden; dieser Silberabfluß nach dem Orient vermindert bei uns die Silbervorräthe und erzeugt die Verlegenheiten in der Circulation dieses Metalls, das einen Hauptwerthmesser bildet. Schon eine kleine Differenz im Preise, welche von der Nachfrage für

Indien und China bedingt wird, reicht hin, jenes edle Metall auch aus weiter Ferne nach London hin zu ziehen. Der stets wachsende Verkehr mit dem Orient nimmt alle bei uns im Abendlande irgend verfügbaren Silbervorräthe in Anspruch. Denn Indien und China haben vorzugsweise nur Silber als Zahlmittel, sie ziehen ihren alljährlich steigenden Bedarf an letzterm aus Europa, und es ist ein Glück, daß Gold aus Californien und Australien die Lücke ausfüllt. Darin wird sich, auf lange Zeit hinaus, schwerlich etwas ändern, weil in China, in demselben Verhältnisse wie dort der Handel sich entwickelt und der Bedarf an Thee in Europa steigt, Raum für immermehr Silber ist. Der Orient weiß nicht, was es heißt, an Umlaufsmitteln zu ökonomisiren; er hat kein Papiergeld in unserm Sinne und nimmt nur baares Geld. Dasselbe gilt von den Ländern am rothen Meer und der ostafrikanischen Küste, wo man nur spanische Säulenthaler und vorzugsweise Maria-Theresiathaler nimmt, deren, wenn wir nicht irren, noch jetzt in der Wiener Münzstätte geprägt werden, um der Nachfrage zu genügen.

Aus einer Nachweisung, die wir in Galignanis Messenger lasen, sind nach den von James Low aufgestellten Tabellen im Laufe des Jahres 1855, allein durch die Dampfer der Peninsular and Oriental Company, von England aus nach dem Orient verschifft worden für 7,358,164 Pfd. St., also für mehr als 51,000,000 Thlr. an edlen Metallen; davon waren nur für 948,272 Pfd. Gold, alles übrige Silber. Es ist auch in Bezug auf den Suezkanal nicht ohne Interesse, zu sehen, wie jene Summe sich vertheilt hat. Es gingen nach:

Malta 151,640, Alexandria 420,630, Aden 4172 Pfd. St., Ceylon 94,555, Bombay 2,268,632, Madras 194,962, Calcutta 2,299,585, Pinang 23,075, Singapore 310,569, Hongkong 839,318, Canton 532,114, Schanghai 219,909.

Auf China allein kommt also ein directer Abzug von beinahe 10 Millionen Thaler, abgesehen von dem, was dasselbe aus Indien bezieht. Außerdem geht viel Silber über Marseille in den Orient. In den drei Jahren von 1853 bis 1855 exportirten Marseille, Gibraltar und Malta an edlen Metallen für 4,208,839 Pfd. St., wovon nur 385,223 Pfd. St. Gold. England verschiffte von 1851 bis 1855 direct nach dem Oriente für 22,625,687 Pfd. St., wovon nur für 4,026,792 Pfd. St. Gold, also in 5 Jahren für mehr als 126 Millionen Thaler Silber.

Welch ein Mißverhältniß zwischen der Einfuhr europäischer Waaren und der Ausfuhr von Landesproducten aus Indien allein in diesem Lande (ganz abgesehen von China &c.) stattfindet, hat im Mai dieses Jahres Oberst Symes, der Vorsitzende der englisch-ostindischen Compagnie, schlagend nachgewiesen. In seinem Bericht, aus welchem wir in Galignanis Messenger Auszüge lasen, weist er aus amtlichen Documenten nach, daß von 1801 bis 1855 Indien allein reichlich für einhundert Millionen Pfund Sterling Silber an sich gezogen hat; und von dieser ungeheuren Summe ist nur sehr wenig wieder aus dem Lande gegangen. In den neunzehn Jahren, welche mit 1854 schlossen, wurden in den Münzstätten Indiens für 42 Millionen Pfund Sterling aus Barren geprägt, und für 20 Millionen alte Münzen wurden umgeschlagen.

Die Schiffe haben nach dem fernen Orient Mangel an Ausfracht, eben weil derselbe nur geringen Bedarf an europäischen Industrieartikeln kennt; ein großer Theil fährt halb oder ganz in Ballast oder nimmt Kohlen ein. Und doch haben sie in den atlantischen Hinterländern alle Erzeugnisse der europäischen Industrie zur Auswahl; sie finden in den Häfen, z. B. in London, Hamburg &c. die beste Gelegenheit, für jeden Bedarf zu assortiren, weit mehr als in den Handelsplätzen südlich der

Alpen, wohin sich, schon wegen der räumlichen Entfernung und mancher Spesen, die meisten Fabrikate Deutschlands, der Schweiz, Belgiens und Englands nur unter Kostenerhöhung legen lassen, auch wenn alle Bahnen über die Alpen vollendet sind. Auf jeden Fall bleibt in den atlantischen Häfen die größere Auswahl; sie haben viel mannigfachere Beziehungen mit Ost-Asien, weil Holland und England dort herrschen und commerziell fest gewurzelt sind. Es wird unter allen Umständen schwierig sein, ihnen in ihren alten Handelsdomainen Platz abzugewinnen.

Dieser Mangel an europäischen Ausfrachten ist bezeichnend für den Handelsverkehr mit dem fernen Orient. Wir könnten darüber eine Menge von Einzelheiten beibringen; es genügt indessen für unsern Zweck, die Thatsache hervorzuheben und zu bemerken, daß der Kanal von Suez nicht im Stande sein wird, daran auch nur das Mindeste zu ändern. Er übt keinen Einfluß auf Geschmack, Bedürfniß und Verbrauchsfähigkeit der Hindu, Malayen, Birmanen, Cochinchinesen, Chinesen oder Japaner. Selbst in den Ländern am rothen Meer stellt sich das Productions- und Verbrauchsgebiet, die Fähigkeit zu kaufen und zu verkaufen, bei näherer Prüfung viel geringer heraus, als gewöhnlich angenommen wird. In dieser Hinsicht kann man nur ein richtiges Urtheil abgeben, wenn man fest auf dem Boden geographischer Kenntnisse steht und unbefangen abwägt.

Aegypten hat, als Verbrauchsgebiet, mit dem Kanale nichts zu schaffen, seine Ausfuhren und Einfuhren werden vorzugsweise über Alexandria vermittelt. Die Ufer des rothen Meeres sind spärlich bewohnt, Arabien ist mit Ausnahme einzelner Strecken kein Agriculturland, Abessinien ist es auch nur theilweise, an der ostafrikanischen Küste beginnen hauptsächlich erst im Süden des Aequators die fruchtbaren Bezirke des Imam von Maskat, welche Produkte in den Handel liefern. Nun stellen die Franzosen folgende Sätze auf: „Der europäische

Schiffer verkauft in Suez oder Dschidda einen Theil seiner Ladung, nimmt in Massawa, Suaken oder Berbera Elfenbein ein, steuert damit nach Indien, wo er dasselbe gegen Opium vertauscht, das er nach China bringt, um dafür Seide und Thee einzunehmen. Auf der Rückfahrt füllt er seine Ladung mit Colonialwaaren der Philippinen, der Sunda-Inseln und Ceylons auf, nimmt auch indische Baumwolle, abessinischen Kaffee, Gummi aus dem Sudan oder Hedschas ein, auch wohl ägyptisches Getreide oder Reis von Damiette. Und das Alles geschieht rasch, ohne Gefahr mit geringen Capitalien und kleinen Schiffen"*).

Wie leicht sich das Alles auf dem Papier macht! Uns fällt der Ausspruch Schiller's ein:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Vor allen Dingen müßte nachgewiesen werden, woher die Massen von Landesprodukten kommen sollen, um einen solchen Handel zu unterhalten und regelmäßig zu speisen. Sämmtliche Häfen am rothen Meere liefern jährlich nicht so viel Elfenbein, um auch nur ein halbes Dutzend Schiffe von mittlerer Tragfähigkeit, sage von je 600 Tonnen, Fracht zu liefern, und häufig ist Monate lang kein Elephantenzahn in Suaken, Massawa oder Tadschurra zu haben. Von Kaffee bringen die Länder am rothen Meere bei weitem noch nicht 20,000 Tonnen jährlich in den Handel; selbst der Haupthafen für diesen Artikel, dessen Urheimath die Gallaländer sind, Massawa an der abessinischen Küste, führt höchstens 2000 Tonnen aus. Droguen und ähnliche Waaren machen keinen großen Handel; sie stehen, obwohl für einzelne Plätze wie Triest und Marseille von Er-

*) De l'influence que le canal des deux mers exercera sur le commerce en général et sur celui de la mer rouge en particulier. Paris 1855, pag. 8.

heblichkeit, doch für das Allgemeine an Bedeutung erst in dritter oder vierter Linie.

Sehen wir, wie sich bisher die Handelsverhältnisse in jenen Gegenden gestaltet haben, und wie der Schiffer sie finden wird, welcher zuerst aus dem mittelländischen Meere durch den Suezkanal ins rothe Meer steuert*).

Alle semitischen Völker haben eine ganz eminente Begabung für Handel und Wandel. Auch bei ihnen heftete der Tauschverkehr sich schon in frühen Zeiten an gottesdienstliche Gebräuche. Und wie bei uns im Mittelalter Messen und Märkte bei großen Kirchenfesten abgehalten wurden, so förderten im Orient die uralten Wallfahrten den Handel. Die Pilgerkarawanen, die nach Mekka ziehen, sind zugleich Handelskarawanen und jeder Waller ist ein Kaufmann. Das rothe Meer ist bis in frühe Zeiten hinauf auch durch schwimmende Hadschikarawanen belebt worden. Das Ziel dieser Schiffe, die herkommen, so weit gen Mittag und Sonnenaufgang der Islam Verbreitung gefunden hat, ist Dschidda, der Hafen von Mekka, das zwölf Wegstunden landeinwärts liegt. Die Pilger führen wenig Geld, von welchem ohnehin nur spanische Colonnaten, Maria-Theresia-Thaler und türkische Münzen genommen werden; der Hadschi bringt Waaren, Landesprodukte

---

*) Ich benutze für manche der nachfolgenden Notizen die verschiedenen Werke über Abessinien z. B. von Johnston, Harris, Rochet d'Héricourt; Wellsted's Bemerkungen über Südarabien; einen Aufsatz in De Bow's Review of the Southern and Western States, New Orleans, August 1850, p. 132 sq. Sodann „Information", gesammelt auf einer Reise nach dem rothen Meere und der Ostküste von Afrika, pr. Bremer Schiff Athen, Capitain Heeren, gesegelt Januar 1847, zurückgekommen 1848, Manuscript; sodann Briefe des Supercargo Schultz, der sich am Bord der Athen befand und in Massawa starb. Schiffstagebuch und jene Briefe verdanke ich freundlicher Mittheilung der Herren Rheder jenes Schiffes.

seiner Heimath. Er legt, wenn er von der afrikanischen Ostküste kommt, etwa von den Comoroinseln, Magadoscho, Zanzibar oder Mombas: Gewürze, Kokosnüsse, Getreide, Sparren und Latten und bis vor etwa zehn Jahren auch Sklaven auf den Markt. Die Pilger aus dem persischen Meerbusen, also aus Bender=Abassi, Suhr, Maskat und Bassora, führen Datteln, Tabak, Betelblätter, gefärbte Seide, und sehr hübsche Stoffe aus Wolle, Baumwolle und Halbseide. Die Malabaren aus Mangalore, Calicut und Cochin handeln mit Schiffbauholz, Reis, Sesam, Cocosöl und Schiffstauen aus Cocosfasern (Coïr); die Indier aus Guzerat und Concan, Kötsch, Surate und Bombay haben an Bord: Reis, Baumwolle, Humumitabak, Tamarinden, grobe Baumwollentücher, Seife, Metallgeschirre, Porzellanperlen und Steingut; die Moslim aus Calcutta und Madras bringen verschiedene indische Produkte, insbesondere aber Rohzucker. Auch die Zahl der Hadschi aus dem fernen Hinterindien ist nicht gering; sodann kommen viele aus dem malayischen Archipelagus. Diese Schiffe aus Maulmein, aus Atschin auf Sumatra, aus Malacca und Singapore, und aus Surabaya auf Java, führen Schiffbauholz, Coïr, Planken und Latten aus den Stämmen der Arekapalme, Arekanüsse, Rohr, Zucker, Gewürze, Reis, Oel, Kupfer, Zinn und chinesische Waaren. Was die Länder am rothen Meere an vorderasiatischen, überhaupt levantinischen und europäischen Waaren bedürfen, wird zu nicht geringem Theil durch die Ueberlandkarawanen nach Arabien gebracht. Somit sind die Bedürfnisse der Bevölkerung insgemein reichlich gedeckt; die Wallfahrten nach Mekka werden fortdauern, so lange der Islam besteht, und deshalb wird auch dieser Handel bleiben. Auch Dampfschiffe werden ihn wenig beeinträchtigen, auf keinen Fall aber verdrängen, weil eben jeder Pilger mehr oder weniger Handelsmann ist und bleibt. Es giebt eine alte Sage unter den Mohammedanern, der zufolge der Islam in Verfall gerathen

werde, sobald Eisen auf dem Wasser schwimme. Aber die Pilger nehmen trotzdem keinen Anstand, eiserne Dampfschiffe zu betreten; andere, zum Beispiel jene von den Malediven, kommen in Fahrzeugen, an welchen auch nicht ein Stück Eisen befindlich ist; die Schiffsplanken werden mit Riemen verbunden, Baumwolle ersetzt den Werg, Weihrauch das Pech, und Haifischthran mit Kalk gemengt den Theer. Statt der Segel führen diese Schiffe nur Matten, und damit wagen sie sich, unter Benutzung der Monsune, tausend deutsche Meilen weit über See. Für die meisten Pilgerfahrzeuge ist günstiger Monsun überhaupt nöthig; sie bleiben im Hafen, bis er sich einstellt.

Wir haben gesehen, welche Waaren der Hadschi nach dem rothen Meere bringt. Als Rückladung nimmt er Salz, Potasche, Häute, Elfenbein, Gummi und Harze hauptsächlich für den chinesischen Markt ein; sodann Sennesblätter, Krappwurzeln, gedörrte Fische, Haifischflossen, Butter, Pferde und Maulthiere. Mit Pilgern und abessinischen Maulthieren hat ein deutsches Fahrzeug, die Alf, Capitain Rodatz, vortreffliche Geschäfte mehrere Jahre hinter einander gemacht. Der Schiffer lud in Massawa abessinische Pilger, brachte sie nach Dschidda, führte sie zurück, nahm statt ihrer eine Ladung abessinischer Maulthiere, fuhr damit nach Mauritius, wo dieser Artikel willigen Absatz findet, und steuerte wieder ins rothe Meer, um dieselbe Operation von vorne zu beginnen. Die Franzosen haben den Plan, nach Eröffnung des Suezkanals einige Dampfer im rothen Meere laufen zu lassen, die in der einen Hälfte des Jahres benützt werden sollen, um christliche Pilger aus Abessinien, die nach Jerusalem ziehen, nach Suez zu bringen oder bis Pelusium und Jaffa, und in den sechs übrigen Monaten mohammedanische Hadschi für Dschidda zu laden. Man sieht, der Handel ist kosmopolitisch und kennt keine Scrupel, weil Geld rund ist und rollt, gleichviel von wem es komme.

Was an Erzeugnissen der neuern Fabrikindustrie im rothen Meere verbraucht wird, kommt zumeist durch Nordamerikaner in die Hände arabischer Kaufleute. Schon seit 1810 senden Rheder von Salem in Massachusetts jährlich fünf bis sechs Schiffe an die Ostküste von Afrika und in den arabischen Golf. Sie berühren gewöhnlich auch Bombay in Indien, Maskat an der ostarabischen Küste und Zanzibar, wo sie überall Geschäfte machen, besonders aber gehen sie nach Massawa und Hodeida, um grobe amerikanische Baumwollenzeuge hauptsächlich gegen Kaffee abzusetzen. Es ist ihnen gelungen, in Südarabien und auf Zanzibar die englischen Manufacturen zu verdrängen, selbst nach Aden bringen sie Mehl und Schiffsbaumaterial aus Neu-England. Ihre Rückfracht besteht in Häuten, Gummi, Harzen, Sennes und Schildpat; den Mehrbetrag ihrer Ausfuhr bezahlen sie mit Maria-Theresia-Thalern, welche sie in Bombay aufkaufen lassen und bei ihren Banianen (indischen Kaufleuten) zu Aden in Empfang nehmen. Auf solche Weise geht der Kaffee aus Sana, der unter dem Namen Mokkakaffee im Handel bekannt ist, nach Neu-York und von da nach Genua, Venedig, Triest und in die Lombardei; er macht also einen Umweg von 20,000 Seemeilen, gleich manchen indischen Producten, z. B. Pfeffer, welche die italienischen Häfen ebenfalls von den Nordamerikanern beziehen. Das ist eine commerzielle Ungeheuerlichkeit, die ohne Zweifel verschwindet, sobald der Kanal von Suez befahren werden kann. Die Schiffe jener Plätze werden die östlichen Waaren dann selbst holen, sie bei sich aufstapeln, von sich aus vertheilen über alle Länder im Süden der Alpen; sie werden nicht mehr die zweite Hand sein, sondern die zweite Hand wird sie bei ihnen, als der ersten Hand, abholen.

Wir zählen am rothen Meere etwa 18 Hafenplätze, von denen jeder ein besonderes Hinterland als Handelsprovinz hat. Suez im nördlichen Winkel des Golfes, Kosseir und Sua-

ken gehören zu Aegypten, sind aber commerziell alle drei von geringem Belang, außer daß Suez Getreide nach Arabien verschifft, und zwar nach Yambo, dem Hafen von Medina, nach Gunfoda, und nach Dschidda, dem Hafen von Mekka. Wir haben schon weiter oben ausgeführt, daß derselbe mit allen südlichen und östlichen Häfen in Verbindung steht, in welchen Mohammedaner wohnen; aber das Hedschas, der arabische Küstenlandstrich, welcher nach Süden hin bis etwa zum 22. Grade nördlicher Breite reicht, ist arm an Producten und hat als Ausfuhr nur Salz zu liefern. Dagegen hat das südwestliche Küstenland Arabiens, Yemen, mit den Hauptpunkten Zebith und Sana, und den vier Häfen Loheïa, Hodeida, Mokka und Aden viel Ackerbau, und in den Städten auch eine nicht unbedeutende Gewerbsindustrie; namentlich verfertigen die Bewohner Baumwollenwaaren aus Rohstoffen, die sie von Surate beziehen; auch die Färbereien sind bedeutend. Mokka hat seine Handelsbedeutung verloren, seit Aden sich in englischen Händen befindet, ein Freihafen von 40,000 Einwohnern und Kohlenniederlage für die Postdampfschiffe geworden ist. Dorthin bringen auf dem Wege um das Cap Hunderte von Schiffen Kohlenladungen aus England. Diese werden vielleicht theilweise den Weg durch den Suezkanal nehmen, weil sie an Zeit möglicherweise einen Monat ersparen. Dafür müssen sie freilich auch größere Kosten tragen. Das rothe Meer würde belebter werden, wenn Südeuropa in der Nähe der mediterraneischen Häfen so reiche Kohlenlager besäße wie England. Das ist aber nicht der Fall, und bis auf den heutigen Tag beziehen sogar die Dampfschiffe des Triester Lloyd ihren Bedarf an Kohlen aus Großbritannien. Die Schleppfahrt durch den Kanal, und überhaupt die Dampfschifffahrt wird im mittelländischen, im rothen und indischen Meere immer theuer sein. Auch angenommen, daß ein Theil der in England mit Kohlen für Aden befrachteten Schiffe über Suez ginge, — den Rück=

weg würden sie nicht durch den Kanal nehmen. Sie versegeln von Aden nach Indien, dem Archipelagus und China fast allesammt in Ballast und nehmen dort Colonialwaaren ein, welche sie um das Cap nach Europa bringen. In das rothe Meer kommt nur höchst selten ein solches Schiff hinauf, weil es dort nichts zu handeln findet.

Nordabessiniens Hafen ist Massawa, in welchem England und Frankreich Consuln haben, und wohin aus Belgien und Hamburg manchmal ein Schiff geht. Der Platz ist, gleich Suaken, seit 1850 wieder im Besitze des türkischen Sultans, und sein Handel verhältnißmäßig nicht unbedeutend. Auch zwei andere Häfen an der afrikanischen Küste, Tadschurra und Zeïla, die beide mit Mokka und Aden in lebhaftem Verkehr stehen, sind der Hoheit des Kaisers der Osmanen unterworfen. Berbera an der Somaliküste ist ein Meßplatz.

Man muß bei Beurtheilung der Handelsverhältnisse jener Gegenden sich immer daran erinnern, daß England den alten himiaritischen Handelsplatz Aden nicht nur in ein zweites Gibraltar, sondern auch als Freihafen in einen Stapelort umgewandelt hat, von welchem schon jetzt alle afrikanischen Handelsplätze von Suaken im Norden bis zum Cap Guardafui und über dasselbe hinaus bis Ras Hafun abhängig sind. Sie alle senden ihre Producte vorzugsweise nach Aden, dieser Hauptstation an der großen Post- und Heerstraße Englands; denn eine solche ist das rothe Meer und wird es auch bleiben. Für die Beschleunigung der Briefe und Reisenden wird der Kanal von Suez nichts beitragen; beide passiren innerhalb vierzig Stunden den Weg von Alexandria nach Suez schon seit langer Zeit, und werden nach Vollendung der Eisenbahn die Strecke in sechs Stunden zurücklegen, also weit rascher, als auf dem Kanal möglich wäre. Die Correspondenz gewinnt also gar nichts durch die neue Wasserstraße. Für die Schifffahrt ist

noch auf einen Umstand hinzuweisen. Die Fahrzeuge aus Nordeuropa würden in Pelusium Trinkwasser einnehmen wollen; es ist aber dort sowohl, wie in Suez weder in guter Beschaffenheit, noch in Fülle vorhanden.

Wir haben die Erwartungen, denen ein Kanal durch die Landenge von Suez entsprechen kann, auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Aber wir gehören nicht etwa zu den Gegnern eines Unternehmens, dessen Herstellung wir auf das Lebhafteste wünschen. Diese Verbindung zweier Meere wird im Fortgange der Zeit einen ungemein anregenden und belebenden Einfluß üben und wesentlich dazu beitragen, befruchtende Keime der Gesittung in die Länder am rothen Meere zu tragen, welche künftig nicht blos von einer einzigen Seite her zugängig sind. Der arabische Golf wird eine sehr belebte Handelsstraße werden, in allen Küstenplätzen werden neben arabischen und indischen Kaufleuten auch europäische Geschäftsmänner ihre Häuser haben, wie schon jetzt in Aden. Und wenn das Innere Arabiens auch den christlichen Europäern nicht zugängig wird, so kann es dagegen nicht fehlen, daß sie in dem einst mächtigen Abessinien festen Fuß gewinnen und auf die Umgestaltung der Verhältnisse in diesem zumeist christlichen Lande einwirken. Das innere Ostafrika ist productenreich, kann werthvolle Erzeugnisse für den Handel liefern und seinen Verbrauch an europäischen Waaren beträchtlich steigern. Dieser Verkehr wird vorzugsweise in die Hände der mediterraneischen Europäer gelangen. Die letzteren werden überhaupt sehr wesentliche Vortheile von dem Kanal haben; ihnen eröffnet er einen kürzern Weg nach Süden und Osten. Im Welthandel greift Alles in einander, er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt mittelbar oder unmittelbar in Berührung stehen und durch welche eine elektrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt. So wird ein Gedeihen der großen Handelsdomaine am Mittelmeer, der

levantinischen Verkehrszone und des commerziellen Bereichs am arabischen Golf, auch auf die atlantischen Regionen fördernd und gedeihlich einwirken, und wir freuen uns im Voraus der Ergebnisse, obwohl wir unsere Hoffnungen nur kaum ein Drittel so hoch spannen, wie manche eifrige Fürsprecher des Kanals. Aber wir hegen von seiner Bedeutung auch nicht die geringe Meinung, wie sie namentlich von Engländern ausgesprochen wird.

Wir wollen unsere Ansichten noch einmal in aller Kürze zusammenfassen. Der Kanal hat für den atlantischen Weltverkehr nur eine eingeschränkte Wichtigkeit, und er wird die Achse des Welthandels nicht verrücken. Was der ferne Orient an europäischen Waaren bezieht, und die schwer in's Gewicht fallenden Güter, die Colonialwaaren, werden nur zu einem sehr geringen Theile den Weg über Suez nehmen, zumeist nur jene, welche nach Häfen am mittelländischen Meere bestimmt sind. Dagegen wird das rothe Meer ausschließlich die Straße für den Personenverkehr bilden und jeder Hafenplatz an demselben neues Leben erhalten. Die Eröffnung des Kanals wird zumeist den kleinen Schiffen, den Küstenfahrzeugen der Völker am Mittelmeere zu Gute kommen, den Genuesern, den Livornesen, dem unternehmenden und rührigen Volke von Malta, vielleicht auch den Triestinern und Venetianern, vor allen aber den Griechen, deren Handel und Rhederei seit zwanzig Jahren einen ganz ungemeinen Aufschwung genommen hat. Der Handel im rothen Meere wird diesen Küstenfahrern, überhaupt den kleinen Schiffen zufallen; er ist für sie wie geschaffen. Sie haben billige Ausrüstung, eine wenig zahlreiche aber hinlängliche, an ein südliches Klima gewöhnte Mannschaft und Capitaine, welche mit den orientalischen Verhältnissen vertraut sind. Sie werden von einem Hafen zum andern fahren, ein- und ausladen, und gute Geschäfte machen. Für große Schiffe und große Ladungen eignet sich auf lange Jahre hinaus der Handel

im rothen Meere auf keinen Fall; der Verbrauch ist begrenzt und erst allmälig im Fortgange der Zeit einer Steigerung fähig. Durch die obengenannten Küstenfahrer und von Aden aus wird auf lange Jahre hinaus jeder Bedarf und alle Nachfrage überreichlich gedeckt werden. Große Schiffe werden den arabischen Golf nur als Passage benutzen; aber ihre Zahl wird beschränkt sein, weil Schiffe aus und nach den atlantischen Häfen, — in deren Händen der indische, hinterasiatische und australische Handel sich zu mehr als 90 Procent befindet, — weder Zeit noch Geld ersparen, wenn sie den Kanalweg nehmen. Von den dritthalb Millionen Tonnen, — denn so hoch veranschlagt man den Gehalt der Schiffe, welche alljährlich die Spitze von Südafrika dubliren, — wird Suez nur einen kleinen Bruchtheil anziehen. Wir sind entschieden der Meinung, daß die Fahrt durch das rothe Meer nicht, wie Viele meinen, die Regel, sondern die Ausnahme bilden werde. Auch darf man die Schraubendampfer nicht zu hoch anschlagen. Gerade vermittelst der Combination von Wind und Dampf legen die großen Schiffe auch die Fahrt um Afrika herum rascher zurück; sie benutzen die Schraube, um über jene Stilltegürtel hinwegzukommen, in welchen die Schiffe sonst oft Wochen lang bekalmt liegen.

V. Geschichtliche Rückblicke.

Man stellt in Aussicht, daß die Länder am Mittelmeere durch Eröffnung des Kanals wieder zu einer Blüthe gelangen würden, wie in jenen Tagen, als Venedig die höchste Stufe seiner Handelsmacht erklommen hatte. Mit anderen Worten: man wiegt sich in der Hoffnung, den Handel mit Indien, China und dem malayischen Archipelagus vorzugsweise an sich ziehen zu können. Aber gerade darin liegt die Täuschung, und die Analogien, welche man herbeizieht, passen nicht. Im ganzen Mittelalter bezogen die Venetianer ihre Spezereien,

überhaupt die indischen Waaren aus zweiter Hand; sie sind niemals nach den Erzeugungsländern gesegelt, um sie dort abzuholen, noch weniger besaßen sie Colonien mit Pflanzungen. Sie waren lediglich Aufkäufer, und hatten es nicht in der Gewalt, den Handel zu beherrschen, ihn zu lenken, ihm eine Richtung zu geben. Ihre Suprematie mußte schwinden, als eine Aenderung in den Verhältnissen eintrat, welche sie nicht beherrschen konnten. Die Engländer und Holländer aber sind zugleich Besitzer der Colonien, leiten die Production der Rohstoffe je nach ihrem Bedarf, besitzen Handelshäuser in den überseeischen Ländern und in der Heimath zugleich; sie holen und bringen Güter in ihren eigenen Schiffen, schützen ihren Seehandel durch eine Seemacht, sind von keiner Controle abhängig, sondern controliren sich selbst, und sind im Stande, sich gegen jeden Feind zu vertheidigen. Ihre Fahrbahn ist das offene Weltmeer, auf welchem sie keinen Abgaben unterliegen; mit einem Worte, sie sind Herren ihres Handels.

Das Alles war im Mittelalter durch und durch anders. Drei Jahrhunderte lang, bis tief in die Zeit der Kreuzzüge hinein waren die Araber vorherrschende Seemacht auf den Gewässern von der spanischen Küste bis zur Straße von Gibraltar. Ihnen folgten die Italiener, und Venedig wurde ein Handelsstaat ersten Ranges, ein Stapelplatz, von welchem aus die indischen Gewürze vertheilt wurden. Diese holten die Schiffer der Lagunenstadt aus Alexandria und Cairo, wohin sie Damaste und Goldfäden, weiße Sklaven und Glasperlen, Kupfer und Messing, Quecksilber, Zinnober und eine Menge anderer Waaren brachten, die über Aegypten nach Indien gingen und dort den arabischen Kaufleuten Gewinn von 500 bis 1000 Procent abwarfen. Bevor die indischen Güter in die Hände der Venetianer gelangten, mußten sie schwere Zölle tragen. Bei den Schiffen aus Calicut, das zu jener Zeit etwa dieselbe Handelsstellung hatte, wie jetzt Bombay, mußte allemal ein

Drittel der Ladung in Pfeffer bestehen; sie waren gehalten, in Dschidda anzuhalten und dort 10 Procent vom Werthe der Ladung zu erlegen; in Suez hatten sie abermals einen Zoll von 5 Procent zu zahlen, der Transport durch die Wüsten war Monopol der Regierung, welche von jeder Kameelladung einen achtfachen Frachtpreis nahm. Wer in Cairo überhaupt Pfeffer kaufen wollte, mußte vorher allemal der Regierung 350 Pfund um einen 20 Procent höhern Preis als den Marktpreis abnehmen; dann erst durfte er mit Privatleuten handeln. Die Waare trug inzwischen in Cairo noch einen dritten Zoll von 5 Procent, ging dann nach dem Hafen Alexandria, wo vor der Verschiffung sowohl vom Käufer, wie vom Verkäufer 5 Procent erhoben wurden. Man begreift, daß bei solcher Finanzpraxis die Gewürze, an welchen dann noch die Venetianer ihren Profit nahmen, einen hohen Preis haben mußten, wenn sie nach Oberdeutschland und weiter nach Norden kamen. Verträge, welche die Venetianer mit dem ägyptischen Sultan schlossen, beseitigten jenen Handelsdruck nur theilweise; ihm gegenüber erklärt es sich, daß indische Waaren über Land an's kaspische Meer und bis in die genuesischen Besitzungen am Asow'schen Meere befördert werden, und trotz dieses ungeheuren Umwegs in Deutschland, der Schweiz und Frankreich gleiche Preise mit jenen halten konnten, die über Aegypten in den europäischen Handel gelangten.

Das Mittelalter hatte drei Hauptlinien für den Bezug indischer Waaren; jene über das rothe Meer; die zweite über Ormus im persischen Meerbusen, den Euphrat aufwärts, und von Bagdad nach Damaskus und Aleppo, und von dort zu den syrischen Häfen; die dritte von Kambay den Indus aufwärts, durch Persien zum kaspischen Meere und zum Don. Die erstere Linie hätte, ohne die unvernünftigen Zollbelastungen, auch nach der Auffindung des Seeweges um das Cap eine, wenn auch gegen früher geminderte Bedeutung sich erhal=

ten können; der stupiden Hartnäckigkeit der Türken gegenüber war sie aber ohne Rettung verloren.

Es ist von Interesse, den Kampf der Venetianer gegen die Portugiesen zu verfolgen. Die letzteren hatten von den Arabern, welche Jahrhunderte lang die iberische Halbinsel beherrschten, die arabischen Handelswege kennen gelernt, und strebten schon früh danach, die werthvollen Producte Indiens, ohne Vermittelung der Araber oder Venetianer zu beziehen. Dieses Motiv bewog Columbus zu seinen Vorschlägen in Portugal; er wollte auf westlichem Wege die indischen Gewürzländer erreichen. König Johann sandte 1487 zwei Edelleute, die arabisch redeten, in's rothe Meer, wo sie Aden erreichten; von dort ging der Eine nach Abessinien, um den Priester Johann zu suchen, der Andere schiffte sich nach Cananore in Indien ein, fuhr nach Ormus im persischen Golf, und kam über Aden und Cairo nach Europa zurück. Diese beiden Edelleute, Covilhano und Payva, sind die Vorläufer der spätern Conquistadoren; ihre Berichte über den Reichthum des fernen Orientes munterten den König Emanuel, Johann's Nachfolger, zu großen Unternehmungen auf. Und es fügte sich, daß um jene Zeit Diaz die Südspitze Afrika's erreichte, bald nachher Vasco de Gama sie umsegelte, und in Mozambique mit Arabern aus dem rothen Meere zusammentraf. Seit jenem Tage dauerte der Kampf um den Besitz des indischen Handels zwischen den Portugiesen und Mohammedanern. Die spanischen Eroberer haben in Amerika mit einer grauenhaften Barbarei gewüthet. Mit welchem Nimbus man sie auch umgiebt, der Kenner amerikanischer Geschichte wird nicht in Abrede stellen können, daß sie nur allzuoft Moral, Logik und Praxis von Räuberhauptleuten befolgten, nur daß religiöser Fanatismus die Erscheinung dieser „Helden" noch widriger macht. Aber die Barbarei der spanischen Eroberer hat ein würdiges Nebenstück an den Portugiesen in Indien. Gleich Vasco de Gama begann an

der ostafrikanischen Küste in Mozambique mit Mord und Brandlegung; er erreichte Calicut in Indien. Schon 1500 wurde eine zweite Expedition ausgerüstet, um Gold und Gewürze zu holen, und das portugiesische Christenthum „mit Gewalt" zu verbreiten. So stand von vorne herein Alles auf Blut. Die Portugiesen begannen in Indien mit Seeraub und kaperten alle arabischen Fahrzeuge, denen sie begegneten; sie nahmen ihnen Ingwer, Pfeffer und Zimmet; sie plünderten und verbrannten die mohammedanischen Städte; sie waren Korsaren, Freibeuter, Flibustier. Als Vasco de Gama auf einer Expedition 1502 erfuhr, ein Portugiese sei in Indien Mohammedaner geworden, verbrannte er „zur Sühne" ein arabisches Schiff mit 300 Mann am Bord. Die Hadschifahrzeuge wurden aufgebracht: den mohammedanischen Frauen wurden Arme und Beine abgeschnitten, um sie des Schmuckes zu berauben. Das war christliche Praxis!

Die Araber waren den Portugiesen zur See nicht gewachsen und gingen mit dem Vorsatz um, ihren Handel nach Ceylon, Sumatra und Malacca zu verlegen. Aber auch dorthin folgte ihnen der Feind. Im Alterthum und bis auf die Zeiten der Kalifen war der Handel von Aegypten aus nach Osten hin kaum über den Busen von Siam hinausgegangen, wenigstens fand kein andauernder und regelmäßiger Verkehr statt. Dann aber trugen die Araber den Islam und den Handel bis nach China, aber bei weitem nicht so rasch, wie die Portugiesen, welche in einem Vierteljahrhundert von der Ostküste Afrika's bis nach China und bald nachher sogar bis Japan kamen. Und dabei leistete ihnen das Silber, welches aus dem neuentdeckten Amerika nach Spanien kam, und als Zahlung für indische Waaren massenweise in ihre Hände gelangte, ungemeinen Vorschub; denn wo sie nicht stark genug waren, um als Räuber aufzutreten, mußten sie kaufmännisch verfahren und baar zahlen, weil europäische Fabrikate in den

gebildeten Ländern des Orientes nicht genug gesucht waren, um den Austausch decken zu können.

Aber die portugiesische Macht war wie ein Meteor; sie gerieth schon nach einem Menschenalter in Abnahme, und nach hundert Jahren verschwand sie vor den Waffen der tüchtigeren Holländer. Sie hatte hingereicht, dem indischen Handel über Aegypten einen Todesstoß zu versetzen. Die Italiener waren von vorne herein besorgt geworden und traten dem neuen Rival gegenüber; ein lombardischer Zeugmeister goß dem mohammedanischen Zamorin von Calicut Kanonen, mit welchen die Schiffe der Vertheidiger des Glaubens beschossen wurden. Durch Venedig ging ein Schrecken, als der Gesandte Pasqualico aus Lissabon meldete, die Portugiesen seien zu Wasser nach Indien gefahren und von dort mit Gewürzladungen nach Europa heimgekommen. Umsichtige Staatsmänner riethen zu einem kühnen Griffe; Venedig müsse, um sich den gewinnreichen Handel mit Indien zu sichern, auf welchem der Lagunenstadt Größe und Wohlstand fuße, um jeden Preis Aegyptens sich bemächtigen; „der Weg über das rothe Meer," so sagte Marino Sanudo, „sei der kürzere, und wenn der mohammedanische Zoll wegfalle, auch der wohlfeilere; eine Verbindung des Nils mit dem rothen Meere sei möglich, sei schon vorhanden gewesen und müsse wiederhergestellt werden." Das war richtig; zu einer Fahrt nach Indien gebrauchten, bei der Unvollkommenheit, in welcher sich damals noch die Schifffahrtskunst befand, die Portugiesen nicht weniger als sechs bis acht Monate. Aber sie gewannen in Indien festen Fuß, baueten Festungen und gründeten Factoreien; sie nahmen alle Gewürze für sich, verkauften sie billiger und schnitten den Arabern und den Venetianern den Markt ab.

Die letzteren hatten weder den Muth, Aegypten zu erobern, noch selbst nach Indien zu fahren. Angeblich, um dem „Scan=

dal einer Verbindung eines christlichen Staates mit den Ungläubigen" vorzubeugen, im Grunde aber, um das Bündniß zwischen Venedig und dem ägyptischen Sultan zu lockern, wollte König Emanuel die Venetianer mit einigen Galleonen beim indischen Gewürzhandel betheiligen und ihnen Privilegien verleihen. Die Venetianer ließen sich auf diese Vorschläge nicht ein; sie wollten den Zorn des Sultans nicht auf sich laden und gingen ohnehin von der Ansicht aus, daß der neue Handelsweg nicht von Dauer sein könne. Darin täuschten sie sich; sie wurden nachgiebig, als sie den Irrthum einsahen und stellten in Portugal den Antrag, alle indischen Gewürze für einen bestimmten Preis zu kaufen. So gedachten sie auch unter veränderten Umständen sich das Monopol des Zwischenhandels zu sichern. Und als Emanuel den Vorschlag abwies, war Venedig unklug genug, die über Portugal eingeführten Waaren mit schweren Zöllen zu belasten, während zugleich Karl V. in Spanien doppelte Zölle auf venetianische Importen legte. Dazu kam dann noch, daß Sultan Selim die Mameluken in Aegypten bezwang, und daß die Türken später den Plan faßten, Konstantinopel zum einzigen Ausfuhrhafen ihres Reiches am Mittelmeere zu machen. Allerdings behielt trotzdem Aegypten das Recht, Waaren auszuführen; aber Venedigs Handelsmacht wurde durch alle diese Wechselfälle gebrochen; es krankte allmälig hin und verfiel.

Als Handelserben der Portugiesen traten die Holländer auf; seit nun schon einhundert Jahren ist England mächtig im Orient. Die Gesinnungs- und Anschauungsweise der Völker im fernen Morgenland, jener sechshundert Millionen Menschen mit ihren eigenthümlichen Sitten, Religionen und Staatseinrichtungen, ist kaum noch schwach durch europäische Einflüsse und Berührungen angestreift worden. Aber der materielle Verkehr, der stoffliche Austausch ist schon jetzt in's Kolossale angewachsen, und wir dürfen annehmen, daß diese Steigerung

auch im Fortschreiten bleibe. Der **Kanal von Suez** wird ohne allen Zweifel wesentlich zu derselben beitragen, er wird in vielfacher Weise anregend und belebend wirken. Er wird eine Wohlthat für den Verkehr, wenn er auch nicht die hochgespannten Erwartungen erfüllt, welche man von ihm rege gemacht hat.

Die Euphratbahn und ihre Bedeutung*).

I. Die Verbindungen zwischen Europa und Indien. — Die großen interoceanischen Verkehrsstraßen. — Geschichtliche und commercielle Wichtigkeit Mesopotamiens. — Wirkungen der osmanischen Obergewalt. — Ein Blick auf Syrien, als der westlichen Eingangspforte zu den Euphratländern. — Charakter der englischen Herrschaft in Indien.

Der Aufstand in Indien, welcher die Herrschaft Großbritanniens am Ganges und Indus in ihren Grundfesten erschütterte, zeigt klar, wie unumgänglich nothwendig eine möglichst rasche Verbindung zwischen Europa und dem fernen Osten geworden ist. Sie wird nicht blos durch politische Beweggründe gefordert, sondern auch die Handelsinteressen erheischen sie in einem Maße, wie nie zuvor. Diese haben sich über den ganzen Erdball verflochten und reichen bis an die Ostküste von China, die jetzigen Fahrbahnen nach Indien sind immer noch zu weit und zu lang, man will und muß sie rascher haben, und eine Entfernung, welche sich gegenwärtig auf 36 bis 39 Tage herausstellt, auf 16, 20 bis 22 Tage verkürzen. Dadurch würde erheblich an Raum wie an Zeit erspart, und in jeder Beziehung ein unberechenbarer Gewinn erzielt. Die Engländer bieten Alles auf, um zwischen ihrer Insel und Amerika die Entfernungen zu verringern und durch den unterseeischen Telegraphen

*) Geschrieben im Herbst 1857.

in jeder Minute mit dem transatlantischen Westen verkehren zu können, aber eine rasche und sichere Verbindung mit dem asiatischen Osten ist für sie ungleich wichtiger, und in unseren Tagen platterdings zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit geworden.

Wir haben in unseren Betrachtungen über den Suezkanal die übertriebenen Erwartungen, welche namentlich von Frankreich aus rege gemacht werden, auf das gebührende Maß zurückgeführt, uns aber nichts desto weniger mit Wärme für die Ausführung eines Unternehmens erklärt, das nicht ohne wohlthätige Folgen für den Weltverkehr bleiben kann. Je mehr Fahrbahnen eröffnet werden, um so ausgedehnter wird der Handel, je mehr Verbindungsmittel ihm zu Gebote stehen, um so stärker benutzt er sie und gewinnt an Aufschwung. Es ist vollkommen in der Ordnung, daß die Nordamerikaner sich nicht lediglich mit der Panamabahn begnügen, sondern auch Schienenwege durch Honduras, und von Minatitlan nach Tehuantepec legen, während sie zugleich den Transit durch Nicaragua wieder eröffnen. Alle diese Passagen werden von vorne herein belebt sein und im Fortgange der Zeit immer mehr benutzt werden; mit den großen Straßen nach Asien gestalten sich die Dinge sicherlich in derselben Weise. Die Segel- und Schraubenschiffe, welche nach oder von Indien, China und Australien fahren, nehmen gewiß auch in Zukunft hauptsächlich den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung, besonders wenn sie mit schwer ins Gewicht fallenden Gütern befrachtet sind; die Fahrzeuge nach und aus den mediterraneischen Gewässern werden vorzugsweise den Suezkanal benutzen; manche Reisenden und einige wenige Transitgüter ziehen den Weg durch Syrien und am Euphrat entlang oder mit Dampfern auf demselben vor, weil sie dabei rascher ans Ziel kommen und einer langen Seereise unter einem heißen Himmel, überhaupt einer sehr lästigen Fahrt überhoben werden.

An die Euphratbahn knüpfen sich hohe Interessen mannigfacher Art. Es kommt, wie schon gesagt, darauf an, die kürzeste Straße zwischen Europa und Indien herzustellen, und einen Verbindungsweg zu gewinnen, dessen volle Wichtigkeit man in Vorderasien und Südeuropa schon vor mehreren tausend Jahren begriff. Diese Straße wird dem Abendlande Regionen eröffnen, in welchen mehr als eine Wiege hoher Gesittung stand: die Heimath des Erzvaters Abraham, den Schauplatz, auf welchem assyrische, babylonische und persische Könige sich bewegten, wo der Macedonier Alexander und Kaiser Julian starben, und weise Chalifen in Herrlichkeit gethront haben. Aber die Tage der Semiramis, Nebukadnezar's und von Tausend und Eine Nacht sind längst verschwunden; von Ninive und Babylon, Seleucia, Thapsacus, Ktesiphon und Kufa blieben nur Trümmer übrig. Wir kennen die alte Pracht aus den Darstellungen der jüdischen Propheten, der griechischen und römischen Schriftsteller und der arabischen Geschichtschreiber; an ihren Schilderungen der Größe und des Glanzes jener Städte, welche ihre Bewohner nach halben Millionen zählten, ist nichts übertrieben, denn seit Layard's und Botta's Ausgrabungen haben wir die unwiderlegbaren Beweise handgreiflich vor Augen. Welche Ausbeute für die Wissenschaft steht bevor, wenn einst in Syrien, Babylonien und Mesopotamien europäische Intelligenz wirksam sein kann, wenn aus den Ruinen neue Städte erwachsen, und alljährlich tausende und aber tausende von Menschen aus dem Abendlande die weite Strecke von der syrischen Küste an oder auf dem Strome bis nach Bassora am Schat el Arab durchziehen! Es kann gar nicht ausbleiben, daß europäische Factoreien und Stadttheile in allen größeren und günstig gelegenen Ortschaften entstehen und eine lebhafte Wechselwirkung zwischen Morgenländern und Abendländern sich herausstellt, etwa in der Weise wie in den Tagen des Alterthums zwischen Griechen oder Römern und Eingeborenen in den Ländern Vorderasiens,

oder zwischen den Phöniziern und Syrern und Assyrern. Denn die Betriebsamkeit, welche der Handel im Gefolge hat, und die Gewalt des Capitals verfehlen nirgends ihren Einfluß.

Die Herrschaft der Osmanen vernichtete nahezu Alles, was an Bildung und Wohlstand sich aus den Stürmen zweier Jahrtausende bis gegen das Ende des Mittelalters hin etwa noch gerettet hatte. Nichts gewann durch die Türken in jenen alten Culturländern, außer allein die Wüste; die Bewässerungskanäle versandeten, die Straßen verödeten und seit langer Zeit ist Alles weit und breit nur Verfall. Der Ackerbau wurde allmälig in immer engere Grenzen gedrängt, und auf seine Kosten hat das Hordenleben arabischer Nomadenstämme ununterbrochen an Ausdehnung gewonnen. Aber das Land selber ist unverwüstlich; es bedarf nur ungestörter Ruhe, geordneter Verwaltung und fleißiger Bewohner, um in kurzer Zeit sich wieder zu einer der fruchtbarsten Regionen der Erde umzugestalten, und im Feldbau mit den Gegenden am Nil und am Mississippi wetteifern zu können. Reisende haben den vereinigten Euphrat und Tigris, den Schat el Arab, als einen herrlichen „Silberstrom" geschildert, der zwischen einem smaragdgrünen Teppich von Uferwiesen und Palmenhainen dahin eile. Zu beiden Seiten zieht sich ein breiter Saum des fruchtbarsten Bodens, welchen viele Kanäle durchfließen. Sie erhalten ihr Wasser infolge eines regelmäßigen sanften Wechsels von Steigen und Fallen der Fluth, und gerade diese Gegenden lohnen jeden Anbau überreich. An den Euphratmündungen ist überhaupt das Land weit ergiebiger als an den felsigen Küsten Persiens oder Arabiens; denn der Strom hat in Menge fettes Erdreich abgelagert. Auch am mittlern und obern Laufe wären der Wüste tausende von Geviertmeilen durch Anbau und Bewässerung abzugewinnen.

So lange jedoch die seitherige türkische Mißverwaltung dauert, welche lediglich auf Druck und Erpressung steht, ist an einen Aufschwung zum Bessern nicht zu denken. Die osmani=

schen Beamten in den verschiedenen Paschaliks wirthschaften ohne Controle; es liegt jedoch im Wesen der Dinge, daß eine das Land durchziehende Eisenbahn und der europäische Verkehr ihre tiefgreifenden Wirkungen ausüben würden. Die türkischen Beamten müßten dann von selbst unter abendländische Aufsicht fallen, sie würden nicht mehr procul a Jove, procul a fulmine sein, weil der Telegraph in jedem Augenblicke Nachrichten über ihr Thun und Treiben nach Stambul an den Sultan oder an die europäischen Gesandten befördern könnte. Die Cultur strömt hinzu, der Besitz des Eigenthums wird gesichert sein, und ein gebieterischer Einfluß jener europäischen Mächte, deren Unterthanen im Euphratlande Grund und Boden besitzen und Gewerbe oder Handel treiben, wird sich nicht abweisen lassen. Wie ein solcher Einfluß sich gleichsam von selbst macht, sieht man in Bagdad und Bassora, wo sich Engländer niedergelassen haben, welche bei ihren Residenten und Consuln stets wirksamen Schutz finden, und wir sehen es nicht minder in Aegypten und in den Städten der Levante. Ein Weltpassageland darf nicht der Barbarei überantwortet bleiben. Zugleich hat die ottomanische Pforte selber ein zwingendes Interesse, die Hilfsquellen der Länder zwischen dem mittelländischen Meer und dem persischen Golf zu entwickeln. Denn soviel wird auch dem Sultan und dem Divan in Konstantinopel klar sein, daß die Grundpfeiler der Pforte, so weit sie in Europa stehen, längst unterhöhlt sind und zerbröckeln. Wer vermag zu sagen, wann sie völlig nachgeben und zusammenstürzen werden? Man hält sie unter Mühe und Noth von einem Tage zum andern künstlich zusammen; Niemand glaubt an den Fortbestand eines Baues, dessen Tage, in unserm Erdtheile wenigstens, sicherlich schon gezählt sind. Die Türkei hat nur noch in Asien eine Zukunft, und Europäer zeigen ihr, in welcher Weise allein dort ein neuer Aufschwung und eine Wiedergeburt möglich sind. Der mohammedanische Orient ist unfähig, aus sich selber eine

Regeneration herauszuarbeiten; auch das Leben der Christen im Morgenlande ist starr oder versumpft, wie denn überhaupt dem Morgenlande und dem ganzen asiatischen Erdtheile der alte Genius völlig abhanden gekommen zu sein scheint. Seit Jahrhunderten erweist er sich nur steril; die befruchtenden Keime müssen aus dem Abendlande kommen, das sich nicht mehr abweisen läßt. In unseren Tagen macht nicht der Ritter, sondern der Handel seine Kreuzzüge nach dem Orient, welcher seinerseits längst passiv geworden ist. Er giebt keine Antriebe mehr, sondern hat dergleichen zu empfangen und, wenn auch widerwillig, anzunehmen; er vermag dem Andrange unserer Cultur sich nicht länger zu entziehen, kann oder will er sie nicht in sich aufnehmen, so muß er sie wenigstens neben sich dulden und ihr Joch sich gefallen lassen. Auf jeden Fall überflügelt sie ihn.

Für das eben Gesagte liefern insbesondere Mesopotamien und Babylonien die Belege, vor allem aber auch Syrien, die Eingangspforte zu den Euphratregionen, wo die Anfangspunkte der großen Weltstraße liegen werden, so weit dieselbe asiatisch ist. Kaum eine andere Region wurde von der Geschichte seit vier Jahrtausenden so gewaltig mitgenommen, wir möchten sagen so arg wettergepeitscht, wie dieses Syrien, die Region zwischen Kleinasien und Aegypten, dem Mittelmeer und der Wüste. Es ist ein seltsames und wunderbares Uebergangsland, in welchem von Anbeginn so manche Civilisationen verschiedener Art nach und neben einander zu Schanden geworden sind, während doch, neben den alten steinernen Ruinen, noch halbverknöcherte lebendige Ueberbleibsel bis auf unsere Zeiten herab kamen. Assyrer, Aegypter, Meder und Perser, Macedonier, Griechen, Römer, Chalifen, Kreuzfahrer und Türken sind nach einander darüber hinweggegangen, aber alle in diesem verhältnißmäßig kleinen Lande, in welches sie als Eroberer kamen, bald erschlafft und gleichsam abgestanden. Nie hatte

Syrien eine einheitliche compacte Volksthümlichkeit, selbst die sonst überall so zähen Araber büßten auf jenem Boden manches von ihrer Eigenart ein. Morgenländische Geschichtschreiber sagen: Als der Prophet Mohammed die Frucht- und Rosengärten von Damaskus erblickte, schüttelte er die Falten seines Mantels und zog rasch weiter; die Gegend war ihm zu üppig, der Blumenduft zu betäubend; dort, meinte er, würden die Gläubigen bald ihre Thatkraft einbüßen. Und der Mann von Mekka war in der That ein Wahrschauer, denn bald ergaben sich dort seine Nachfolger, die Chalifen, der Verweichlichung. Alle Eroberer und Nationalitäten haben sich in Syrien zu Grunde gerichtet, das ohnehin stets der Zankapfel Vorderasiens gewesen ist, ein allgemeiner Fechtboden, auf welchem die fremden Völker zusammentrafen und einst sogar auch die Mongolen erschienen. Nun leben dort, theils unter straffer, theils unter loser Oberhoheit des türkischen Sultans, ein Dutzend verschiedener Volkstrümmer und Sekten neben und durch einander, aber ohne Zusammenhang und sich entfremdet oder in unauslöschlicher Erbfehde: Türken und Kurden, Araber und Drusen, Maroniten, Amarier am Libanon, Juden und Ismaeliten, Turkomanen, Yesidis, Griechen und Europäer, alle in bunter Mischung, mit mannigfachen Religionen und Sprachen, Anschauungen und Vorurtheilen. Syrien war stets und ist heute noch ein Chaos.

Aber bei seiner vortrefflichen Weltlage am östlichen Hintergrunde des mittelländischen Meeres, war es zu allen Zeiten von hoher commercieller Bedeutung und es muß wiederum eine wichtige Rolle spielen, sobald einmal in diesem Pfortenlande die Hebel der neuern europäischen Civilisation mit Nachdruck angesetzt werden. Die Euphratbahn wird quer durch Syrien hindurch führen, für das mit dem ersten Dampfwagen auch ein neuer Zeitabschnitt beginnt. Ein Theil des Landes ist freilich Sandwüste, aber dafür das Uebrige um so ergiebiger. Die

Bodenerzeugnisse des gemäßigten Erdgürtels gedeihen neben tropischen Pflanzen, und schon allein Seide, Wein, Oel, Tabak, Getreide, Honig, Balsam und Stahl, an welchen allen ein großer Ertrag gewonnen wird, der einer großen Steigerung fähig ist, reichen hin für einen schwungreichen Handel. Vor allen Dingen muß aber auch in Anschlag gebracht werden, daß Syrien eine Baumwolle liefert, deren Stapel sich mit jener aus Süd-Carolina und Georgien messen kann, und deren ausgedehnter Anbau allein der ganzen libanotischen Gegend einen hohen Wohlstand verbürgen könnte. Nicht minder sind auch die Euphratregionen wie geschaffen zur Baumwollencultur, die dort ohne Negersklaverei reichlich lohnen und allezeit raschen Absatz finden würde.

Diese Länder haben also durch ihre eigene Productionsfähigkeit und als Passagegegenden, durch welche einst der kürzeste Weg zwischen Europa und dem fernen Oriente ziehen wird, eine ganz eminente Bedeutung für Politik und Handel. Welch einen wichtigen Factor Ostindien bildet, brauchen wir nicht nachzuweisen. England würde im Nothfall den letzten Mann und den letzten Schilling aufwenden müssen, um seine Machtstellung in Asien zu behaupten, und keinen Augenblick anstehen, auch die schwersten Opfer zu bringen, weil Niemand sich verhehlen kann, daß Großbritannien, wie einmal die Dinge sich gestaltet haben, mit Indien steht oder fällt. Es muß um jeden Preis eine Besitzung festhalten, die es mit einem Aufwande von Geist, Tapferkeit, kluger Umsicht und Nachdruck erworben hat, der uns Bewunderung einflößt, und in einem so kurzen Zeitraum und in solcher Fülle bei verhältnißmäßig geringen Streitkräften, uns nur selten in der Geschichte entgegen tritt. Seit der Unabhängigkeit Nordamerika's liegt der Schwerpunkt der britischen Colonialpolitik in Asien, insbesondere in Indien und dem gold- und wollereichen Australien, welches schon einmal in einem einzigen Jahre für einhundert Millionen

Thaler englischer Fabrikate gekauft hat, und fortwährend ungeheuere Massen Goldes nach Europa übermittelt.

Es ist eine Wohlthat für Indien selbst und auch insbesondere für unsern Erdtheil, wenn England seine Macht in Indien immer stärker befestigt, und unserer Ansicht nach zeugt es keineswegs von Scharfblick, wenn man da und dort eine Beseitigung der englischen Herrschaft in Indien wünscht. Man beantworte sich nur einmal die Frage, was aus jenem Lande werden müßte, sobald die Europäer dasselbe geräumt hätten? Sicherlich nichts anderes, als ein Schauplatz für die Barbarei, ein Schafot von mehr als fünfzigtausend Quadratmeilen Umfang, auf welchem die verschiedenen Stämme, Völker, Kasten, Religionen und Secten in ewigen Fehden einander erwürgen würden, wie es früher schon der Fall gewesen. Auch von Indien gilt, was wir von Syrien und Mesopotamien gesagt haben; ihm ist gleichfalls der alte Genius abhanden gekommen, und wer ein gründliches Studium der Geschichte jener schönen Halbinsel zwischen Indus und Ganges nicht gescheut hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß dort keine Kaste und kein Volk von gesunder, selbstständiger Kraft oder von einer civilisirenden Idee durchdrungen ist. Was also würde und könnte an die Stelle der Herrschaft germanischer Engländer treten? Lediglich eine Obergewalt der Mohammedaner, die selbst Fremdlinge und Eroberer im Lande sind, und sich längst abgelebt haben, oder jene einer andern europäischen Macht. Vielleicht Rußland's? Aber ein Staat, der nie eine große Seemacht haben kann, ist nicht im Stande, ein Land von 150,000 Millionen Seelen zu behaupten, das auf dem Landwege eintausend Meilen von seiner Hauptstadt entfernt liegt, und auf dessen ruhigen Besitz er niemals rechnen dürfte. Frankreich? Es hat alle Anstrengungen im vorigen Jahrhundert vergeblich gemacht und Indien bis auf einige wenige Küstenstädte räumen müssen. Zudem wird seine Flotte wohl niemals

der englischen auf die Dauer gewachsen sein. Es ist ein Unterschied zwischen einer naturwüchsigen, aus dem Volke gleichsam von selbst heraus entstehenden Kriegsmarine wie der englischen, und einer vorzugsweise künstlichen, wie der französischen. Wir geben willig zu, daß seit dem Regierungsantritte Ludwig Philipp's und namentlich auch unter dem jetzigen Beherrscher der Franzosen, außerordentlich viel geschehen ist, um die Flotte in einen tüchtigen Stand zu bringen, und sie bildet ohne Frage eine Achtung gebietende Macht. Aber Niemand kann dem Franzosen geben, was ihm vom Hause aus fehlt und was die Natur ihm versagt hat; mit Ausnahme der Flaminger und der Küstenbewohner der Normandie hat er keine seemännische Begabung, und seine Rhederei ist zu allen Zeiten verhältnißmäßig gering gewesen. Die Franzosen haben, trotz aller Tapferkeit und Unerschrockenheit auf dem nassen Elemente, den Engländern gegenüber allemal den kürzern gezogen und ihre stattlichsten Flotten wurden geschlagen; wir erinnern nur an Kap la Hogue, Abukir und Trafalgar. Indien aber läßt sich durch eine europäische Macht nur von der See her behaupten.

Was uns Deutsche betrifft, so gewännen wir sicherlich nichts dabei, wenn Indien aus der Gewalt Englands in jene einer andern Macht fiele. Großbritannien, dessen Allianz uns in kritischen Tagen vielleicht einmal unentbehrlich werden kann, wie ihm die unsere, würde durch den Verlust der gangetischen Länder zwar an Machtumfang verlieren, aber sein Volk dadurch nichts an Energie einbüßen. Es ist stolz, frei, kräftig, voll Nachdruck und Ausdauer; es würde nicht etwa sich selbst abdanken und die Hände in den Schooß legen, sondern sich mit gesteigerter Energie auf den Betrieb von Gewerbe und Handel werfen, zu welchen beiden es ein so großartiges Geschick hat; es würde die Märkte, welche man ihm in Osten versperren möchte, jedenfalls in Europa suchen, um sich zu entschädigen. Man kann ihm weder seine industriellen Anlagen, noch seine

Kohlen, sein Eisen oder seine Webstühle nehmen, mit denen es mehr erworben hat, als mit den Bayonetten seiner Soldaten; man kann es nicht verhindern, die neutralen Weltmärkte mit seinen Waaren zu besuchen, und diese Jahrelang billiger zu liefern, als irgend ein anderes Volk vermöchte. Denn England besitzt eine ungeheure Masse von Capitalien, und diese würden den Ausschlag geben; was davon im Verkehr mit dem Osten nicht mehr anwendbar bliebe, müßte eine anderweitige Verwendung suchen, und die deutsche Industrie möchte sehen, wie sie in einer Zeit, da von Erhöhung der Schutzzölle oder gar von prohibitiven Maßregeln höchstens nur in dem nationalöconomisch immer noch in Rococco steckenden Frankreich die Rede sein kann, wie sie, sagen wir, im eigenen Lande und auf den Weltmärkten die Concurrenz gegen England bestehen könnte. Deshalb hat sich bei Denen, welche nicht im Bann einer Parteiansicht befangen sind, sondern, wie sich gebührt, die nationalen Interessen voran stellen, die Ueberzeugung festgestellt, daß es für Deutschland und für Europa überhaupt ein Unglück sein würde, wenn England Indien verlöre. Wir unsrerseits theilen dieselbe ganz entschieden, wir sind aber auch der Ansicht, daß diese Calamität nicht eintrete, sondern meinen vielmehr, daß Großbritannien aus der jetzigen schweren Krisis nur kräftiger und stärker hervorgehen werde. Europäische Tapferkeit und geistige Ueberlegenheit wird am Ende die Mohammedaner niederschlagen, die Sipahis zerstreuen, die Braminen bändigen und die englische Macht auf fester Grundlage wiederherstellen. Der Aufstand wird ohne Zweifel Anlaß zu einem umsichtigern, fortan einheitlichen Regierungssystem geben, und man wird die religiösen Ansichten mehr zu schonen haben, als bisher, trotz vieler wohlgemeinten Warnungen, der Fall gewesen.

I. Die Euphratbahn als Bindeglied zwischen Europa und Indien. — Die mesopotamischen Ströme und der Schat el Arab. — Seleucia als Anfangspunkt der Bahn in Syrien und als Hafenplatz. — Charakteristik der Euphratländer.

Die große Gefahr, welche der Herrschaft Englands in Indien wenigstens für den Augenblick droht, zeigt deutlich, wie wichtig es ist, die Verbindung mit der fernen Besitzung zu veröftern und zu beschleunigen. Es war uns unbegreiflich, weshalb Lord Palmerston seine gelind ausgedrückt nicht vorsichtigen Ausfälle gegen den Suezkanal ins Parlament schleuderte, und wir begreifen nicht, wie derselbe freilich oftmals incommensurable Staatsmann, im Angesicht des indischen Aufruhrs nicht ohne Leichtfertigkeit erklären mochte, die britische Regierung werde einer Euphratbahn keinerlei Unterstützung angedeihen lassen. Geldbeiträge wurden, so viel wir wissen, von derselben nicht verlangt, daß aber ein so eminent wichtiges Unternehmen auf alle anderweitige Förderung von Seiten der Londoner Regierung jeden Anspruch hat, liegt auf der flachen Hand und entspricht ohnehin dem Gedanken und dem Interesse des britischen Staates. Wir glauben die Times hat, wie schon manchmal (30. Juni), richtiger geurtheilt, als der Lord im auswärtigen Amte. Dieses Blatt erwähnt, daß der Krimfeldzug der Achtung vor dem Uebergewicht der englischen Waffen im Orient einigen Abbruch gethan habe, und fährt dann fort: „Aber das wird nicht lange dauern. Gerade die Türkei ist die Region, in welcher England vorzugsweise seine speciellen Fähigkeiten entwickeln kann. Ihr weit ausgedehntes Gebiet ist fruchtbar aber vernachlässigt; sie hat die schönste geographische Lage, beherrscht das Mittelmeer, die südrussischen Häfen und den indischen Ocean, besitzt großen Mineralreichthum, wird von schiffbaren Flüssen durchströmt, von Millionen Christen bewohnt, die eines materiellen Fortschrittes wohl fähig sind. Und das Alles bedarf gerade der unternehmende

Geist des capitalreichen Englands. Unsere auswärtigen Tadler mögen sich nur einige Jahre gedulden, und sie werden sehen, welches Volk den Vorrang in der Türkei einnimmt, wessen Schiffe die Mehrzahl in den Häfen von Smyrna und Konstantinopel bilden, welche Nation jene Bahnen eröffnet, die zum fernen Orient führen, vermittelst einer Eisenbahn die Donau mit dem Bosporus verbindet, und das Mittelmeer mit dem Euphrat; welche Nation endlich die elektrischen Drähte mitten durch die Wüste bis nach Indien spannt, ihre Dampfer auf den Flüssen Mesopotamiens fahren läßt und Civilisation in ferne, bisher nur wenig bekannte Gegenden trägt. Der Orient ist offenbar dazu bestimmt, auf lange Zeit hinaus von England occupirt zu werden, aber nicht durch Regimenter und Kriegsschiffe, sondern durch friedliche Mittel." Gegenwärtig bauen Engländer schon an drei Eisenbahnen in Kleinasien, und legen Telegraphen in der Türkei.

Wir wissen sehr wohl, daß man in unseren Tagen allzuviel von dem erwartet, was man europäische Civilisation nennt. Gewiß ist sie mit allen den vielen materiellen Mitteln, über welche sie verfügt, völlig dazu angethan, Umwandlungen zu bewirken, von welchen man vor einem Menschenalter nicht einmal eine Ahnung hatte, und die selbst uns überraschen, die wir doch alle mitten im Getriebe unserer Tage stehen. Aber für so allmächtig, wie Viele meinen, halten wir diese „Civilisation" nicht, insbesondere ist sie außer Stande, die an- und eingeborenen Anlagen und Begabungen der verschiedenen Völker und Menschenracen umzuwandeln und ihnen eine andere Culturstufe aufzuzwingen. Gewiß bringt sie neue Anschauungen und Bedürfnisse, aber sie muß das innere Wesen lassen wie es ist, denn Cultur läßt sich nicht aufzwingen. Freilich kann diese durch die Einwirkungen der Civilisation bis zu einem höhern oder geringern Grade gefördert werden, und somit wird auch „die Religion der Dampfmaschine" sicherlich nicht

verfehlen, im Morgenlande wichtige Umwandlungen in Menschen und Dingen hervorzurufen.

Vor allem gilt das von der Euphratbahn, welche nicht, wie der Suezkanal und das rothe Meer, eine bloße Seepassage bildet, sondern als Verkehrsweg durch eine productenreiche, großer Entwickelung fähige Gegend zieht, in welcher ohnehin Erinnerungen aus alten besseren Tagen noch nicht völlig erloschen sind. Sie wird Leben anziehen und weit und breit anregend wirken. Dampfwagen, Dampfschiff und elektrischer Telegraph greifen zusammen, ergänzen einander und bilden combinirte Verbindungsmittel. Sie stellen die rascheste und kürzeste Verbindung mit Indien her und tragen wesentlich bei, dasselbe immer enger und fester an Europa zu binden. Sie bringen nicht nur dorthin, sondern auch in die Passageländer Unternehmungsgeist und Capital, und werden an die Stelle der gegenwärtigen Verwirrung und Willkür allmälig eine feste Ordnung der Dinge setzen, welche zugleich für die Finanzen der Pforte ersprießlich zu wirken nicht verfehlen kann. Sie müssen nothwendig dazu beitragen, die Macht des Sultans in jenen Gegenden zu befestigen und dauernd zu machen, auch wenn sie einst in Europa unhaltbar geworden ist, und eine bessere Verwaltung wird schon durch das Interesse der betheiligten Europäer geboten. Die Wirkung einer Bahn zum Euphrat und am Strom entlang, der Dampfschifffahrt auf ihm, auf dem Tigris und auf dem Karun bis nach Chusistan hinein, wird aber auch von Persien empfunden werden, welches dann unmittelbar mit europäischen Interessen in Berührung kommt, und von diesen in seinem Süden und Westen gleichsam in die Flanke genommen wird. Seither hatte das Reich des Schah keine andere europäische Macht zum Grenznachbar, als den russischen Zaar, und der Verkehr fand nur auf einer ausgedehnten Landgrenze oder über einen wenig befahrenen Binnensee statt. Das ändert sich sogleich, wenn die Euphratbahn und Dampf-

schifffahrt hergestellt sind. Die Gegenden, welche das Paschalik Bagdad bilden, werden alljährlich von einigen hunderttausend Menschen aus Persien besucht, die als Pilger oder Kaufleute oder als beides zugleich an den Tigris kommen, und künftig nicht nur mit Europäern in friedlichen Contact gerathen, sondern auch die neuen Verbindungsmittel kennen und schätzen lernen. Selbst der Nomade weiß den Unterschied zwischen einem Dampfboote und einem Flosse zu würdigen, das auf Schläuchen stromab treibt, und er kann sich nicht verhehlen, um wie viel das Dampfroß dem Schiffe der Wüste überlegen ist.

Die Euphratbahn soll zunächst nur von dem Hafen Seleucia in Syrien am Mittelmeer, nach Kalaat Djaber, das unterhalb Balis am Strome liegt, also von Westen nach Osten, gebaut werden. Die Schienenstränge weiter abwärts, bis Korna an der Mündung des Tigris, oder noch etwas weiter stromab nach Bassora gedenkt man allmälig im Laufe der nächsten zehn oder zwölf Jahre zu legen, inzwischen aber den Strom bis Korna und Bassora mit Flußdampfern zu befahren, welche bei der letztgenannten Stadt mit den großen indischen Seedampfern in Verbindung stehen. Von Seleucia, dem heutigen Suedieh (Suwedyieh), führt die projectirte Bahn durch eine fruchtbare Gegend über den Orontes (Aasi), nach Antiochia, der alten Hauptstadt des Reiches der Seleuciden. Sie war in den Tagen der römischen Imperatoren die üppigste Stadt im ganzen Morgenlande, und ist auch aus den Zeiten der Kreuzfahrer berühmt. Der Eisenweg durchzieht die Felder, auf welchen Kaiser Aurelian die Königin Zenobia besiegte, an Trümmern von Tempeln, Burgen und Klöstern vorüber, oft neben christlichen Dörfern vorbei, deren friedliche Bewohner Feigen, Granatäpfel, Oel, Wein, Seide, Baumwolle, Tabak, Ricinusöl und Sesam bauen, über die Ebene von Dana nach Aleppo. Weiter geht sie nach Balis, wo sie bei den römischen Ruinen von Barbalissus den Strom erreicht, der weiter abwärts mit seinen

vielen Krümmungen einen mannigfaltigen, stets wechselnden Anblick bietet. Auf ein enges, zwischen hohe Ufer zusammengedrängtes Bett folgt eine seeartige Erweiterung, auf das flache Ufer eine steile Hügelreihe oder eine kühn und weit ins Wasser hervorragende Felsenspitze. Da und dort steht neben einem Tamariskenhain ein Dorf, und die wohlbestellten Felder geben Zeugniß von dem Fleiße der Bewohner; in anderen Gegenden weidet der arabische Nomade seine zahlreiche Heerde, unweit von ausgedehnten Einöden, die noch heute, wie einst in den Tagen Xenophon's, nur mit Wermuthpflanzen bestanden sind.

Ueberall treten den Reisenden, deren mehrere in unseren Tagen den Strom von seiner Mündung bis Bir hinauf befahren haben, historische Erinnerungen entgegen. Bei Kalaat (d. h. Burg, Castell) Djaber, wo, wie schon bemerkt, die erste Abtheilung der Bahn, wir wollen sagen der syrische Strang, enden soll, stand einst Kaiser Julian im Lager und Sultan Selim errichtete dort einem seiner Vorfahren, der im Euphrat ertrunken war, ein Mausoleum. Dem Castell gegenüber liegen die Abu Barahügel mit Thürmen und Gräbern heiliger Scheichs, und unterhalb Djaber zieht der Zorwald sich hin bis in die Nähe der Ruinen von Thapsacus, das schon König Salomo als Tiphsa kannte, und als die nördlichste Stadt seines Reiches beherrschte, und wo einst Schah Cyrus von Persien im Heerlager stand. Sie liegt an der bequemsten Stelle zum Uebergange (das bedeutet auch ihr Name) aus Syrien nach Babylonien und Medien, und war deshalb für Kriegsheere stets Hauptpassage über den Euphrat, welche auch Darius und der macedonische Alexander wählten. Diese alte Uebergangsbrücke (Zeugma) lag in der Nähe des heutigen Rakka.

Stromab breitet sich die Safain- oder Siffinebene aus, auf welcher im Jahre 657 die Nachfolger des Propheten von Mekka einander in 110 Tagen nicht weniger als 90 Gefechte lieferten und der Sieg des Ommajaden Moawijah entschieden

wurde, der seinen Chalifenthron zu Damaskus aufschlug. Weiter abwärts dehnt sich der Aranwald hin, und unterhalb desselben erreichen Basalthügel, welche sich von Tadmor=Palmyra bis hierher ziehen, den Strom, auf dessen linkem Ufer dort die Trümmer einer von den Persern erbauten Burg liegen. Am rechten Ufer steht die einst von den Palmyrenern gegründete Stadt Zilibih mit den Ruinen der Ortschaft Zenobia; ringsum sieht man die Dörfer der ackerbautreibenden Mudan, eines arabischen Stammes. Fünfzehn Stunden weiter mündet von Norden her der Chabur, den die Juden in der babylonischen Gefangenschaft als Habor kannten, am linken Ufer, bei den alten Circesium, dem Karchemisch der Bibel, welches unter Kaiser Diocletian die äußerste Grenzstadt der Römer gegen Persien war. Ueberall ist classischer Boden, auch aus der arabischen Zeit. Bevor man nach Werdi gelangt, gewahrt man die Ruinen einer Burg, in welcher einst Sultan Saladin, der sie erbauen ließ, sich längere Zeit aufgehalten. Werdi war vormals eine wichtige Stadt und el Kajim, wenige Stunden unterhalb, ist noch heute die Station, wo die von Damaskus einerseits und von Bagdad andererseits kommenden Karawanen den Strom treffen. Das dann folgende Hügelland war im Alterthum überall wohl bebaut, jetzt findet man dort eine Anzahl arabischer Dörfer. In dieser Gegend und bis Hit hinab, wo die große babylonische Ebene beginnt, waren die Juden in der Gefangenschaft als Colonisten vertheilt. Feludscha liegt an der Stelle des alten Cunaxa, wo der jüngere Cyrus besiegt wurde, und von wo aus die zehntausend Griechen ihren berühmten Rückzug bis zum schwarzen Meere antraten, ungefähr in gleicher Breite mit Bagdad, der berühmten Chalifenstadt am Tigris, wie Babylonien und Chaldäa, im Süden der alten medischen Mauer. Von den alten Städten sind nur noch Trümmer übrig; statt der Tempel, die zum Himmel emporstrebten und in Schutt gefallen sind, sieht man Moscheen

und Minarets, statt der Königsburgen Karawanserais. Aber grünende Dattelhaine fehlen auch heute nicht, Bagdad und Bassora sind Stapelplätze für einen immer noch beträchtlichen Handelsverkehr, aber alles frische Leben ist aus dem babylonischen Lande entwichen, das schon lange zum großen Theil als eine Einöde da liegt.

Eine Fahrt auf dem Euphrat oder an diesem Strom entlang ruft also große Erinnerungen wach. Nachdem der Strom sich bei Korna mit dem Tigris vereinigt hat, fließt er als Schat el Arab in den persischen Golf, welchen man schon oft und nicht mit Unrecht als das adriatische Meer des Morgenlandes bezeichnet hat. Er wird durch diese neue Verkehrsstraße zu einer Bedeutung kommen, die er in solchem Maße nie zuvor gehabt hat, und regelmäßig von Dampfschiffen besucht werden, welche den Verkehr zwischen Karratschi am untern Induslande, dem Endpunkte der indischen Eisenbahnen, und Bombay einerseits und der Euphratmündung andererseits vermitteln werden.

Durch die Euphratbahn oder auch durch die Dampfschifffahrt auf den mesopotamischen Strömen wird England nothwendig der eigentliche Gebieter des Schat el Arab, und kann somit den persischen Golf in ähnlicher Weise controliren, wie es durch Aden und Perim das Rothe Meer in maritime Abhängigkeit von sich gebracht hat. Jede andere Macht von ähnlicher Stellung würde ganz eben so verfahren müssen. Karl Ritter hat bereits vor dreizehn Jahren*) auf die Wahrscheinlichkeit einer solchen Umwandlung in den Verhältnissen Vorderasiens hingewiesen. Er hebt hervor, daß Korna, Bassora und Mohammera und überhaupt das Deltaland des Schat el Arab, schon durch ihre bloße Weltstellung für alle Zeiten von hoher Bedeutung bleiben müssen, namentlich auch deshalb, weil

*) Erdkunde von Asien. Band VII., Abtheilung 2., p. 1057. Berlin 1844.

durch sie der kürzeste Weg aus der Levante nach Indien, Südpersien und Ostarabien führt; er hätte hinzufügen können: auch nach dem malayischen Archipelagus, China und Australien. England begriff die Wichtigkeit dieser Regionen lange, bevor noch an eine Euphratbahn gedacht war, reinigte den persischen Meerbusen von Seeräubern, gründete Factoreien und gewann Ansehen und Uebergewicht bei allen Anwohnern der Gestade. Als Persien die ihm angehörenden Inseln im Golf an den mit Großbritannien befreundeten Imam von Maskat verpachtete, faßten die Engländer sogleich festen Fuß in dem guten Hafen Bassadur auf der Insel Kischm, und wenn sie auch jetzt eben infolge des Friedensschlusses das Eiland Karrack wieder geräumt haben, so wird doch erforderlichen Falles nichts sie verhindern, abermals von demselben Besitz zu nehmen. Ohnehin haben sie in der jüngsten Zeit ihre alten Verbindungen mit den vielen Scheichs arabischer Stämme, welche nur dem Namen nach von dem Schah oder Sultan abhängig sind, erneuert und die meisten derselben durch Geld oder Geschenke an ihr Interesse geknüpft. Als die ersten Dampfer den Schat el Arab befuhren, kamen aus allen Dörfern am Ufer die Bewohner wohlwollend den Engländern entgegen, trommelten, feuerten Freudenschüsse ab und ließen, wie sie sagten, in Erwartung einer bessern Zukunft, ihre Fahnen wehen.

III. Die Wichtigkeit der Euphratroute. — Dampfschifffahrt auf dem Strome; Resultate der Erforschungen. — Der kürzeste Weg nach und aus Indien. Handelsverhältnisse der Euphratländer. Der Telegraph nach Indien. — Politische Schlußbetrachtungen.

Die hohe Wichtigkeit der Euphratroute bedarf, glauben wir, keines weitern Nachweises, sie stellt sich schon bei einem Blick auf die Karte heraus*), und es ist begreiflich, daß sie während

*) Wir empfehlen für die Einzelnheiten den Atlas zu Ritters Asien und für einen allgemeinen Ueberblick insbesondere Kieperts ganz

der letztverflossenen zwanzig Jahre insbesondere in Rücksicht auf die stets wachsende Bedeutung Indiens und Australiens immer schärfer in's Auge gefaßt wurde. Seit 1846 sind die Engländer eifrig darüber aus, Indien mit einem Eisenbahnnetze zu überspannen, das von Calcutta nach Karratschi im untern Induslande reichen wird, wo neben dem End- respective Anfangspunkte der indischen Eisenbahnen, auch die Hauptstation für die Dampfschifffahrtsverbindung mit dem untern Euphrat sich befindet, der bis Bassora und Korna hinauf große Seedampfer trägt. Auch der Gedanke, die indischen Bahnen mit den europäischen Schienensträngen zu verknüpfen, ist nicht neu und hat zu kolossalen Entwürfen geführt. Der Dubliner Pare projectirte schon 1842 die Bahn von Calais über Konstantinopel nach Calcutta, und ein Vorschlag, sie als „große Atlasbahn" bis — Peking im nördlichen China zu verlängern, datirt von 1845. Campbell's Entwurf zu einer Bahn nach Indien fällt in's Jahr 1843, jener Wyld's von 1851 enthielt den Vorschlag zu einer Schienenstraße von Ostende über Wien, Belgrad, Konstantinopel, durch Kleinasien (wo gegenwärtig Engländer zu drei verschiedenen Bahnen die Genehmigung des Sultans erhalten haben) nach Aleppo, von dort zum Euphrat, den Strom entlang und weiter durch Beludschistan nach Karratschi. Man sieht, daß vielfach umhergetastet wurde, bevor ein einfacher und ausführbarer Plan auf das Tapet kam.

Ueber die Möglichkeit, den Euphrat mit Dampfern zu befahren, war man längst im Klaren. Es handelt sich dabei um die Strecke von Bir oder vielmehr von Balis und Kalaat Djaber bis Bassora, die eine Länge von etwa 220 deutschen Meilen, also nahe an fünfthalbhundert Stunden beträgt. Auf diesem langen Laufe hat die Schifffahrt zwei Schwierigkeiten,

---

vortreffliche Generalkarte des türkischen Reiches. Berlin 1855, in vier Blättern.

aber nur in den vier Monaten des niedrigsten Wasserstandes, zu überwinden; zuerst die Karablahfelsen, eine Stunde oberhalb Anah, wo bei niedrigem Wasser die Tiefe 3 Fuß beträgt, bei hohem dagegen 10 Fuß; sodann die Lemlunmarschen unterhalb El Os oder Uz. Aber beide Stellen bieten kein Hinderniß für Dampfer, wie sie auf unserm Rheine fahren, und im Nothfalle weiß die Kunst der Wasserbaumeister dort mit geringen Kosten ein hinreichend tiefes Fahrwasser herzustellen.

Es wird nicht ohne Interesse sein, wenn wir hier kurz und übersichtlich zusammenstellen, was seit zwanzig Jahren von Seiten der Engländer zur Erforschung des Stromgebietes der Euphratländer geschehen ist. Den Reigen eröffnete 1835 und 1836 Chesney, welcher den Fluß von Bir bis nach Bassora hinabfuhr. Wir werden die Bedeutung dieser Expedition im folgenden Aufsatze hervorheben. Derselbe Chesney beschiffte den Karun (im Delta des Schat el Arab) von Mohammera bis Ahwas in der persischen Provinz Chusistan, bald nachher auch den Tigris bis Bagdad und von da aufwärts bis Mosul. Auch Lynch beschiffte den Tigris bis Kut Abdallah unweit Mosul, und durch beide Reisen wurde ermittelt, daß dieser Fluß von angemessen gebauten Dampfern während der Hochwasserzeit allerdings befahren werden kann. Lynch untersuchte ferner den Leglowiyankanal, welcher unweit Bagdad den Euphrat und Tigris mit einander verknüpft. Diese Wasserverbindung ist seitdem von den Türken zerstört worden. Campbell befuhr 1841 den Hut und stellte fest, daß derselbe nicht aus den persischen Gebirgen komme, sondern nur eine Abzweigung des Tigris bildet, mit welchem er sich wieder vereinigt. Campbell gelangte auch auf dem Euphrat von Bassora bis Belis; Selby befuhr den Hie und den Kirkeh; aber in praktischer Hinsicht war seine Expedition auf dem Karun von Mohammera bis Schuschter viel bedeutender, nicht minder jene auf dem Aub Gargar, von dessen Mündung in den Karomal bend i kio bei Schuschter, und des

Disful, von dessen Vereinigung mit dem Karun aufwärts bis zur Stadt Disful, also bis in die Nähe der persischen Provinz Luristan! Selby hat auch den Bamischir von Mohammera bis zum Meere untersucht.

Die praktischen und sehr belangreichen Ergebnisse dieser verschiedenen Forschungen sind folgende: Der Euphrat ist von Korna bis Bir hinauf das ganze Jahr hindurch für Dampfer fahrbar, und der Tigris bis Bagdad für solche, die nicht über fünf Fuß Tiefgang haben. Der Bamischir ist immer für große Seeschiffe fahrbar, und man kann auf ihm nach Mohammera und in den Karun gelangen, ohne die eigentliche Mündung des Schat el Arab zu berühren. Dieser letztere und der Disful sind während der Hochwasserzeit ganz gewiß, wahrscheinlich aber auch das ganze Jahr hindurch fahrbar, und nur bei Ahwas ist ein Strudel. Der Hie bildet, bei Hochwasser, zwischen dem Tigris und Euphrat eine fahrbare Wasserstraße. Somit sind Babylonien, Mesopotamien, Assyrien und Susiana der Dampfschifffahrt erschlossen.

Was den Bahnstrang anbelangt, so soll er, wie schon gesagt, vom Mittelmeer über Aleppo nach Kalaat Djaber führen, und bei Thapsacus, dem heutigen Phumsah, auf das linke Ufer nach Mesopotamien hinein gelenkt werden. Diese mesopotamische Strecke will man erst nach Vollendung der syrischen Abtheilung in Angriff nehmen und sie dann in der Ebene zwischen Euphrat und Tigris über Anah und Hit nach Bagdad, von da nach Hillah=Babylon und bis nach Korna am Zusammenflusse beider Ströme oder noch achtzehn Stunden weiter abwärts bis Bassora führen, von wo Seedampfer die Verbindung mit Karratschi vermitteln, welche bis zur Vollendung des Schienenweges auf dem Strome durch Flußdampfer bis Kalaat Djaber hinauf unterhalten wird. Die technische Ausführung unterliegt keinen irgend erheblichen Schwierigkeiten; der Boden ist zumeist eben, Eisen kann von den Gruben bei Merasch geliefert werden und gutes

Holz haben die Waldungen Nordsyriens in Menge. Die Strecke von Seleucia bis Kalaat Djaber beträgt etwa vierzig Wegstunden. Die gesammte Länge der Bahn von Suedijeh (Seleucia Pieria) bis nach Bassora hat man auf 1233 englische Meilen, die Kosten auf 16 Millionen Pfund Sterling, also auf mehr als 100 Millionen Thaler veranschlagt; die Fahrt vom Mittelmeere bis Bassora soll in 42 bis 48 Stunden zurückgelegt werden.

Gegenwärtig erfordert die Verbindung zwischen Bombay und England 28 bis 33 Tage, bis Calcutta 6 Tage mehr. Für die Beförderung von Reisenden, Posten und Truppen ist der Weg über Aegypten nach dem Pendschab, Oberindien und die Gegenden im Nordwesten von Delhi, über Karratschi und den Indus hinauf, um mindestens 1200 Wegstunden oder 2700 englische Meilen, und nach Vollendung der Euphratroute um 3700 Meilen kürzer, als jene über Suez und Calcutta. Die Verhältnisse stellen sich in folgender Weise:

London, über Aegypten, Calcutta und auf dem Ganges nach Lahore	9322 engl. Meilen.
London, über Aegypten, Karratschi und auf dem Indus	6615 „ „
London, Euphratroute, Karratschi und auf dem Indus	5595 „ „

Die Unternehmer und Beförderer der Euphratroute rechnen, daß sie Indien in 16 Tagen erreichen können; sie leisten aber schon Großes, wenn sie die Strecke in 20 Tagen zurücklegen.

	Meilen	Tage	Stund.
London nach Triest; Eisenbahn . . .	1300	3	—
Triest nach Seleucia; Dampfschiff . .	1600	6	12
Seleucia nach Kalaat Djaber; Eisenbahn	100	—	3
Kalaat Djaber nach Bassora; Dampfer	715	3	3
Bassora nach Karratschi; Dampfer . .	1000	4	—
	4715	16	18

Bei Karratschi soll, wie wir schon hervorgehoben, die große Indusbahn auslaufen, welche mit den oberindischen und gangetischen Schienenwegen bis Calcutta in Verbindung gesetzt wird. Auf jeden Fall ist eine Fahrt durch Syrien und Mesopotamien weniger unangenehm als jene durch das Rothe Meer und im Dreieck um Arabien herum; man vermeidet auf ihr einen langen und lästigen See-Umweg, und wird nach vollendetem Bahnsystem Calcutta fast um die Hälfte schneller erreichen, als über Suez. Der Reisende bedarf gegenwärtig zu der Fahrt zwischen Bombay und Malta 21½ Tage; nach vollendeter Euphratbahn kann er diese Strecke in 13½ Tagen zurücklegen. Auf jeden Fall wird der Zug zwischen England und dem Euphrat sich durch Deutschland lenken, das allerdings ein Interesse hat, die Herstellung eines solchen zu wünschen; denn er wird nicht nur eine Art von Complement der Donauschifffahrt und überhaupt der Danubischen Verkehrswege bilden, sondern auch unseren Bahnen, insbesondere den österreichischen und von diesen namentlich der Westbahn, zu Gute kommen. Ueberhaupt liegt es im ganzen Wesen der Dinge, daß jede neue Straße, welche im Orient eröffnet wird, zur Belebung, insbesondere des österreichischen Kaiserstaates, beiträgt, weil derselbe ein großes Mittelreich und Bindeglied zwischen Westen und Osten, Süden und Norden bildet, durch welches die Passage mit Nothwendigkeit in sehr beträchtlichem Maße sich lenken muß, und das sie nicht umgehen kann. Jede Bahn und jeder Dampfer vervielfältigen die Beziehungen zwischen Oesterreich, der Levante und Vorderasien überhaupt, und sobald die Euphratbahn hergestellt ist, auch mit dem asiatischen Hinterlande. Und wenn wir die Wichtigkeit des Suezkanals insbesondere für Triest und dessen Handelssphäre in Deutschland, späterhin auch für die ungarischen Lande nicht verkennen, so sind wir doch auch der Ansicht, daß die Euphratbahn und was sich an dieselbe knüpft, sicherlich von nicht minderem Belang sein werde.

Also die Euphratbahn und die Dampfschifffahrt auf dem Strome werden sehr erheblich zur Entwickelung der Production und zur Belebung des Handelsverkehrs in Asien und Europa beitragen; aber den Waarentransit von und nach Indien schlagen wir nicht so hoch an, wie von mancher Seite her geschieht. Denn es ist wohl in Obacht zu nehmen, daß die Güter unterwegs umgeladen und vom Schiff auf die Bahn gebracht werden müssen. In Betreff des indischen, australischen &c. Gütertransportes wird die Euphratroute nicht einmal mit dem Suezkanal, geschweige denn mit dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung concurriren können. Aber Syrien und Mesopotamien selbst reichen im Nothfall schon vollkommen aus, Bahn und Dampfer zu beleben, und zwar gleich von vorne herein, noch mehr aber sobald erst Capital und Industrie aus Europa in jenen Ländern wirksam werden. Schon jetzt liefern sie Vieh, Wolle, Butter, Käse, Opium, Sennes, Jalappe, Castoröl, Rhabarber und vielerlei andere Droguen, Baumwolle, Reis, Zucker, Indigo und Flachs. Aleppo ist eine der reichsten Städte in Syrien und dessen wichtigster Stapelplatz; Bagdad wird immer mehr ein solcher für den Handel im innern Orient werden, und namentlich Güter aller Art nach Persien, Arabien und theilweise auch nach Indien vertheilen. Mesopatamien und Babylonien liefern Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Honig, Datteln, Baumwolle, Wein, Seide, Tabak, Wolle, Leder, Ambergris, Häute, Naphtha, Salz, Salpeter, Borax. Bagdad sandte noch vor wenigen Jahren allein nach Erzerum in Armenien an 2000 Thierladungen Güter, insbesondere Seiden-, Baumwollen- und Wollenwaaren, Shawls, Indigo, Kaffee &c.; und noch viel mehr nach Mosul, Diarbekir und Orfa; nach Aleppo gehen noch jetzt alljährlich 6000 Thierladungen, während vor etwa einhundert Jahren deren etwa 50,000 dorthin befördert wurden. Die alte Stadt der Chalifen bezieht aus Persien Seiden- und Wollenwaaren, Safran, Schwefel, Salpeter, getrocknete Früchte, Shawls

aus Kaschmir, Kerman und Yezd, ferner Gummi, Rauchwaaren, Tabak und Pfeifenröhre; aus Indien Musseline, Porzellan, Indigo aus Bengalen, Guzerat und Lahore, Gewürze und Zucker, Moschus, Aloe, Kampfer, Seide und Baumwolle aus Koromandel; aus der Türkei Seife, Baumwollen-, Leinen- und Seidenwaaren, Stickereien, Opium und Zucker; aus Arabien Myrrhen, Weihrauch, andere Droguen und Kaffee. Die Waaren aus Europa und Aegypten kommen zum Theil von Damaskus auf dem Wege durch die Wüste, zumeist aber von Aleppo; und wie empfänglich jene Orientalen für die Abnahme abendländischer Fabrikate sind, geht daraus hervor, daß sie hauptsächlich Baumwollengarn, schlichte und bedruckte Baumwollenzeuge, Sheetings, Jaconnets und Baumwollentücher kaufen, mit welchen England sie versorgt; sie sind aber auch Abnehmer für feine Tuche aus Deutschland und Frankreich, für Eisen- und Stahlwaaren, Blei, Zinn, Ganz- und Halbsammet, Satin, Taffet, Quecksilber und manche andere Artikel. Der vermehrte Anbau und die Wirkungen, welche die neuen Verkehrsmittel im Gefolge haben, können nicht umhin, die Kaufkraft der Bewohner in jenen Ländern zu steigern, welche von ganz anderer Art sind, als die Chinesen, deren ausgedehnte Industrie den heimischen Markt mit Fabrikaten im Geschmacke des Volkes besser versorgt, als die Europäer vermöchten, und wo die Landesproducte zumeist nicht mit anderen Waaren, sondern vorzugsweise mit Silber bezahlt werden müssen.

Es fehlt uns im Augenblick an Gelegenheit, die Handelsbewegung der verschiedenen hier in Betracht kommenden Plätze im Einzelnen zu ermitteln oder annähernd festzustellen, nur über Aleppo sind uns Angaben zur Hand. Dort betrug die Ausfuhr nach der Seeküste hin im Jahre 1855 nicht weniger als 7,700,000 Thlr.; davon entfallen mehr als zwei Millionen auf Weizen und Mehl; auch der Export von Baumwolle und Wolle war beträchtlich. Der bisherige Hafenplatz von Aleppo, Alex-

andrette, führte allein an englischen Gütern für 444,689 Pfund Sterling ein. Davon waren 20,480 Ballen Manufacturwaaren im Werthe von 409,600 Pf. St., das übrige bestand in Zucker, Kaffee, Gewürzen, Färbestoffen und Verschiedenem. Daß dieser ganze Handelsverkehr der Bahn und den Dampfschiffen zufallen wird, leidet keinen Zweifel; selbst der Araber wird die neuen Verkehrsmittel vorziehen, und die Karawanenzüge, welche aufhören müssen, wo der Dampf wirksam ist, werden nur noch stattfinden, um Güter an die Bahnhöfe und die Haltpunkte der Dampfer aus dem innern Lande zu bringen; die große Straße entgeht ihnen künftig.

Wir haben schon gesagt, daß die Euphratbahn am Mittelmeere nicht bei Alexandrette (Iskanderuna) beginnen werde. Dieser Platz ist in hohem Grad ungesund und liegt am issischen Meerbusen, von wo die nach dem Innern bestimmten Reisenden und Waaren das rauhe Gebirge zu passiren haben, namentlich den cilicischen Paß (Beylan, im Alterthum Erana), zwischen dem Amanus und Rhosus. Suedijeh (Seleucia Pieria), an der Bay von Antiochien, verdient in jeder Hinsicht den Vorzug. Die Vortheile dieser Lage begriff schon vor zwanzig Jahren Oberst Chesney, und jüngst sind sie abermals von Baker in einem sehr interessanten Werke über Cilicien hervorgehoben worden*). Die Bucht ist geräumig, hat eine sehr geschützte Lage, außer nach Südosten hin, und guten Ankergrund bis beinahe dicht an's Ufer. Schiffsbauholz ist in unmittelbarer Nähe,

*) Chesney, Description of Seleucia Pieria, im achten Bande des Journal of the geographical society, p. 228. Bakers Werk, das von W. F. Ainsworth herausgegeben worden ist, führt den Titel: Lares and Penates, or Cilicia and its governors; being a short historical account of that province from the earliest times to the present day etc., London 1853. 8. Wir haben aus diesem auch für die alte Kunst nicht unerheblichen Buche viel gelernt; die Schilderung von Antiochia und Seleucia Pieria steht S. 267 ff.

namentlich auf dem Beylangebirge, das sich bis zu 5300 Fuß erhebt, und auf dem Berge Rossius, wo die vortreffliche syrische Eiche wächst, welche zu Bahnschwellen wie geschaffen ist. Dazu kommt der sehr wichtige Umstand, daß die Lage von Seleucia verhältnißmäßig sehr gesund ist und schon in dieser Beziehung vor allen anderen Hafenplätzen Syriens entschieden den Vorzug verdient. Von hier führt der Weg bis zum Euphrat in der kürzesten Linie. Seleucia-Suedijeh bildet den Schlüssel zu Kleinasien, zum nördlichen Syrien und zu Mesopotamien, und es zeugt für den Scharfblick des Gründers Seleucus, daß er gerade diesen Punkt, der ohnehin eine schon von Natur sehr feste Lage hat, für seine Hauptstadt wählte und ihn noch stärker befestigte. Seleucia war nur von der Seeseite her zu erreichen, oder von der Landseite durch einen der drei cilicischen Pässe, welche durch das Amanusgebirge führen und leicht vertheidigt werden können. Wir wollen hier beiläufig erwähnen, daß auch Napoleon der Erste diese schöne Bay von Antiochien und die Mündung des Orontes in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen wußte. Er hatte 1811 im Hafen von Toulon eine Flotte ausgerüstet, welche gerade bei Seleucia Truppen an's Land setzen sollte; Vincent Germaine war nach Antiochia vorausgeschickt worden, um sie in Empfang zu nehmen. Aber statt den Zug von Suedijeh an den Euphrat und nach Indien zu unternehmen, und Bassora in ein französisches Hauptquartier umzuwandeln, was in Napoleon's Plane lag, ging er nach Moskau. Der Hafen ist seit vielen Jahrhunderten sich selbst überlassen geblieben; schon in den Zeiten der Kreuzzüge, als die Pisaner dort Vorräthe für Tancred landeten, als dieser Antiochia belagerte, war er an einigen Stellen versandet; trotzdem ist er auch heute noch der beste und am meisten geschützte in Syrien, und alle englischen Seefahrer, welche ihn untersucht haben, erklären, man könne ihn mit geringem Kostenaufwande in einer Weise herstellen, daß er nichts zu wünschen übrig lasse. Man braucht

nur zu baggern, nicht wie bei den offenen, unsicheren und seichten Rheden von Suez und Pelusium meilenweite Mauerdämme in's Meer hinauszubauen, um möglicherweise Surrogate eines guten und natürlichen Hafens zu schaffen. Ohnehin sind Umgegend und Hinterland fruchtbar; und ist Seleucia einmal Anfangspunkt der Euphratbahn, so kann es nicht ausbleiben, daß es in nicht gar langer Zeit sich zu der Wichtigkeit von Beirut, vielleicht auch zu jener Alexandrias emporarbeitet; denn alle Bedingungen dazu sind gegeben.

In diese schöne Bucht mündet der Orontes, an welchem, etwa acht Wegstunden von Suedieh entfernt, Antiochia sich erhebt, die Hauptstadt des Reichs der Seleuciden und auch unter den Römern Capitale von Syrien. Die Viertelmillion Einwohner ist in dem heutigen Antakijeh auf kaum zwanzigtausend Seelen herabgesunken, aber die gesunde Luft und der üppig fruchtbare Boden sind geblieben, und auch dieser Platz wird durch eine Euphratbahn zu neuer Blüthe gelangen, ohne dem nur zwanzig Stunden entfernten Aleppo Abbruch zu thun, das schon jetzt an hunderttausend Einwohner zählt und als das wichtigste Emporium Syriens zu betrachten ist.

Wir müssen in Verbindung mit der Euphratbahn noch des Telegraphen erwähnen, der neben Dampfschiff und Dampfwagen in der großen Dreiheit der neueren Verkehrsmittel nicht etwa den geringsten Factor bildet. Europa ist mit elektrischen Drähten überspannt, und die Maschen des großen Netzes vervielfältigen wir in jedem Monat; sie reichen bereits nach Asien und Afrika hinein, und Ostindien hat dergleichen schon in einer Länge von mehr als zweitausend Wegstunden. Der Versuch, die westliche und die östliche Erdhalbe mit einander zu verbinden, ist vorläufig, aber sicherlich nicht auf lange Zeit hinaus, mißlungen. Im mittelländischen Meere hat die Turiner Regierung einen unterseeischen Telegraphen von Spezzia über Corsica nach

Sardinien geführt, und die Telegraphencompagnie des Mittelmeeres will diese Linie bis Malta und von da nach Korfu fortsetzen. Es handelt sich dann darum, dieselbe auf irgend eine zweckmäßige Art bis nach Aegypten fortzuführen, oder, wozu Oesterreichs Regierung die Hand geboten, von Ragusa, bis wohin bereits die Drähte reichen, nach Korfu und weiter nach Aegypten. Da es sich vorzugsweise für England darum handelt, mit Indien in unmittelbare und rasche Verbindung zu gelangen, so fragt sich, wie man den Indus mit dem Telegraphen erreichen könne. Es wird mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden sein, den Draht von Suez bis Aden, dem rothen Meere entlang, in einer Strecke von vierhundert deutschen Meilen auf der zum großen Theil wüsten arabischen Westküste entlang zu legen, und dann weiter, abermals in einer nicht geringen Länge, ihn an der Südküste Arabiens bis zum östlichen Vorsprunge derselben, dem Ras el Hadd. Wer kann auf dieser sechszehnhundert Wegstunden betragenden Strecke die Controle führen? und wo wäre auch nur für eine Stunde Sicherheit gegen Beschädigung oder Vernichtung? Vom Vorgebirge el Hadd wird man ihn dann weiter in's Meer versenken müssen. Uns will nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände bedünken, daß ein Draht von Corfu über Candia, Cypern und Seleucia, und von dort über Kalaat Djaber den Euphrat entlang, oder im Strome selbst, bis Bassora, unbedingt weit weniger Unsicherheit darbietet, ganz abgesehen davon, daß diese ganze Strecke viel kürzer ist. Sie läßt sich allerwärts unter Controle halten, denn sie liegt im Reiche des Sultans, in ganz Arabien dagegen würde der Telegraph gleichsam vogelfrei und jeden Augenblick den Nomaden preisgegeben sein. Auch fände er dort keinen Platz von Belang, während er am Euphrat und in Syrien durch eine lange Reihe von Städten laufen würde. Der Sultan kann die einzelnen Stationen unter seinen Schutz stellen, und wenn die Engländer mit den ohnehin ihnen theilweise befreun-

deten Scheichs in Mesopotamien und Babylonien Verträge schließen und sich zur Zahlung einer Jahressumme verstehen, so werden ihre Drähte sicherlich unangetastet bleiben. In welcher Weise sie dieselben nach Karratschi in Indien weiter führen wollen, können wir nicht wissen; eine genaue Prüfung muß ergeben, ob sie ihn im persischen Golf und im Busen von Oman unter See oder an den Gestaden Südpersiens und Beludschistans zu legen haben. Auf jeden Fall handelt es sich um ein kolossales Unternehmen, bei welchem ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden sein werden, als auf der submarinen Steppe zwischen Valencia in Irland und St. Johns auf Neufoundland. Aber England ist, in Anbetracht seiner gegenwärtigen und künftigen Lage, in die Nothwendigkeit versetzt, die europäischen Telegraphen mit jenen in Indien zu verbinden, welche bereits von Calcutta bis nach Peschawer an den Eingangspforten Afghanistans in Thätigkeit sich befinden und erheblichen Dienst leisten, die Technik wird zeigen müssen, was sie zu leisten vermag. Hier handelt es sich um die Lösung einer Aufgabe, bei welcher der Kostenpunkt nur eine untergeordnete Wichtigkeit in Anspruch nehmen kann.

Wir berühren zum Schluß noch die politische Seite, welche die Euphratbahn darbietet, die wir aber seither mit Absicht nur leicht angestreift haben. Lord Palmerston besorgt, daß ein Suezkanal dazu beitragen werde, Aegypten von der Pforte abzureißen oder unter französische Herrschaft zu bringen. Gegen beides würde indessen das gesammte Europa seinen Einfluß geltend zu machen haben, weil ein so wichtiges Passageland nicht einer Macht anheimfallen darf, welche ohnehin unter allen Staaten die beträchtlichste Flotte auf dem mittelländischen Meere unterhält, und außerdem schon nicht nur eine beträchtliche Strecke Nordafrikas sich angeeignet hat, sondern auch in Tunis einen hervorragenden Einfluß zu gewinnen trachtet, und von dort aus die Straße controliren möchte, die den westlichen Theil jenes

großen intercontinentalen Binnenbeckens mit dem östlichen verbindet. Aber Malta reicht hin, um Tunis zu neutralisiren, und eine französische Flotte, welche den Kanal benützen wollte, um durch denselben nach Indien zu fahren und dort Truppen zu landen, würde dreimal gleichsam Spießruthen laufen müssen, bevor sie dann, und jedenfalls bis zur Unwirksamkeit abgeschwächt, also dem Feinde preisgegeben, ihren Bestimmungsort zu erreichen vermöchte. Im Mittelmeer selbst könnte ihr ein englisches Geschwader von Malta und den jonischen Inseln aus ein zweites Abukir bereiten; jedenfalls würde sie den Kanal nicht unangefochten und unbeschädigt erreichen. Sie hätte dann in das rothe Meer zu fahren und könnte, falls Frankreich sich im Besitze Aegyptens befände, allerdings in dasselbe hineinsteuern, aber es wäre die Frage, wie sie aus demselben wieder herauskommen wollte. Denn in der Bab el Mandeb ist das Eiland Perim nun im Besitze der Engländer, welche dort jeden Ausgang sperren können. Aber auch angenommen, die französische Flotte sei glücklich genug, diese „Todespforte" zu forciren, so bliebe beim Auslaufen in den indischen Ocean immer noch Aden übrig, von wo die Ausfahrt in dieses Meer unbedingt beherrscht wird. Zuletzt hätte dieselbe Flotte dann noch in Indien eine vierte Probe beim Landen der Kriegsvölker zu bestehen, und eine fünfte stände auf den Schlachtfeldern bevor.

Ein Seezug der Franzosen nach Indien über Suez würde demnach unter allen Umständen gefährlich sein und das Gepräge des Abenteuerlichen an sich tragen. Auch ist nicht zu vergessen, daß England auf demselben Wege, welchen Frankreich benützen würde, seinerseits Schiffe und Truppen nach Indien senden könnte und daß somit für beide Theile ein gleiches Verhältniß in dieser Beziehung gegeben ist. Der Suezkanal wird eine offene Straße für Alle sein, die sie benützen wollen, und den Engländern jedenfalls auch in militairischer Hinsicht nützen. Wäre er schon vorhanden, so hätten sie bei der gegenwärtigen Krisis in Indien

nicht nöthig, ihre Soldaten um Afrika herum zu schicken, sondern könnten sie binnen sechs Wochen an Ort und Stelle schaffen. Durch den Kanal wird Aegypten nicht mehr und nicht weniger unabhängig oder abhängig vom Sultan, wie seither schon, denn daß der Beherrscher der Gläubigen längst aufgehört hat, in politischen Dingen sich selber und sein osmanisches Reich bestimmen zu können, weiß Jedermann. Der Kanal wandelt einen Landweg in einen Seeweg um, er schafft neben einer Eisenstraße durch die Wüste eine fahrbare Wasserstraße von Meer zu Meer. So lange England die See beherrscht, hat es von einem Kanal nichts zu besorgen, und verliert es seine maritime Obergewalt, dann entgehen ihm auch seine Colonien. Politisch hat also England von dem Kanal nichts zu befürchten, und commerciell kann es durch denselben, gleich den übrigen seefahrenden und handeltreibenden Völkern, nur gewinnen, weil die Eröffnung großer Verkehrswege, sobald sie ein Gemeingut Aller werden, dem Ganzen Vortheile bringt. Je mehr Länder dem Handel gewonnen werden, je mehr der Zugang überall erleichtert wird, um so besser. Der Handel bringt Leben, wohin er kommt, und der Suezkanal wird zum Mindesten Abessinien und die afrikanische Ostküste aus ihrer Starrheit reißen, wie die Euphratbahn Syrien, Mesopotamien, Assyrien und Babylonien erwecken muß. Es erscheint, unserer Meinung zufolge, nicht verständig, Euphratbahn und Suezkanal in feindlichen Gegensatz zu stellen. Sie werden freilich in mancher Hinsicht Concurrenten sein, wie viele andere Land- und Wasserstraßen auch; will aber England, das Freihandel auf sein Banner schreibt und selbst seine Küstenschifffahrt freigegeben hat, als Feind des Wettbewerbes auftreten, wo es sich um die Eröffnung eines kürzern Seeweges zwischen Südeuropa und dem fernen Oriente handelt? Je mehr solcher Wege, um so besser. Jeder Einzelne erfüllt seine Aufgabe und seinen Zweck. Der östliche Anfangspunkt der Euphratbahn fällt nothwendig ganz von selbst

dauernd unter englische Controle, und daran möge man in London sich genügen lassen. Was den Anfangspunkt in Syrien und den Suezkanal anbelangt, so hat man sie für unbedingt neutral unter allen Umständen zu erklären, und diese Neutralität unter die Gewährleistung aller europäischen Mächte zu stellen.

Also — Euphratbahn und Suezkanal.

Die Russen und die Engländer in Innerasien *).

I. Die Wichtigkeit der Festung Herat — Der Gegensatz der russischen und englischen Politik in Centralasien. — Rußlands Plan zur Bedrohung Indiens. Charakter der englischen Herrschaft. — Die Expedition nach dem persischen Meerbusen.

Herat in Chorassan befindet sich in den Händen des Schahs von Persien; England hat eine Kriegsflotte mit Landungstruppen in den persischen Meerbusen gesandt, um dort feste Stellungen zu nehmen; Rußland schickt sowohl aus seinen kaukasischen Landen wie von Astrachan an der Wolga Truppen an das südliche Gestade des kaspischen Sees, und in ganz Innerasien, von der Grenze der Kirgiskaisaken bis zum Indus herrscht große Aufregung. So lauten die jüngsten Nachrichten.

Wir wollen versuchen, die Bedeutung jener Vorgänge klar zu machen, und dem Leser einen Faden in die Hand zu geben, an welchem er sich in einem wirren Labyrinthe zurecht finden kann. Nachdem wir die Stellung der beiden Großmächte zu einander geschildert haben, zeigen wir, worauf es bei dem Kampf

*) Diese Betrachtungen sind in der letzten Woche des Jahres 1856 geschrieben worden. Ich ändere nichts an denselben, weil die hier erörterten Belange und Gegensätze nicht vorübergehend, sondern dauernd sind. Sie liegen in den Verhältnissen selbst.

um Herat ankommt, erörtern die Politik der Engländer in Persien, weisen nach, wie im Fortgang der Geschichte der Zaar in Asien immer mehr Boden gewonnen und den Schah gewissermaßen in die Stellung eines Halbvasallen gebracht hat. Wir lassen endlich Streiflichter auf das eigenthümliche Leben und Treiben der Afghanen fallen, und legen dar, wie das Streben, eine politische Oberherrschaft zu begründen, Hand in Hand geht mit dem Trachten nach Erringung einer Suprematie im Handel. Es wird sich herausstellen, welche Rolle bei alle dem die großen Verkehrswege zu Land und See spielen, und wie beide Gegner danach trachten, sie unter ausschließliche Controle zu bringen. Den Leser ersuchen wir, gute Karten zur Hand zu nehmen, ohne welche er sich nur schwer zurecht finden wird*).

Bei dem Streit um Herat handelt es sich viel weniger um Perser und Afghanen als um das Uebergewicht Großbritanniens oder Rußlands. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Tragweite der Ereignisse und der Bestrebungen in Centralasien. Nachdem beide Großmächte, deren Besitzungen den Erdball umspannen, und die in Nordwestamerika sich als Grenznachbarn berühren, ihren Kampf in Europa vorläufig zu einem Abschlusse gebracht haben, setzen sie den Krieg verdeckt und unter neuen Gestalten im Innern eines andern Erdtheils fort. Denn ihre Interessen stoßen unablässig gegen einander, seitdem ihre mittelbaren oder unmittelbaren Berüh-

*) Wir empfehlen die dritte und vierte Lieferung des Atlas von Asien, zu Ritters Allgemeiner Erdkunde. Alle diese Blätter sind Musterwerke wissenschaftlicher Kartographie von der Meisterhand Heinrich Kieperts. In jenen Lieferungen sind unter anderm enthalten die Uebersichtskarte von Iran, Westpersien, Turan, die Euphrat- und Tigrisländer (Berlin 1854). Für einen allgemeinen Ueberblick genügt Kieperts Generalkarte des türkischen Reiches in Europa und Asien (Berlin 1855).

rungen so häufig geworden sind. In Asien drangen Moskowiter und Angelsachsen von entgegengesetzten Himmelsstrichen her gegen einander vor, und heute werden ihre Besitzungen nur noch durch die geographische Region zwischen dem kaspischen See und dem obern Indus geschieden, durch einen Theil von Turan und das altiranische Culturland. Als eine trennende Schranke erhebt sich der schneebedeckte Paropamisus, der Hindukusch, an welchem einst auch der macedonische Alexander stand. Im Norden desselben gilt heute russischer Einfluß, im Süden weiß England sich geltend zu machen. Beide Mächte schieben andere Völker vor. Nach der westlichen Seite hin, in Iran, ist das Land eine von grünen Oasen durchsprengte Wüste, welche bis an den Fuß der Gebirge reicht.

Im Mittelpunkte jener Scheideregion, hart an der Grenze, wo afghanisches und persisches Gebiet zusammenstoßen, liegt Herat. Diese Festung, zugleich einer der wichtigsten Knotenpunkte des innerasiatischen Karawanenhandels, dehnt sich in einem fruchtbaren reichbewässerten Thale hin, und erfreuet sich eines milden Klimas. Dort erfrischen sich die Reisenden, welche in jener Oase eine Fülle von Lebensmitteln finden; sie ist ein bequem gelegener Sammelplatz für die Kaufleute, ein Mittelpunkt, gleich weit entfernt von Kerman und Yezd, von Mesched und Buchara, von Balch und Kandahar, und Mitte Wegs zwischen dem kaspischen See und dem Indus. Dieses Herat ist in militärischer Hinsicht ein Schlüssel, welcher die Straße nach Indien eröffnet, denn von dort ab ist sie frei bis Kandahar im Afghanenlande; sie ist vom Norden her überhaupt die einzige, auf welcher ohne übergroße Mühe und Gefahr schweres Geschütz bis vor den ebengenannten Platz und von dort weiter an den Indus geschafft werden kann. Dagegen würde auf der mehr östlichen, ohnehin nur drei Monate im Jahre für Karawanen practikabeln Straße, welche von Balch über den Paropamisus nach Kabul führt, die Fortbewegung

eines großen Heeres gegen Süden auf beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, und auch unter möglichst günstigen Verhältnissen einen ungeheuern Verlust an Menschen, Vieh und Rüstzeug gar nicht vermeiden können.

Ueberhaupt führen nur drei mehr oder weniger gangbare Wege von Norden her nach Indien. Die eine, aus den Salz- und Sandsteppen Turans, vom Aralsee nach Chiwa, am Amu Darja (dem Oxus) aufwärts, nach dem großen Stapelplatze Buchara und von dort weiter nach Balch, das noch im Norden des Paropamisus liegt. Wir haben eben angedeutet, daß ein Uebergang hier auf ungemeine Hindernisse treffen würde; diese Richtung kann demnach für große Kriegsoperationen gegen Indien eben so wenig in Betracht kommen, wie die zweite, welche von Orenburg in Rußland, um den Aralsee herum, durch die Steppe der Kirgiskaisaken nach Buchara und Balch führt, von wo aus immer noch der Paropamisus zu überschreiten wäre. Der nächste und zugleich verhältnißmäßig bequemere Weg führt von Astrabad in der südöstlichen Ecke des kaspischen Sees, durch den persischen Theil von Chorassan, nach Herat. In der Nähe von Astrabad hat Rußland längst festen Fuß gewonnen; es steht in seinem Belieben, diesen Platz jeden Augenblick zu besetzen, weil der Schah auf dem Salzwasser auch nicht ein einziges bewaffnetes Schiff halten darf.

Ohnehin steht der persische König in Abhängigkeit vom russischen Kaiser; diesem ist es gelungen, auch die Beherrscher der turanischen Staaten, die turkomanischen Chane, in sein Interesse zu ziehen. Chiwa am untern Amu Darja ist thatsächlich unterworfen, und damit der Aralsee, gleich dem kaspischen Meere, ein russisches Binnenbecken geworden. Mit dem Chan von Buchara wurde durch einen Freundschafts- und Handelsvertrag ein gutes Einvernehmen hergestellt, und somit der russische Einfluß bis Balch ausgedehnt und gesichert. Dieser Punkt gehörte einst zum afghanischen Reiche, und wurde, als

dieses in Trümmer zerfiel, vom bucharischen Chan in Besitz genommen. Die Afghanen, gegenwärtig zumeist Englands Verbündete, haben jedoch den Plan einer Wiedereroberung nicht aufgegeben, sondern ihn nur vertagt; der Chan ist ihr Gegner und Rußlands Freund.

Aber die bei weitem wichtigste Position ist und bleibt Herat, weil es den Eingang zu Afghanistan, diesem Vorhof Ostindiens, eröffnet. Rußland kennt ohne Zweifel alle Schwierigkeiten, welche überhaupt einem Vordringen gegen Indien im Wege stehen, und ist nicht geneigt, sich gegenwärtig in eine Expedition nach dem Indus hin einzulassen. Aber es behält Eventualitäten im Auge, die früher oder später einmal eintreten können; es will die genannten Punkte dauernd sichern, und zunächst alles Land zwischen dem kaspischen See und Herat möglichst eng an sein Interesse knüpfen. England hat seine verwundbare Ferse in Indien. Dort grollen die mohammedanischen Fürsten, welchen die große Handelscompagnie erst die Herrschaft brach, und gleich nachher die Länder nahm. Dieses mißvergnügte, unruhige, unter Umständen höchst gefährliche Element bedarf strenger Ueberwachung.

Nachdem in Europa die Westmächte den Krieg gegen Rußland begonnen hatten, beabsichtigte Kaiser Nicolaus eine umfassende Diversion in Asien; er entwarf den Plan, Indien zu bedrohen. An die Spitze des allerdings kühnen und weitschichtigen Unternehmens wollte er den vielfach erprobten, mit allen Verhältnissen Innerasiens genau vertrauten General Perowski stellen. Eine beträchtliche Anzahl von Kerntruppen, schon an Krieg und Klima in Turan gewöhnt, sollten auf der kaspischen Flottille von Astrachan nach Rescht in Ghilan gebracht werden und von dort, gemeinschaftlich mit einer persischen Hilfsarmee gegen Herat vorrücken. Bis dahin standen dem Zuge keine Hindernisse im Wege, und die Festung selbst, obwohl seit Jahren von englischen Genieoffizieren in bessern Vertheidigungs=

stand gebracht als früher, hätte gegen eine regelrechte Belagerung durch russische Truppen nicht lange sich gehalten; Herat hätte fallen müssen, und damit wäre die Straße bis Kandahar eröffnet gewesen. Von russischer Seite waren mit verschiedenen afghanischen Häuptlingen Verbindungen angeknüpft worden; sie hatten versprochen, sich mit zwanzigtausend Reitern dem Heerzug anzuschließen; über den Soldbetrag, welchen der Zaar für diese Truppen zahlen werde, hatte man sich geeinigt; auch war man übereingekommen, die Beute gleichmäßig zu theilen. Rußland hatte außerdem die Verpflichtung übernommen, den Eroberungen, welche die Afghanen im Pendschab, in dem ehemaligen Königreiche der Sikhs, machen würden, nicht nur keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern dieselben nach Kräften zu fördern. Es weiß genau, wie schmerzlich die Afghanen den Verlust der wichtigen Festung Peschawer empfinden, welche einst in Randschit Singh's Gewalt überging, und nach der Eroberung des Reiches der Sikhs in die Hände der Engländer fiel. Diese legen mit vollem Rechte den höchsten Werth auf den Besitz einer Position, die gegen Norden hin das Pendschab deckt, und andererseits die Straße nach Kabul eröffnet. Im Besitz einer starken Macht ist sie eine Art von Twing-Afghanenland, in den Händen von Verbündeten Rußlands wird sie für Indien bedrohlich. Man sieht, wie heiß es an den Grenzen Englands brennt, paries jam proximus ardet. Auch der Chan der Chiwenzen war vom Zaar für den Heerzug gegen Indien aufgeboten worden; er sollte viertausend Reiter stellen, und außer dem Beuteantheil noch Unterstützung an Geld und freie Weideplätze in der Kirgisensteppe erhalten. Der Fürst von Buchara war gleichfalls ins Einverständniß gezogen, und es handelte sich nur noch um den definitiven Entschluß des Halbvasallen Nassireddin, der sich längst so weit eingelassen hatte, daß Herr von Annitschkow an der Mitwirkung dieses Schahs keinen Augenblick zweifelte. Aber Nassireddin wurde

zuletzt schwankend, er sah ein, daß England die Mittel habe und im gegebenen Fall Alles daran setzen werde, ihm seine Südprovinzen zu nehmen. So scheiterte der großartige russische Plan an der Unentschlossenheit des Schahs*).

Seitdem die Politik Rußlands zum Bewußtsein gekommen ist, also von Peter des Großen Tagen an, verfuhr sie in Asien mit bewunderswürdigem Scharfblick; ihr Nachdruck, ihre Ausdauer und Folgerichtigkeit, kurz ihr esprit de suite, hat nur allein ein Nebenstück an jener Politik, welche England in Indien befolgte. Aber der Charakter des Verfahrens der beiden großen Nebenbuhler ist durchaus von einander verschieden. Rußland steht in Asien wesentlich als Herr seines freien Willens da, unterliegt eben so wenig äußerm Zwang als innerer Nöthigung, kann wählen oder verwerfen, ganz wie es seinem Interesse entsprechend ist. England dagegen hatte keine freie Wahl mehr, nachdem es einmal den Schauplatz in Indien betreten und auf demselben vielfach sich eingelassen. Eine Verwickelung brachte die andere, eine verhängnißvolle und unabweisbare Nothwendigkeit trieb immer weiter vorwärts; nachdem die Kugel einmal im Rollen war, vermochte Niemand sie aufzuhalten. So hat England in weniger als achtzig Jahren, von der Zeit an, da seine alten dreizehn Colonien in Nordamerika ihm verloren gingen, die Waffen aus der bengalischen Tiefebene siegreich bis

---

*) Die ersten Nachrichten über diese russischen Pläne brachte die Oesterreichische Zeitung vom 20. Mai 1856 in einer Correspondenz, welche datirt war: Petersburg, 12. Mai. Man ist in Wien über die Angelegenheiten Persiens sehr wohl unterrichtet; österreichische Offiziere haben seit Jahren einzelne persische Truppentheile eingeübt; aber im Herbste 1856 sind sie, in Folge russischer Wünsche, vom Schah verabschiedet worden. So wirkte der Zwist über Bolgrad und die Besetzung der Donaufürstenthümer bis nach Teheran und Herat. An die Stelle der österreichischen Exerciermeister sind nun russische (und seit einiger Zeit französische) getreten.

in den Himalaya, bis über den Indus nach Kabul, Kandahar, Dschellalabad und in die einst glänzende Hauptstadt Sultan Mahmud's, des Gaznaviden, getragen. Es hat, auf der andern Seite des bengalischen Meerbusens, das Birmanenreich zertrümmert, und nach zwei glücklichen Kriegen einen großen Theil desselben seinen Besitzungen einverleibt.

Aber die Angelsächsische Herrschaft bildet kein Ganzes mit organischem Zusammenhang; dieses indische Reich besteht aus einem wunderbar mannigfaltigen, vielfarbigen Conglomerat verschiedenartiger Bestandtheile, denen jedes Bewußtsein von Zusammengehörigkeit abgeht. Die einzelnen Theile stoßen einander ab in Religion, Sitte, Sprache und durch die Ergebnisse, welche sich im Laufe einer Jahrtausende langen Geschichte ergeben haben. Viele von ihnen haben nichts gemeinsam als die Sonne, welche auf alle herabstrahlt, und die Herrscher, denen sie sämmtlich gehorchen müssen. Unter anderthalbhundert Millionen Asiaten leben kaum hunderttausend Europäer, und diese Gebieter finden keine Art von Sympathieen im Lande; ihre Stütze müssen sie lediglich in ihren Waffen suchen und in der Furcht der Menschen, welche sie durch Kanonen und Bayonette unterworfen haben. In Indien hat man aber die Tage noch nicht vergessen, in welchen das Joch der Engländer dem Lande noch nicht auferlegt war. Im Großen und Ganzen genommen ist, trotz aller Mängel im System und ungeachtet vieler Mißbräuche im Einzelnen, die Herrschaft eines germanischen Volkes über die Völker Indiens für diese selbst ein großer Segen; sie brachte Wohlthaten, welche die Massen seit einem Jahrtausend nicht mehr gekannt hatten: Ruhe und Ordnung, sie stellte das Gesetz an die Stelle der Willkür. Das Volk selbst hat nichts verloren, sondern nur gewonnen; aber schon in der bloßen Thatsache dieser Art von Fremdherrschaft, welche von einem fern entlegenen Lande aus geübt wird, liegt etwas Geschraubtes, Unnatürliches und Unsicheres. Sie kann niemals mit den indischen

Nationen verwachsen, man wird sie jedoch sich gefallen lassen, so lange man muß. Indien ist mit ungeheuren Anstrengungen und Opfern von den Engländern gewonnen worden, es wird aber eine nicht geringere Summe von Thatkraft, Umsicht und Nachdruck erforderlich sein, um das Land zu behaupten. Und behaupten muß England diese Besitzungen in deren ganzem Umfange, davon hängt seine Existenz als politische und commerzielle Großmacht ab; dadurch wird, wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, wesentlich sein Rang als erster Staat der Erde bedingt. Hier wäre jeder Rückgang geradezu verhängnißvoll.

Die inländischen Dynasten und die herrschenden Volksstämme, denen England die Herrschaft genommen, knirschen in ihre Ketten. Zwar der Großmogul, von welchem nur noch ein schwacher Schatten übrig geblieben, hat längst aufgehört, gefährlich zu sein; aber die Maharatten und Radschputen, die Rohillas und Patanen sind noch heute geneigt, jeden Augenblick zu den Waffen zu greifen, die entthronten mohammedanischen Zwingherren haben Glanz und Macht der früheren Tage nicht vergessen. Sie empfinden schwer, daß nicht mehr sie, sondern die Engländer Herrscher sind, und gerade sie haben mehr als einmal in weitverzweigte Verschwörungen sich eingelassen, deren Gefahren nur durch rücksichtslose, blutige Strenge der Engländer abgewandt worden ist. Der tiefe innere Widerwille wird noch Menschengeschlechter hindurch lebendig bleiben, wenn er überhaupt jemals verschwindet. Denn man darf nicht vergessen, daß in Indien zweierlei Civilisationen von durchaus verschiedenartigem Charakter sich schroff gegenüber stehen und sich fortwährend abstoßen; sie lagern heterogen neben einander, und es giebt kein einziges Bindeglied, das sie auch nur äußerlich verknüpfen, geschweige denn innerlich verquicken könnte. An dem starren Kastenwesen der Hindu und dem felsenfesten Prophetenglauben der Mohammedaner sind bis auf den heutigen Tag alle Missionsbemühungen wirkungslos abgeprallt, und unbe-

fangene Beobachter sprechen die Ueberzeugung aus, daß auch in Zukunft andere Ergebnisse schwerlich erwartet werden dürfen.

England hat in Indien eine unbequeme Stellung, aber im Lande selbst und aus demselben heraus, drohet ihm keine Gefahr mehr, der es nicht mit seiner gewaltigen Uebermacht gewachsen wäre; sie kann nur verhängnißvoll werden, wenn vom Norden her eine große auswärtige Macht planmäßig, mit unablässigem Nachdruck Hebel gegen Indien ansetzt, und zu geeigneter Zeit mit den Mißvergnügten gemeinschaftliche Sache macht, die gerade im Norden des Landes am zahlreichsten sind. Und dorthin hat sich in unseren Tagen der Schwerpunkt des indischen Reiches gerückt, seitdem nach der Eroberung von Sindh und nach Beseitigung der dortigen Emire, 1843, und nach Einverleibung des Pendschab, 1849, der Indus nicht mehr die Grenze bildet, sondern diese bis Peschawer, und darüber hinaus vorgeschoben worden ist. Von nun an wird England durch alle innerasiatischen Angelegenheiten unmittelbar berührt; es hat sich, theilweise wider seinen eigenen Willen, weiter ausdehnen müssen. Und diese Expansion ist, wie die neuesten Ereignisse zeigen, immer noch nicht zu Ende, und wir begreifen vollkommen, weshalb Londoner Blätter sogar auf eine Einverleibung von Herat drangen, welche übrigens in jedem Falle zu unabsehbaren Weiterungen führen müßte. Man sollte in keinem Falle das afghanische Zwischenland überschreiten, das, durch eine kluge Politik, in unabhängigem Zustande stets für die englischen Interessen nutzbar gemacht werden kann, und als Vormauer Indiens von unschätzbarem Werth ist. Allerdings erscheint das Dilemma, welchem England gegenüber steht, in hohem Grade schwierig, und vielleicht ist auch diesmal wieder die Wahl nicht mehr frei, sondern der Fortgang der Begebenheiten wird eine zwingende Gewalt üben.

Wir haben weiter oben die Bedeutung der Festung Herat, die nun in persische Hände gefallen ist, nicht etwa übertrieben.

Zum Beleg mag hier ein Schreiben aus Calcutta stehen, das wir in der Times vom 2. Januar 1856 fanden; es ist in hohem Grade bezeichnend: „Manche Politiker hier in Indien sind der Ansicht, daß ein Einschreiten in Persien von unserer Seite lediglich eine Frage der Zeit sei. Jede Macht ersten Ranges, welche sich im Besitze von Herat befindet, kann eine Armee durch Afghanistan nach Peschawer werfen. Sie wird vielleicht von den Bergvölkern angegriffen, sie mag einen Theil ihres Gepäckes einbüßen und manche Kanonen verlieren, aber sie wird nach Indien gelangen und schon ihre bloße Ankunft haben wir zu fürchten. Die unruhigen Muselmänner im Norden würden mit Freuden Alles und Jeden begrüßen, der ihnen auch nur einen Wechsel der Herrschaft brächte. Und käme eine von russischen Offizieren angeführte persische Armee, so möchte wohl die Aufregung dermaßen anwachsen, daß sie unserer Herrschaft im höchsten Grade Gefahr brächte. Freilich würden die Eindringlinge vernichtet werden, bevor sie nur den Indus überschreiten können; inzwischen würde es aber unsere Aufgabe sein, Nordindien wieder zu erobern. So urtheilen hier Leute, deren Ansicht von Belang ist. Wir müssen den Schah zwingen, von Herat abzulassen, und können es ohne Schwierigkeit; wir haben Schiffe, Soldaten und Kanonen auf der Bombayseite genug, um sechs Wochen nach Befehl 15,000 Mann nach Abuschehr zu werfen. Der Schah hat einer solchen Streitmacht nichts entgegen zu stellen; er besitzt kein Fußvolk, welches den Bayonetten unserer Sipahis zu widerstehen vermöchte, keine Reiterei, welche Oberst Jacob mit seinen Rossen aus Sindh nicht niederstampfen könnte wie ein Kornfeld. Der Schah muß nachgeben, und Herat dem bisherigen Gebieter wieder verabfolgen. Dieser letztere hat in Asien dieselben Verrichtungen, wie in Europa der Sultan; er ist im Besitz einer Stadt, die von viel zu

hoher Wichtigkeit ist, als daß sie in den Händen einer Macht sein dürfte, welche ihre Bedeutung geltend machen könnte. Der Schlüssel von Centralasien darf nicht in die Hände des russischen Kaisers fallen."

Dieser merkwürdige Brief, der vor länger als einem Jahre geschrieben ist, wurde damals, so viel uns bekannt, von der deutschen Presse nicht beachtet. Aber in ihm war der Gang präcisirt, welchen die indische Regierung zu nehmen hatte. Acht oder neun Monate später ging eine Expedition gegen Persien ab. Sie besteht, ausschließlich der Matrosen und Seesoldaten, zunächst aus 11,000 Mann Fußvolk, 1200 Reitern, 15 Kriegsdampfern und mehr als 30 Transportschiffen. Sie fuhr in den persischen Meerbusen, um den Handelshafen Abuschehr und die Insel Karrack zu besetzen; weitere Verstärkungen sollen folgen, sobald sie erforderlich werden, und die Verbindung mit Bombay wird durch eine Anzahl von Dampfern unterhalten.

II. Der persische Meerbusen und das Paschalik Bagdad. — Die Verkehrswege nach Indien und die Bedeutung Mesopotamiens. — Die Euphratbahn und die Expedition der Engländer gegen Südpersien. — Die Armenier, der Imam von Maskat, der Hafen Abuschehr und die Insel Karrack.

Durch den Seezug der Engländer nach der Südküste Persiens, geräth der Schah ins Gedränge; er wird sich Rußland völlig in die Arme werfen müssen, wenn er nicht mit einem Schlag alle bisherigen Erfolge in Chorassan ohne Weiteres aufgeben will. Denn England kann die Waffen nicht niederlegen, so lange Herat den Afghanen vorenthalten bleibt, und vielleicht wird es Karrack nicht wieder räumen. Diese Insel hat durch die Umgestaltung in den Verkehrsverhältnissen, und durch die Wendungen, welche die große Politik in unseren Tagen genommen, eine gegen früher ungemein gesteigerte Wichtigkeit erhalten.

Als die Ueberlandpost durch Aegypten und die regelmäßige Dampfschifffahrt auf dem Rothen Meere hergestellt war, fand sich bald eine Veranlassung, den arabischen Platz Aden in Besitz zu nehmen. Es ist seitdem in ein zweites Gibraltar verwandelt worden, beherrscht den Eingang zum arabischen Golf, somit die Pforten der Eisenbahn wie des projectirten Kanals von Suez, und das weite persisch-arabische Meer. Karrack ist bestimmt, das Aden des persischen Golfes zu werden, und gewinnt für England eine um so größere Wichtigkeit, nachdem dieses seine früheren Pläne zur Beschiffung des Euphrat durch Dampf wieder hervorgesucht hat, und zugleich diesem Strom entlang einen Schienenweg zu legen gedenkt. Diese Bahn kam aufs Tapet, als Rußland ernstlich die Absicht zeigte, seine beiden Hauptstädte durch eine Eisenstraße mit dem kaspischen See zu verbinden, überhaupt ein ausgedehntes System von Verbindungswegen im Innern zu schaffen, durch welche es künftig in den Stand gesetzt wird, seine Streitkräfte rasch an jeden beliebigen Punkt zu werfen. England erachtet eine Bahn nach den Wolgamündungen bedrohlich für sein Indien, und Persien wenigstens wird jedenfalls die Folgen einer solchen verspüren. Durch die Euphratbahn soll einer Wolgabahn ein Paroli gebogen werden. Die Mündungen des Schat el Arab, welche von Genieoffizieren der Bombayarmee schon 1829 genau erforscht und aufgenommen wurden, müssen nothwendig in volle Abhängigkeit von England gebracht werden, und gerade zu diesem Zwecke ist Karrack unschätzbar. Niemand kann mit Gewalt die Besitznahme wehren oder stören, oder die Insel den Engländern wieder abnehmen.

Auch in Südpersien und in den Euphratländern sind die Verhältnisse ungemein verwickelt. Das Reich des Schahs ist in tiefem Verfall und ohne bindenden Kitt, der das Ganze zusammenhielte; der Süden und Westen steht zu ihm in einer nur bedingten Abhängigkeit. Die kurdischen Stämme, die

Bewohner von Luristan, die Bachtyaris, und was von altpersischem Element sich bis auf unsere Tage herab erhalten hat, tragen das Joch des Schahs, eines Turkomanen aus dem Volksstamm der Kadscharen, nur mit Widerwillen, und die zahlreichen Nomaden arabischer Abkunft, welche im Küstenlande von der Mündung des Euphrat weit nach Osten hin umherziehen, stellen weder Mannschaft zum Heere des Schah, noch zahlen sie ihm Tribut. In allen diesen Gegenden macht der Mißmuth sich häufig in Aufständen Luft, und England hat gerade dort schon vor zwanzig Jahren manche Häuptlinge in sein Interesse gezogen. Einzelne sind als „persische Prinzen“ auf Kosten der indischen Compagnie nach London gereist, um dort Großbritanniens Macht und Größe ganz in der Nähe bewundern zu können. England verfährt im südwestlichen Persien genau wie Rußland im nördlichen Iran und in den Ländern der Turkomanen; das letztere ladet gleichfalls Häuptlinge nach St. Petersburg ein, wo sie jeder großen Heerschau beiwohnen, mit Aufmerksamkeit behandelt und mit Geldspenden beschenkt werden.

Jeder Schah hegt den Wunsch, seine Westgrenze bis nach Mesopotamien hinein vorzurücken, und das türkische Paschalik Bagdad zu erwerben, auf welches Persien seit langer Zeit Ansprüche erhebt. Aber auch hier, wie in Bezug auf Herat, schiebt England allemal einen Riegel vor, während die russische Politik den Schah bis an den Tigris und Euphrat vorzudrängen trachtet. Zur Zeit des türkisch-ägyptischen Kampfes, im Jahre 1840, begann Persien den Krieg gegen den hartbedrängten Sultan, unter ausdrücklicher Billigung des Kaisers Nikolaus. England war damals in den afghanischen Streit verwickelt, hatte überhaupt alle Hände vollauf zu thun, und mußte den Dingen eine Zeitlang ihren Lauf lassen. Aber es rettete der Pforte nicht nur Syrien, sondern auch Bagdad und den Schat el Arab, und handelte dabei entschieden auch in seinem eignen Interesse.

Wir wollen hervorheben, daß allemal in Krisen, bei welchen es sich um den Fortbestand des osmanischen Reiches handelt, auch der Euphrat und Herat eine Rolle spielen. Beim Ausbruch des Kampfes zwischen Rußland und den Westmächten zog der König von Persien ein Heer bei Kermanschah zusammen, und war geneigt, gegen das unweit entfernte Bagdad am Tigris zu rücken; nur Drohungen Englands zwangen ihn damals, in einer widerwilligen Neutralität zu verharren, und den Sultan in Mesopotamien unbehelligt zu lassen. Rußland mußte hier auf eine Diversion ebensowohl verzichten, wie auf den früher erwähnten Plan zur Bedrohung Indiens. Aber man sieht, daß jedesmal der Schah in Bewegung gesetzt wird, sobald der russische Adler und der englische Leopard einander Kralle und Pranke zeigen; zunächst muß er sich dann in Chorassan rühren.

Als 1836 Herat durch die Perser bedroht war, machte England Ernst, um einen kürzern Weg nach Indien zu gewinnen. So erhielt die Straße durch Aegypten und das rothe Meer ihre große Bedeutung für die Weltverhältnisse; der Transit durch das alte Land der Pharaonen wurde geregelt. Aber er war nicht unter allen Umständen sicher, er konnte einmal, wenigstens vorübergehend, unter die Controle einer feindlichen Macht fallen, und Frankreichs Bemühungen, in Aegypten vorwiegenden Einfluß zu behaupten, haben seit Napoleons Tagen keinen Augenblick aufgehört. Ein einziger Weg nach Indien reichte nicht aus, und ein zweiter ließ sich nur durch Syrien und Mesopotamien, ganz im Gebiete des befreundeten Sultans, herstellen. Aber Syrien war noch im Besitze des Vicekönigs Mehemed Ali, und also dieser Herr beider Straßen. Englands Interesse gebot, ein selbstständiges und mächtiges Reich in Vorderasien und Nordafrika, dessen Kern Aegypten gewesen wäre, unter keiner Bedingung emporwachsen zu lassen. Der Satrap, welcher in Alexandria eine starke Kriegsflotte ausgerüstet hatte,

und dessen Flagge auch in den arabischen Häfen am rothen Meer wehete, sollte um keinen Preis seine Macht behalten; ohnehin arbeiteten seine Bemühungen, den Sultan zu schwächen, Rußlands Plänen in die Hände. Aus allen diesen Gründen nahm England so entschieden Partei für die Pforte, half den Vicekönig in sein Vasallenverhältniß zurückzudrängen und aus Syrien zu vertreiben, von dessen Hafenplätzen und Handelsstädten die Wege zum Euphrat führen. Außerdem wurde der bekannte Handelsvertrag zwischen Großbritannien und dem Sultan abgeschlossen, welcher alle Monopole aufhob, die seither dem Pascha Geldmittel an die Hand gegeben hatten, um zugleich ein starkes Landheer und eine Kriegsflotte zu unterhalten. Damit war die Macht Mehemed Ali's gebrochen; zugleich eröffneten die Engländer sich Syrien und den Zugang zum obern Euphrat. An die Mündung desselben hatten sie Kriegsschiffe geschickt.

Mesopotamien und den Euphrat fassen die Engländer bereits seit Anfang unsers Jahrhunderts scharf ins Auge; sie sind mit dem Lande genau bekannt, und die berühmte Expedition des Obersten Chesney in den Jahren 1835 und 1836 bewies klar, welch hohen Werth sie schon damals auf jene Gegenden legten. Sie landeten im April an der syrischen Küste, schafften alle Baustoffe für die Fahrzeuge sechszig Wegstunden weit über Land bis nach Bir am Euphrat, setzten dort die eisernen Schiffe zusammen*), traten dann im folgenden Jahre die Reise an, gelangten im Sommer bis nach Bassora, befuhren nachher auch den Tigris, und den Karun, welcher den

*) Im Alterthum hatten die persischen Könige den Verkehr zwischen Indien, durch die Euphratländer, und Vorderasien gestört. Alexander wollte ihn in großartigem Maßstabe wieder herstellen; er ließ Schiffe zu Lande aus Phönicien nach Thapsacus bringen, und von da auf dem Euphrat nach dem persischen Meerbusen fahren. Chesney's Vorgänger war also der große macedonische König!

Zugang nach der persischen Provinz Chusistan eröffnet. Bei diesem kühnen und gewagten Versuche wurden Handelsgründe vorgeschoben, es ist aber ausgemacht, daß die Engländer nicht blos neue Absatzmärkte für ihre Gewerbserzeugnisse suchten, sondern daß ihre Hauptmotive politischer Art waren. Wir ersehen das klar aus der bekannten Denkschrift, welche Oberst Chesney über die Vertheidigungsmittel gegen Rußland veröffentlichte, und die ihrer Zeit so großes Aufsehen gemacht hat.

Man merke wohl, daß diese Euphratexpedition in eine Zeit fällt, da Herat von den Persern erst bedrohet, dann belagert wurde, daß gerade damals, 1837, die Engländer Aden in Arabien besetzten, und Mehemed Ali mit seinen Bestrebungen, ein unabhängiges Reich zu gründen, deutlich hervortrat. Die Engländer wiederholten ihre Versuche, den Euphrat zu befahren 1840 und 1841, als sie in Afghanistan und die Türken mit Aegypten Krieg führten. Anfangs waren die Bemühungen mißglückt, aber man ließ sich nicht abschrecken, sondern setzte das allerdings schwierige Unternehmen mit zäher Ausdauer fort, bis es gelang. Im Jahre 1841 wurde der Euphrat bis Bir hinauf mit Dampfern beschifft, also bis zu der Stelle, an welcher einige Jahre früher Chesney seine Fahrt zu Thal begonnen hatte. Von Bir aber hat man nur wenige Tagreisen bis Aleppo in Syrien.

Die Verhältnisse Mesopotamiens sind eigenthümlicher Art. Im Norden des Landes hausen Kurden, südlich von ihnen streitbare Araber, welche den Haupttheil der Bevölkerung im Paschalik Bagdad bilden. Den türkischen Sultan erkennen sie als Oberherrn an, aber sie stehen zu ihm in einer nur lockern Abhängigkeit, etwa in ähnlichen Verhältnissen wie ihre Stammgenossen im persischen Küstenlande vom Schah. Einen Zwang, wie er gewöhnlich auf den osmanischen Provinzen lastet, ertragen sie nicht, und der Sultan muß sie schonen, weil sie Hüter gegen Persien sind, dessen Gebiet hier

durch keine bestimmte Grenze in der Wüste bezeichnet wird. Alle diese Umstände hat die englische Politik in ihre Berechnungen gezogen, und stets in Konstantinopel darauf hingewirkt, daß bei der Ernennung zur Stelle eines Pascha von Bagdad mit Umsicht verfahren wurde. Die Persönlichkeit dieses Statthalters muß allemal den Briten genehm sein, und sie haben es nie an Beweisen von Aufmerksamkeit oder an Geld fehlen lassen, um ihn sich zu verbinden. Sie selber halten Residenten zu Bagdad und zu Bassora, und haben gleichzeitig, um Persien genau zu überwachen, einen politischen Agenten zu Abuschehr. Von Bassora aus, wo für den englischen Handel Begünstigungen ausgewirkt sind, unterhält der Resident Verbindungen mit arabischen Scheichs, von welchen jene der Montefik und Schahab die mächtigsten sind.

Die Bedeutung der Araber stieg, als unweit der Mündung des Schat el Arab, — so heißt der Strom unterhalb der Vereinigung des Tigris mit dem Euphrat — eine neue Handelsstadt erwuchs, durch welche Bassora, früher der einzige Stapelplatz für die unteren Euphratgegenden sich beeinträchtigt sah. Aus den persischen Gebirgen, durch Chusistan, strömt der Eulaeus der Alten, welcher jetzt Karun heißt, auf seinem untern Lauf in paralleler Richtung mit den Schat el Arab in den Golf; durch einen Kanal hängt er mit dem Hauptflusse zusammen, und die auf solche Weise gebildete Deltainsel führt den Namen Mahersi. An jenem Kanal gründete vor mehr als dreißig Jahren ein Häuptling der Schahab den Ort Mohammera, in einer für den Verkehr sehr günstigen Oertlichkeit, und der Handel gelangte rasch zur Blüthe, weil er mit nur mäßigen Abgaben belegt war, während die Zolleinnahmen in Bassora sich verminderten. Die türkischen Behörden wollten sich um jeden Preis des ihnen lästigen Mitbewerbs von Mohammera entledigen, begannen Streitigkeiten mit den Arabern, und legten den neuen Stapelplatz lahm. Oberst

Chesney erkannte mit scharfem Blick, wie wichtig derselbe werden könne, und war der Ansicht, daß man ihn statt Bassora's zum Mittelpunkte des Handels in jenen Gegenden machen solle. Es fehlt mir an Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse von Mohammera, aber so viel scheint doch klar zu sein, daß dieser Ort wieder zum Aufschwung gelangen wird, wenn England seine Euphratprojecte durchsetzt. Es hat, wie schon bekannt, auch den Karun befahren lassen, und aller Verkehr, welcher aus und nach Persien diese Handelsstraße benutzt, findet in Mohammera einen Anfangs- oder Endpunkt.

In jenen mohammedanischen Ländern besitzt England eifrige Freunde an den überall zerstreut wohnenden Armeniern, jenem darin eigenthümlichen Volke, daß eine größere Zahl seiner Angehörigen außer Landes lebt, als in der Heimath selbst, und dessen Handelsverbindungen von Leipzig, St. Petersburg, Wien und Venedig bis Schanghai in China reichen. Einen Theil Armeniens, mit dem Kloster Edschmiadsin, der Stadt Eriwan und dem heiligen Berge Ararat, eroberte Rußland von Persien, und befestigte dadurch seinen Einfluß auf eine asiatische Nation, die ihm von großem Nutzen ist. Es erweist ihr große Gunst und sie ist ihm dafür in Europa und Vorderasien so aufrichtig zugethan, daß Viele geneigt sind, in der europäischen Türkei und in Vorderasien jeden Armenier für einen Freund Rußlands zu halten. Im südlichen Persien dagegen und in Mesopotamien sind die armenischen Kaufleute durchgängig warme Anhänger Englands und dessen gewandte Agenten, deren Dienste nicht gering angeschlagen werden dürfen. Während Rußland die Lazareff'sche Anstalt in Moskau zur Erziehung und geistigen Ausbildung armenischer Jünglinge sorgsam pflegt, hat auch England in Calcutta ein armenisches Collegium mit Buchdruckerei angelegt, und sich nicht ohne Erfolg, zumal mit klingenden Gründen, bemüht, diese Handelsleute für seine Pläne zu gewinnen. In Mesopotamien sind die Armenier als Ver-

mittler des Handels in gewisser Beziehung in die Spuren der alten Phönicier getreten*).

Zwischen dem syrischen Gestadeland und den Regionen am Euphrat fand schon im hohen Alterthume eine lebhafte Wechselwirkung statt; sie war zugleich commercieller und politischer Art. Sowohl die Beherrscher Syriens als jene von Mesopotamien trachteten darnach, die großen Handelswege, auf welchen der Verkehr vermittelt wurde, in Abhängigkeit von sich zu bringen, und in altbiblischen Zeiten waren die handelspolitischen Programme der verschiedenen Staaten nicht minder wichtig und eben so klar ausgeprägt, wie in unseren Tagen. In den jetzt durch die Herrschaft der Türkei tief herabgekommenen, obwohl noch immer produktenreichen Euphratländern, hatten sich früh große Mittelpunkte eines blühenden Culturlebens gebildet; eine schwunghafte Gewerbthätigkeit ging mit einem weit ausgedehnten Handelsverkehr Hand in Hand. In jenen Grenzmarken, wo die arische und semitische Welt zusammenstoßen, wirkten der Zusammenfluß und die vielseitigen Berührungen verschiedener Volksthümlichkeiten in hohem Grade förderlich ein. Dort trafen die Handelsstraßen aus dem hintern und mittlern Asien mit jenen zusammen, die vom mittelländischen Meer ausgingen; sie zogen am Euphrat und am Tigris bis zum persischen Meerbusen hinab, und berührten sich dort mit dem Verkehr aus Südarabien, Ost-Afrika und der Westküste Indiens. Mehr als vier Jahrtausende ist Mesopotamien ein großer Mittelpunkt asiatischer Völkerberührungen geblieben, trotz aller Stürme, welche über

---

*) Die Bedeutung der Armenier für die asiatische Politik Rußlands und die ganz eigenthümliche Weltstellung dieses merkwürdigen Volkes hat August, Freiherr von Haxthausen, noch jüngst in seinem „Transkaukasia, Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Leipzig 1856“, im ersten Theile, vom sechsten bis zum zwölften Capitel, lichtvoll erörtert.

das Land so gewaltig einherbrauseten; erst der Osmane hat durch seine Barbarei hier, seit dem sechszehnten Jahrhundert, Einöden geschaffen. Die großen Städte im Gebiete des Euphrat behaupteten sich lange Zeit als Stapelplätze; Waaren von geringem Gewicht und hohem Werth gingen aus China und Indien über Land durch Mesopotamien bis in die syrisch-phönicischen Häfen, während die schwer in's Gewicht fallenden Artikel den Seeweg durch das Rothe Meer nach Aegypten nahmen. So blieb es bis ans Ende des Mittelalters, wenn auch der alte Glanz längst erloschen war.

Nun trachtet England darnach, neues Leben in jenen Gegenden zu erwecken, wo einst Ninive und Babylon, Thapsacus, Nisibis, Ktesiphon und Charax Spasinu standen, und wo nach ihnen Mosul, Bagdad und Bassora sich erhoben. Noch heute werden die uralten Karawanenstraßen in ähnlicher Weise benutzt wie in den Tagen des Erzvaters Abraham. Aber für den Verkehr der Gegenwart, welcher wesentlich von Europa bestimmt wird, reichen sie nicht mehr aus, und das unternehmende, seemächtige Großbritannien will sie durch eine syrisch-mesopotamische Eisenbahn, zum großen Theil wenigstens, überflüssig machen. Schon längst steigen die Rauchsäulen aus den Schloten englischer Dampfer am Fuße des Sinai empor; vielleicht erheben sich, bevor ein Jahrzehnt verflossen ist, Baalbek-Heliopolis und Tadmor-Palmyra aus ihren prachtvollen Trümmern — als Eisenbahnstationen. Welche Wandelungen! An die Stelle der Kameele, die in langen Reihen den gelben Sand der Wüste pflügen, sollen Locomotiven treten, den Platz des canaanitischen Kaufmannes oder des Beduinen wird der Schaffner einnehmen. Eisenbahnhöfe in Ninive oder Babylon! Ohne Zweifel wird der Schienenweg seine wichtigsten Haltepunkte dort haben, wo einst die Phönicier Colonien im Binnenlande gegründet, denn ihr commerzieller Spürblick verstand die besten Oertlichkeiten

für den Handelsverkehr aufzufinden. In jenen altbiblischen Ländern werden auf den Ruinen der Bel- und Melkarthtempel christliche Kirchen sich erheben*).

Eine Euphratbahn, welche von einem syrischen Hafen aus in's Binnenland bis an den großen Strom geführt wird, und diesem entlang in südöstlicher Richtung bis an den persischen Meerbusen läuft, kann ohne große Schwierigkeiten und beträchtliche Geldopfer nicht gebaut und unterhalten werden, aber sie ist leichter herzustellen als jene große Westbahn, welche die Amerikaner vom Mississippi bis San Francisco in Californien bauen und demnächst in Angriff nehmen wollen. Indien ist für England ungleich wichtiger, als das pacifische Goldland für die Vereinigten Staaten, und die Euphratbahn muß ohne alle Frage einen weit tiefer greifenden Einfluß auf den asiatischen Orient üben, als ein Suezkanal. Dieser kann stets nur eine große Passage bilden, welche durch ein unwirthbares Meer mit zumeist ödem Küstenlande führt, die Schiffe fahren an Aegypten hin, und so rasch als möglich durch das Rothe Meer, um weiter zu gelangen. Dagegen durchschneidet eine Euphratbahn alte, produktenreiche Culturländer, sie wird eine Menge von Stationen schaffen, welche Mittelpunkte für den Verkehr bilden, den sie an sich ziehen; der Schienenweg wird zugleich eine große Culturbahn sein, auf welcher alljährlich viele tausende von Menschen aus dem Abendland nach Assyrien, nach Babylonien, in jene Regionen strömen, die noch unter den Chalifen großen Wohlstandes sich erfreueten. Sie wird ein Element zur Geltung bringen, das seit Jahr-

---

*) Ueber den assyrisch-phönicischen Handel, den Verkehr zwischen Euphrat und Mittelmeer, die Handelsstraßen und Handelsstationen in Mesopotamien sind die Nachrichten vortrefflich zusammengestellt in F. C. Movers, das phönicische Alterthum; dritter Theil, erste Abtheilung. Berlin 1856, namentlich im zehnten Capitel, S. 236 bis 271.

hunderten völlig abhanden gekommen ist, die Ordnung; sie wird Sicherheit für das Eigenthum und geregelte Zustände schaffen. Denn es ist undenkbar, daß England viele Millionen in die Wüste werfen würde, ohne sich eine Controle über die Bahn zu sichern, und das Privilegium, welches die Anlage der syrischen Bahn gestattet, enthält manche in dieser Hinsicht bezeichnende Bestimmungen. Mit der türkischen Willkür begann der Verfall in den Ländern zwischen Mittelmeer und Tigris, mit Herstellung geregelter Verhältnisse wird die Blüthe wiederkehren, und der Unternehmungsgeist der Europäer muß nothwendig eine Menge von Umgestaltungen herbeiführen. Aber man darf, unserer Meinung zufolge, nicht darauf rechnen, daß der mesopotamische Schienenweg für den Transit schwer ins Gewicht fallender indischer Produkte nach dem östlichen Europa und europäischer Waaren nach Indien von erheblichem Belang wäre; er kann in dieser Beziehung keinen Mitbewerb gegen den wohlfeilern Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und nicht einmal gegen den Kanal von Suez aushalten, der schon deshalb vorzuziehen wäre, weil er die Umladung der Güter erspart. Die Entfernung der syrischen Häfen von dem atlantischen West-Europa ist nicht geringer, als jene von Alexandria oder Pelusium, und die Schifffahrt gewänne also keine Ersparnisse an Zeit. Die Bedeutung der Euphratbahn wird vorzugsweise eine politische sein.

Wir verkennen indessen nicht im Mindesten, daß sie auch einen beträchtlichen Aufschwung des Handels im Gefolge haben werde. Denn an ihr gewinnen die mesopotamischen Erzeugnisse und die Waaren, welche auf den Karawanenstraßen zu den großen Emporiern am Strome gebracht werden, einen raschen, wohlfeilen und sichern Weg zu den vorderasiatischen Häfen, von wo sie durch europäische Fahrzeuge in den Handel der Staaten am Mittelmeere, und theilweise über Triest auch in den deutschen Verkehr gelangen können. Auf demselben Wege

gehen dann auch europäische Fabrikate nach dem Euphrat, und es liegt in der Natur der Sache, daß sich allmälig auf diesem Strom eine lebhafte Dampfschifffahrt entwickeln muß. Schon seit einem Menschenalter haben die Engländer sich nicht nur zu Bassora am Schat el Arab, sondern auch zu Bagdad am Tigris in beträchtlicher Anzahl häuslich eingerichtet, eigene Stadttheile gebauet, in welchen sie sich im Nothfall gegen einen Angriff vertheidigen können; sie finden nöthigenfalls immer wirksamen Schutz bei ihren Residenten.

Man sieht, weshalb in England so großes Gewicht auf die Euphratbahn gelegt wird, und welche commercielle und politische Tragweite diese Verbindungsbahn haben wird, deren Anlage man in London nicht ohne guten Grund für eine Nothwendigkeit erklärt.

Gerade in Hinblick auf alle diese Verhältnisse gewinnt die Expedition nach dem persischen Meerbusen eine gesteigerte Bedeutung. Wir wiesen schon weiter oben darauf hin, daß die ostindische Compagnie im südwestlichen Persien seit längerer Zeit Verbindungen angeknüpft habe und Agenten unterhalte. Belege dafür finden wir auch in Flandin's Werke*). Als der französische Reisende von Persepolis über Schapur nach dem Golf hinabzog, fand er überall die Bewohner in Fehde; ein Chan hatte sich gegen den Schah erhoben, in jedem Dorfe standen zwei Parteien bewaffnet einander gegenüber; die Gährung war bedenklicher Art, und der türkisch-ägyptische Kampf um Syrien übte seine Wirkungen bis an den persischen Meerbusen**). Die Anhänger des Königs von Persien machten

*) Voyage en Perse, de M. M. Eugène Flandin et Pascal Coste, attachés à l'ambassade de France en Perse pendant les années 1840 et 1841 etc. Paris 1851. Vol. II., p. 288, 296 ff., überhaupt das ganze vierundvierzigste Capitel.

**) Flandin sagt: il me sembla qu'il se cachait quelque complot, ourdi par des agents étrangers au pays.

kein Hehl aus ihrer bittern Feindschaft gegen England und dessen Schützling, den türkischen Sultan, während sie dem Vicekönig von Aegypten besten Erfolg wünschten. In der Hafenstadt Abuschehr waren die Thore geschlossen und die Häuser verrammelt, weil man irgend einen Ueberfall besorgte. Alle dort ansässigen armenischen Kaufleute waren in Englands Interesse thätig; „sie gehörten zu den Vorposten, welche diese Macht überall ausstellt, wo ihre Heere noch keinen festen Fuß gewonnen haben.“

Aber heute liegen englische Fahrzeuge bei Abuschehr vor Anker. Diese „Stadt des Großvaters“ ist von Arabern gegründet worden, gleich den übrigen Hafenplätzen an jener Küste, welche den bezeichnenden Namen des Germsir, des „heißen Landes“ führt. Die Perser waren nie seebegabt und seetüchtig, sie haben zu keiner Zeit auf dem Salzwasser irgend eine Geltung gehabt, und auch im Alterthum waren die Flotten der Achämeniden von Vorderasiaten gebaut und bemannt. Ohne ihre Hilfe wären Darius und Xerxes niemals nach Europa herübergekommen. Süd-Persien, also die Region, welche an einem Theile des Oceans liegt, hat ohnehin kein Schiffbauholz, und als einst Nadir Schah den Plan faßte, eine Flotte herzustellen, ließ er Baumstämme aus den Wäldern der Provinz Masanderan am kaspischen See, einige hundert Stunden weit auf den Rücken von Menschen quer durchs Land nach dem persischen Meerbusen schaffen. Aber das einzige Kriegsschiff, zu welchem überhaupt der Kiel gelegt wurde, blieb unvollendet. Auch heute besitzt Persien keine Kriegsfahrzeuge, und sein Gestade am Golf liegt den Engländern offen, wie jenes am kaspischen See den Russen.

Dem persischen Meerbusen fehlen gute Häfen, auch jener von Abuschehr (Bender Abuschihr) ist weder tief noch sicher; größere Fahrzeuge müssen weit vom Lande entfernt Anker werfen, und nur arabische Bagalows oder Battils können dicht am

Ufer anlegen. Seither sind alljährlich vier, sechs oder acht englische Segel in Abuschehr eingelaufen; aber der größte Theil des Handels wird von arabischen Schiffern getrieben, die schon seit langer Zeit unter englischer Flagge fahren. Großbritannien hat in jenen Gewässern strenge Seepolizei gehalten, den früher gefährlichen Piraten durch seine Dampfer das Handwerk gelegt und dadurch die Gunst aller Kaufleute erworben. Mittelbar oder unmittelbar befindet sich der gesammte Handel des persischen Golfes in den Händen der Engländer; sie bringen europäische, indische und chinesische Erzeugnisse, und holen Landesprodukte, insbesondere Tabak aus Schiras, Teppiche, Seiden- und Wollengewebe aus Kerman und Yezd, einige Baumwollenwaaren aus Ispahan, persische Pferde, Waffen und Wein. Bis vor zehn Jahren wurde auch der Sklavenhandel über See von den Arabern sehr schwunghaft betrieben, er ist aber in Abgang gekommen, seit die Engländer zur Abschaffung derselben einen Vertrag mit dem Imam von Maskat geschlossen haben.

Dieser Herrscher, unter allen arabischen Potentaten der einzige, dessen politische Macht von einigem Belang ist, besitzt eine Flotte von mehr als fünfzig Kriegsschiffen, weiß aber, daß eine solche nicht hinreicht, um den Engländern Widerstand zu leisten, er hat deshalb stets mit ihnen in gutem Einvernehmen gestanden, und nicht vergessen, daß sie ihm wirksame Hilfe geleistet, als er sich der Wechabiten nur mit Mühe erwähren konnte. Großbritannien dagegen behandelt einen Monarchen rücksichtsvoll, der nicht stark genug ist, ihm zu schaden, dessen guter Wille aber bei Conflicten mit Persien nicht gering anzuschlagen ist. Der Imam besitzt nämlich, abgesehen von seinen Landen an der Ostküste Afrika's (Zanzibar, Quiloa, Magadoscho ꝛc.) wichtige Punkte in der arabischen Landschaft Oman, wo seine Hauptstadt, Maskat, nur etwa 120 deutsche Meilen von den Mündungen des Indus entfernt liegt. Von dort aus

kann er die Einfahrt in den persischen Meerbusen beunruhigen, in welchem er nicht nur Ormus besitzt, jene einst zur Zeit der portugiesischen Colonialgröße so reiche und berühmte Insel, sondern auch das heute ungleich wichtigere Eiland Kischm. Zugleich erkennen die arabischen Stämme und Städte der persischen Südprovinzen Kerman und Laristan, theilweise auch jene in Mekran ihn als Oberherrn an, und Bender Abassi, der Hafen am persischen Gestade, nördlich von Ormus, wo die Schiffe der englischen Expedition zusammentrafen, ehe sie in den Golf segelten, gehört gleichfalls dem Imam. Er muß um jeden Preis ein Freund Englands sein, wenn die Aus- und Einfahrt zum persischen Meerbusen frei und ungestört bleiben, und die Euphratbahn nicht im Süden gesperrt sein soll. Auf diesen Verbündeten kann Großbritannien zählen und er hat gegenwärtig mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den Schah gemacht.

Der Abgang des Geschwaders von Bombay wurde bis in den Herbst verzögert, weil das Germsir, der heiße sandige Küstenstrich, im Sommer höchst ungesundes Klima hat. Bender Abuschehr selbst liegt halb in Trümmern, gleich den meisten Städten Persiens, seitdem es nacheinander von Pest und Cholera heimgesucht worden ist. Nur in jenem Theile der Stadt, welcher hart am Hafen steht und wo die Waarenlager sich befinden, ist reges Leben; die Basare dagegen sind verödet und unbedeutend. Eine militairische Position ist Abuschehr nicht; als solche erscheint dagegen die Insel Karrack von hervorragender Wichtigkeit. Auf ihr hatten 1840 die Engländer eine Besatzung von 600 Sipahis und 400 europäischen Soldaten mit schwerem Geschütz, ihre Schiffe kreuzten von dort aus im persischen Meerbusen, vor Abuschehr lag ein Kriegsdampfer, und die Verbindung mit befreundeten Bewohnern der Stadt und mit Häuptlingen im Innern war ungemein lebhaft; sie wurde ganz offen betrieben.

Karrack war einst im Besitze der Portugiesen, ging später an die Holländer über, fiel aber an Persien zurück, das als ein Staat ohne Kriegsschiffe, also als eine Macht mit nur einer Hand, aus diesem wichtigen Punkt keinen Vortheil zu ziehen wußte. Frankreich, das sich stets bemühet, in Persien Geltung zu gewinnen, aber seinen Zweck nie erreichte, ließ sich die Insel vom Schah abtreten. Es kämpfte damals mit England um die Oberherrschaft in Indien, unterlag, und begriff, daß Karrack ihm nun eine unnöthige Besitzung sein werde. Napoleon forderte durch seinen Gesandten Gardanne 1808 Karrack vom Schah zurück, und Frankreichs Ansprüche wurden in Teheran auch nicht bestritten, aber England schritt kräftig ein, und sein Gesandter, Sir John Malcolm, erklärte: die Insel müsse Großbritannien übergeben werden, wenn überhaupt das freundliche Einvernehmen mit dem Schah fortdauern solle. Seitdem betrachtet England Karrack als sein Eigenthum.

Die persischen Südprovinzen Farsistan und Arabistan haben fruchtbaren Boden und sind verhältnißmäßig gut bewässert; in ihnen gedeihen Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr. Daß England danach trachte, sie in Besitz zu nehmen, glauben wir nicht; sie könnten ihm nur Verlegenheit bereiten, während sie unter den bisherigen Verhältnissen allzeit in bequemer Weise gegen den Schah benützt werden können, dessen Herrschaft, wie wir schon oben sagten, die Bewohner nur mit Widerwillen tragen. Flandin bemerkt, nach eigener Anschauung, daß in Arabistan und Chusistan eigentlich die Insurrection als normaler Zustand angesehen werden könne, sowohl bei den Luren, Bachtyaris und Mamacenis, als auch bei den streitbaren Charatschaders in Farsistan, welche nur die Autorität ihrer Chane anerkennen. Auf die Angehörigen der alten Zendstämme kann der Schah nie mit Sicherheit rechnen, noch weniger auf die arabischen Bewohner, die zumeist Sunniten und schon deshalb geschworene Feinde der schiitischen Perser sind. Unter allen

diesen Völkern und Stämmen ist keine Uebereinstimmung und kein innerer Zusammenhang; jeder einzelne Stamm handelt wie ihm gut dünkt, und man begreift leicht, wie viel Spielraum unter solchen Verhältnissen einer energischen Politik gegeben ist, die zugleich über Landheer, Flotte und reiche Geldmittel gebietet.

Wir haben die Stellung der Engländer erörtert und wenden uns jetzt nach Norden, um die asiatische Politik Rußlands zu betrachten.

III. Die Machtstellung Rußlands in Asien. — Die Wichtigkeit der Handelsverhältnisse und die Karawanenstraßen. — Die russischen Erfolge und die englische Rivalität. — Der Verkehrsweg von Trapezunt nach Tebris.

Der ganze nördliche Theil Asiens, vom Ural und dem kaspischen See bis zur Mündung des Amurstroms und zur Behringsstraße, gehorcht dem Zar. Aber auch in jenem Erdtheile treibt ein mächtiger Zug die russische Politik nach Süden, überall sucht sie „mehr Sonne.“ Seitdem Rußland das Joch der Mongolen abgeworfen hatte, sah es sich durch die Umstände selber näher an Asien herangerückt, und schritt immer weiter auch in südöstlicher Richtung vor. Noch im sechszehnten Jahrhundert eroberte es Kasan und Astrachan und wurde von da an auch eine asiatische Macht; aber zum Bewußtsein seiner Stellung kam es erst durch Peter den Großen, welchen auch hier die Verhältnisse begünstigten. Mit klarem Blick erkannte er, wie viel darauf ankam, sein Land an dem gewinnreichen Verkehr nach Mittelasien zu betheiligen, und der Gedanke, sogar den Landhandel aus Indien durch Rußland zu leiten, blieb seinem kühnen Geiste nicht fremd. Damals waren „Moskowien“ und England noch keine Nebenbuhler, und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hoffte man in St. Petersburg, die Pläne in Asien mit Hilfe britischer

Kaufleute durchsetzen zu können; die Rivalität entstand erst, als England in Indien die Herrschaft erworben hatte und Rußland bis über den Kaukasus vorgedrungen war*). Zaar Peter gedachte eben einen großen Stapelplatz an der Mündung des Kur zu gründen, eine Art von St. Petersburg am kaspischen See, als turkomanische Gesandte im Auftrage der unabhängigen Stämme vom Aralsee und kirgisische Häuptlinge bei ihm eintrafen, und ihm ein Bündniß gegen den Chan von Chiwa antrugen, der auch seinerseits bei dem mächtigen Nachbar eine Stütze gegen seine Feinde suchte. Von jener Zeit bis auf den heutigen Tag ist Rußland stets tiefer in die asiatischen Angelegenheiten verwickelt worden.

Peter begriff die wichtige Stellung, welche ihm gleichsam aufgedrängt wurde, vollkommen; er entwarf, wie oben bemerkt, den Plan, Karawanen nach Indien zu schicken, und um einen bequemen Weg bis in's Innere Turkestan zu bahnen, gedachte er dem Oxus (Amu-Darja) seinen alten, durch Versandung zum Aralsee gedrängten Lauf in's kaspische Meer wieder zu eröffnen. Zuvor jedoch wollte er den Chan von Buchara durch Güte oder Gewalt in eine gewisse Abhängigkeit bringen, und damit den russischen Einfluß bis an den nördlichen Abhang des Hindukusch ausdehnen. So war das Programm der russischen Politik für Innerasien festgestellt, und alle Herrscher Rußlands haben bis auf den heuti-

*) Jonas Hanway, zuverlässige Beschreibung seiner Reisen von London durch Rußland und Persien 2c., in den Jahren 1742 bis 1750, worinnen die großbritannische Handlung über die kaspische See, und überhaupt das Handlungswesen von Rußland, Persien, von der Tartarei, Türkei, Armenien, China u. s. w. mit den benachbarten und entfernten Nationen umständlich beschrieben 2c. Aus dem Englischen. Hamburg und Leipzig 1754. Diese zwei Quartbände bilden eine wahre Fundgrube interessanter Nachrichten über die innerasiatischen Verhältnisse, insbesondere über die commerciellen.

gen Tag dasselbe unwandelbar befolgt. Auch Persien empfand Peter's Macht; er eroberte die Provinz Ghilan am Südwestgestade des kaspischen Sees, trat sie aber, weil das Klima ungesund ist, nach einigen Jahren dem Schah wieder ab. Und das ist, abgesehen von den Donaumündungen, die einzige Eroberung, welche Rußland jemals zurückgegeben hat.

Der Vorrang Rußlands in Centralasien war durch die Herrschaft über die Wolgamündungen und das kaspische Meer bedingt; beide eröffneten den Weg nach Persien. Aber von nicht geringerer Wichtigkeit sind der Aralsee und die beiden Ströme, welche sich in ihn ergießen, der Oxus und der Jaxartes. Diese, zugleich Alpen-, Steppen- und Wüstenflüsse, bahnen den Weg bis tief in's Innere von Turkestan, ihnen entlang laufen die Handelsstraßen zu den altberühmten Stapelplätzen, von denen aus der Verkehr hauptsächlich vermittelt wird. Deshalb haben die asiatischen Großmächte zu allen Zeiten Werth auf den Besitz dieser Regionen gelegt, und in ihnen lag das Kernland von Timur's Weltmonarchie, deren Hauptstadt Samarkand bildete.

Auf der weiten Strecke vom kaspischen Meere bis über den Balchasch-See hinaus stößt die Grenze Rußlands mit jener der Turkomanenstaaten zusammen, deren Bewohner in den innerasiatischen Angelegenheiten allezeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Sie werden in allen Richtungen von großen Handelsstraßen durchzogen, und sind für Rußlands Politik nicht minder wichtig als Persien. Vor allen Dingen handelt es sich um Chiwa, das Oasenland am Oxus, wo im Jahre 1717 die ersten russischen Hebel angesetzt wurden, als Fürst Bekowitsch das kühne Wagniß unternahm, den Chan in die Abhängigkeit von Rußland zu bringen. Er bezahlte dasselbe mit dem Leben, und mehr als ein Jahrhundert verfloß, bevor der Zaar dort seinen Zweck erreichte. Wir können in die

Geschichte der Berührungen dieser Macht mit den turanischen Staaten hier nicht eingehen und müssen uns darauf beschränken, einige Thatsachen hervorzuheben, welche die Bestrebungen der russischen Politik und die Resultate, zu welchen sie gelangt ist, näher bezeichnen.

Die Versuche, einen directen Handel zwischen Rußland und Buchara zu eröffnen, datiren vom Jahre 1731. Damals hatte die kleine Orda der Kirgisen sich unter russischen Schutz begeben; um sie fortan aus der Nähe überwachen zu können, baute man die Stadt Orenburg, welche seitdem für den Handel und die Politik des Zaarenreiches so wichtig geworden ist. Wie vortrefflich die Oertlichkeit gewählt war, zeigte sich bald; gleich vom Anfang an, als der Platz nur erst wenige hundert Häuser zählte, hat er den Karawanen-Verkehr von Chiwa und Buchara an sich gezogen, während jener aus Kaschgar und Taschkend sich nach Troïtzk wandte, dessen Anlage in das Jahr 1734 fällt. Die commerzielle Verbindung mit den Oasenstädten im Oxuslande und mit dem gesammten Turkestan war also hergestellt; es kam nun darauf an, sie dauernd zu sichern. Deshalb vervielfältigte Rußland die Beziehungen zu den Kirgisen auch der mittlern und großen Orda, ließ den obern Lauf des Irtysch befahren, und legte nach und nach der ganzen Südgrenze entlang eine Menge von Militairposten an, die zugleich als Handelsstationen dienen, und von welchen aus eine lebhafte Verbindung mit den benachbarten Völkern unterhalten wird. Diese Forts reichen von der Mündung des Ural nach Osten bis über Omsk in Sibirien hinaus, nach Ust Kamenogorsk und an die chinesische Grenze. Ihre Besatzung besteht aus Kosaken; auch an der Mündung des Jaxartes und im Aralsee selbst hat Rußland Festungen gebaut; es ist bis an das Chanat Buchara vorgerückt, und die Entfernung zwischen seiner Grenze und Attock, dem wichtigsten Uebergangspunkt am Indus, beträgt nur noch dreihundert Wegstunden.

Die politische Rivalität zwischen England und Rußland ist gerade in Asien auch eine commerzielle, und in diesem Erdtheile sind die Karawanenstraßen auch im eigentlichen Sinne des Wortes Heerstraßen. Auf den innerasiatischen Märkten treffen die Waaren, welche aus Rußland kommen, mit denen zusammen, die England vom Süden her schickt. Bucharische Kaufleute erscheinen als Verkäufer und Einkäufer in Orenburg, Astrachan, Nischni-Nowgorod und Moskau. Großbritannien zieht aus dem asiatischen Handel größere Vortheile als früher, seitdem die ganze fahrbare Strecke des Indus sich in seiner Gewalt befindet. Auch vorher schon versorgten die Engländer von ihrer Factorei zu Tatta am untern Indus den Basar von Kabul, und der Transit nach Turkestan war stets beträchtlich. Kabul ist ein Knotenpunkt für die Karawanen; sie kommen von Calcutta über Delhi, Bahawalpur, Multan und Gazna dorthin; auf einer andern Straße gehen sie von Bombay an der indischen Westküste über Guzerat nach Palli, durch die Wüste über Bikanir nach Bahawalpur und weiter; ein dritter Weg geht von Sindh nach Kandahar, Gazna und von da nach Kabul. Eine vierte Straße, die sehr wichtig geworden ist, seit das Pendschab den Engländern gehört, zieht von Delhi nach Lahore, Attock und Peschawer. Die Waaren werden theils in Kabul gelagert, theils gehen sie weiter nach Herat und Buchara. Bis Kabul wird von Süden her der Verkehr vorzugsweise durch die sogenannten Lohanis, Bergbewohner aus der Gegend zwischen Gazna und dem Indus, vermittelt. Sie kaufen die Waaren auf den Märkten ein, befördern sie auf eigenen Kameelen und sind den Engländern befreundet. Nördlich von Kabul spielen bucharische Kaufleute eine Hauptrolle.

Bis 1816 kamen viele europäische Waaren, namentlich auch deutsche Fabrikate auf den Markt von Kabul durch diese Bucharen, welche in Rußland eingekauft hatten; seit jener

Zeit erhielten jedoch in ganz Afghanistan die englischen Erzeugnisse das Uebergewicht, weil sie wohlfeiler sind, und selbst in Buchara haben seit längerer Zeit die englischen Baumwollenzeuge jenen aus russischen Fabriken den Rang abgelaufen. Nun will England an seinen Nordwestgrenzen einige große Messen begründen, um die Kaufleute aus Centralasien dauernd an sich zu ziehen. Nach Buchara kommen über Kabul aus Indien jährlich mehr als tausend Kameelsladungen; sie nehmen im Spätsommer den Weg über den Hindukusch, in den übrigen Monaten schlagen sie den Weg über Bamian ein.

Dagegen setzt sich die Karawane von Orenburg nach Buchara im Januar in Bewegung; sie zählt gewöhnlich zwischen tausend bis fünfzehnhundert Kameele. Andererseits ziehen die Karawanen, welche von Buchara nach Rußland gehen, im Juni und im August ab. Von Nordwesten her führen vier große Straßenzüge nach Turkestan. Zuerst jener von Astrachan, über das kaspische Meer nach dem Fort Neu-Petrowsk auf der Halbinsel Mangyschlak, über Urgendsch und Chiwa nach Buchara; er ist der am wenigsten beschwerliche, und wird binnen dreißig bis vierzig Tagen zurückgelegt. Die zweite Straße geht von Orenburg durch die kaspische Wüste zwischen den beiden großen Seen hindurch; man erreicht Buchara gewöhnlich nach zwei Monaten; die dritte zieht von Troïtzk durch die Kiptschakwüste östlich vom Aral, überschreitet den Jaxartes unweit der Mündung, und führt nach einer Reisedauer von 48 bis 54 Tagen nach Buchara; eine vierte von Petropaulensk am Ischim über Taschkend, ist sehr weit und beschwerlich, da die Karawanen volle drei Monate gebrauchen, um an's Ziel zu gelangen.

Wir erwähnen das Alles, weil diese Verhältnisse wesentlich beitragen, die asiatische Politik Rußlands zu bestimmen, und weil sie zeigen, wie die Interessen der beiden Großmächte im Osten zusammenstoßen. Daß

England Alles aufbietet, um seinen Handel möglichst auszudehnen, bedarf keines weitern Nachweises, daß aber Rußland sich zum Herrn des innerasiatischen Handels machen möchte, ist nicht minder klar. Es hat vielen Tadel darüber erfahren, daß es keine Mühe und Kosten scheuet, um eine selbstständige vom Ausland unabhängige Industrie in's Leben zu rufen, und zur Erreichung dieses Zweckes ein starres Prohibitivsystem einführte. Der Versuch ist gewagt, und der Erfolg war sehr mäßig; das System hat ihm Mittel- und Westeuropa entfremdet, und in dem einflußreichen Gewerbs- und Handelsstande Abneigung hervorgerufen. Denn es liegt klar vor Augen, daß dadurch ein großer Verkehrsstrom unterbunden wurde, und Rußland selbst viele Kräfte nicht an sich gezogen hat, die ihm bei einem andern Verfahren nutzbar hätten werden müssen. Wer aber die Dinge näher in Erwägung zieht, wird nicht verkennen, daß jenes System wesentlich auch deshalb in's Leben gerufen worden ist, um die asiatischen Märkte mit national-russischen Artikeln zu versorgen und die dortigen Käufer und Verbraucher vorzugsweise an solche zu gewöhnen. Daß ein so großer Staat bei sich eine Industrie zu gründen und zu bewurzeln trachtet, ist unter allen Umständen begreiflich; ob aber in Rußland das Volk die Begabung hat, mit anderen Nationen zu concurriren, ist zweifelhaft; nicht minder sind es die Wirkungen des Systems selbst, das sich ohnehin schwerlich auf die Dauer behaupten lassen wird. Es fragt sich, ob nicht Rußland auch in Asien commerziell wie politisch dabei gewänne, wenn es europäische Fabrikate bei niedrigen Tarifsätzen zum Consum oder mindestens zum Transit eingehen ließe; der Nutzen des asiatischen Handels würde dabei jedenfalls doch zumeist ihm zufallen.

Alle Waaren, welche Innerasien von Norden her bezieht, müssen das russische Gebiet passiren. Mit China ist der Verkehr von Jahr zu Jahr angewachsen; er wurde bekanntlich

bis vor Kurzem direct lediglich über Kiachta vermittelt; seit 1852 ist aber auch weiter westlich eine zweite Station in Sibirien, am obern Irtysch, eröffnet worden. Rußland hatte sich längst bemüht, die Erlaubniß zur Anlage eines solchen neuen Handelspostens zu erhalten, sie wurde ihm aber von der chinesischen Regierung stets verweigert. Seitdem jedoch die Engländer ihren Opiumkrieg geführt haben, gelang es der russischen Politik, in Peking immer mehr Einfluß zu gewinnen, und endlich auch die westlichen Provinzen China's sich zu eröffnen. Dieser Umstand ist von nicht geringer Wichtigkeit, weil er die Beziehungen Rußlands mit den östlichen Bucharen, den Tataren, den Kaufleuten aus Yarkend und den Kirgisen beträchtlich vermehrt, und weil man nach dieser Seite hin nun Alles erreichte, wonach in St. Petersburg so lange gestrebt worden ist. Man recapitulire einmal. Rußland hat mit Japan einen Vertrag abgeschlossen, der im Fortgange der Zeit seine Früchte tragen wird. Es hat den Lauf des ganzen Amurstromes in seine Gewalt gebracht, eines Gewässers, das wir als die ostasiatische Donau bezeichnen möchten. Es hat außer der Handelsstation von Kiachta auch jene am obern Irtysch; es hat Forts im und am Aralsee, läßt diesen letztern, sowie den untern Lauf des Oxus und des Jaxartes mit Dampfern befahren; es hat Verträge mit Chiwa und Buchara; durch russisches Gebiet geht der mongolisch-chinesische Handel nach Tobolsk und Irkutzk; der gesammte Schifffahrtsverkehr auf dem kaspischen See ist in russischen Händen, endlich steht ein russisches Fort auf einer Insel vor der persischen Küste, und beherrscht die Einfahrt in den Hafen von Astrabad.

Wer diese Punkte auf der Karte verfolgt, sieht auf den ersten Blick, was Alles durch so wichtige Positionen gewonnen und gesichert wurde. Die gesammte Nordgrenze Mittelasiens, von Japan bis zum schwarzen Meere,

steht unter russischer Controle, welcher zugleich in dieser Richtung der gesammte Handelsverkehr anheim gefallen ist. Nur allein nach Nordwesten hin, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, liegt eine große Handelsstraße, welche bisher dieser Controle sich entzog; wir meinen den Weg von Trapezunt über Erzerum nach Tebris, und gerade dieser bildet die allerwichtigste Straße nach Persien, ja die einzige, auf welcher es von Norden her ungehindert den Verkehr mit dem Abendland unterhalten kann. Wir haben weiter oben gesagt, daß Rußland seit langer Zeit danach trachtet, den europäisch-persischen Handel durch sein Gebiet zu lenken und sich völlig zum Herrn des Transit zu machen. Der Verbrauch westeuropäischer Manufacturen steigt in Persien, seitdem unsere Maschinengewebe so billig geworden sind. Bei einer auch nur halbwegs verständigen Regierungsweise würde Persien an Wohlstand und damit an Verbrauchs- und Kauffähigkeit wachsen, es ist aber auch trotz seiner durchaus verwahrlosten Zustände immerhin ein wichtiger Abnehmer. Früher bezogen die Südprovinzen einen beträchtlichen Theil ihrer Waaren aus Syrien, von dessen Häfen die Karawanen nach Bagdad gingen; die nördlichen Provinzen erhielten ihren Bedarf hauptsächlich über Tiflis in Georgien. Seitdem aber das russische Prohibitivsystem wirksam wurde, und den europäischen Waaren die Durchfuhr unmöglich machte, oder doch in hohem Grade erschwerte, trat eine Umwandelung ein. Der Versuch, den Handel der Leipziger Messe nach Persien lahm zu legen und nach Nischni-Nowgorod abzulenken, schlug fehl, und Westeuropa fand einen unbelästigten Absatzweg, der längst von doppelter und dreifacher Bedeutung sein würde, wenn die türkische und persische Regierung auch nur einigermaßen dafür gesorgt hätten, denselben in erträglich practicabeln Zustand zu versetzen.

In Bezug auf die Straße vom schwarzen Meere nach Tebris in Aserbeidschan zeigt sich von vorne herein, wie tief

die neueren Communicationsmittel eingreifen, und wie weit sie wirken. Der Triester Lloyd eröffnete eine Dampferlinie nach Trapezunt, und die Donau wurde gleichfalls von Dampfern befahren. Damit war die Möglichkeit gegeben, Fabrikate von der Leipziger Messe, vom Rhein, aus Wien, überhaupt aus Westeuropa binnen vier Wochen sicher bis Trapezunt zu schaffen. Aus dieser alten, einst großen und berühmten Kaiserstadt des Komnenenreiches gehen, wie schon gesagt, die Waaren über Erzerum im türkischen Armenien nach Tebris, dem großen nordpersischen Stapelplatze, ohne irgendwo russisches Gebiet zu berühren*). Hier befindet sich also in dem russischen System eine empfindliche Lücke, die man auszufüllen trachtet. Seit Katharina der Zweiten ist Rußland unablässig hier in südlicher Richtung vorgedrungen; es erwarb durch glückliche Kriege von 1774 bis 1829 die Krim, den Kaukasus, die ganze Ostküste des schwarzen Meeres, Mingrelien, Imerethi, Guriel, Georgien, persisch Armenien mit Eriwan, die Araxesgrenze, das Ostgestade des schwarzen Meeres und die Donaumündungen. Das ist viel, aber es ist nicht Alles, weil diese Eroberungen erst eine Abrundung finden, sobald auch türkisch Armenien und Kleinasien an der Südküste des schwarzen Meeres, westlich bis zum Kisil Irmak (den alten Halys, welchen Krösus von Lydien nicht überschreiten sollte), oder noch etwas weiter bis Sinope, in russischem Besitze sich befinden.

Dagegen erhebt Europa Einwendungen, und der jüngste Pariser Frieden hat, ohne Zweifel auch im Hinblick auf die

*) Die gesammte Entfernung beträgt 163 Reisestunden. Herr v. Sercey, der Gesandte König Ludwig Philipps, nahm auf seiner Reise nach Teheran diesen Weg und Flandin hat ihn ausführlich beschrieben. Von Trapezunt bis Erzerum 55½ Stunden, von da bis Bajasid 56, bis Choï (das von der russischen Festung Abbasabad am Araxes aus eben so leicht bedroht werden kann, wie Bajasid von Gumri-Alexandropol aus) 28½, von dort bis Tebris 23 Stunden; zusammen 163.

einzige noch offene Verkehrsstraße nach Persien, die unbedingte Freiheit der Donau und die sogenannte Neutralisation des schwarzen Meeres festgestellt; Trapezunt, Samsun und Sinope will Europa nicht in russische Gewalt fallen lassen. Als die letztgenannte Stadt in Brand geschossen wurde, zeigte sich, wie wehrlos die ganze Südküste des Pontus einer russischen Flotte gegenüber da liegt. Rußland hat hart an der Grenze die Festung St. Nikolai, und trachtete längst nach dem Besitze des Hafens Bathumi in dem noch türkischen Theile von Guriel; und von Kars aus wird Erzerum bedroht. Darin lag die Bedeutung der russischen Stellung in jenem festen Platze; in türkisch Armenien ist, wie die Geschichte lehrt, schon mehr als einmal um die Herrschaft über Vorder= und Mittelasien entscheidend gekämpft worden.

Man sieht, wie die Interessen von Politik und Handel auch hier überall eng mit einander verflochten sind, und wie sehr man sich dessen in den Cabinetten bewußt ist. Die Anliegen des Verkehrs wirken bestimmend ein, nicht blos auf die Europa zunächst liegenden Gegenden von Asien, sondern auch weiter nach Osten hin auf jene im Binnenlande.

IV. Die Wichtigkeit der Chanate Chiwa und Buchara und ihre Stellung zu Rußland. — Wie dasselbe sein Uebergewicht in Turkestan und Persien gewann. — Die Festungen am Aralsee und dem kaspischen Meere. — Die Araxesgrenze. — Resultate.

Wir haben mehrfach des Chanats Chiwa erwähnt. Gerade dieser von einem barbarischen Usbekenhäuptling beherrschte Staat ist seit längerer Zeit von entschiedener Wichtigkeit für Rußland, und dort hat es auch zuerst festen Fuß in Turkestan gewonnen. Seit der Gründung von Orenburg und Troitzk erfuhr der Verkehr zwischen den „Moskowitern" und Innerasien keine langdauernde Unterbrechung mehr; der Karawanenhandel nahm im Allgemeinen seinen regelmäßigen Ver=

lauf, und der kaspische See gewann eine höhere Bedeutung. Seit 1796 drang Rußland an demselben weiter vor, es besetzte Baku, wo das heilige Naphthafeuer aus der Erde lodert, und wurde durch die Besetzung von Derbent Herr der kaspischen Pforten; auch die Straße durch den Kaukasus von Wladikawkas nach Tiflis wurde russisch.

Dieses Vordringen beunruhigte zugleich den persischen König und die Herrscher in Turkestan. Die Chane von Chiwa und Buchara wollten ferner keine russischen Karawanen in ihren Ländern zulassen, sie besorgten ohnehin im eigenen Lande Bewegungen von Seiten der überwiegenden Mehrzahl des Volkes, welche aus ansässigen und gewerbtreibenden Menschen persischer Abkunft besteht, den sogenannten Tadschiks oder Sarten, Nachkommen jener alten Culturnation, welche wir bis hoch ins Alterthum hinauf in jenen Gegenden finden. Diese iranischen Menschen sind eine Beute turanischer Nomaden geworden, und die Herrschaft der Usbeken und Turkomanen lastet auch heute noch schwer auf ihnen. Die Tadschiks gehorchen ihren Drängern, weil sie nicht streitbar genug sind, ihrer sich zu erwehren; sie würden nichts einzuwenden haben gegen eine russische Obergewalt, die ihnen Sicherheit für Person und Eigenthum brächte. Ohnehin weiß man in ganz Centralasien, mit welcher Rücksicht der Zaar gerade die Mohammedaner behandelt, daß er keine Beeinträchtigung des Cultus duldet, und daß die Anhänger des Propheten von Mekka, eben so wie die mongolischen Buddhisten, volle Gleichberechtigung mit den Christen haben. Unter russischer Herrschaft ist den Sunniten nicht erlaubt, die Schiiten zu bedrücken, und die Tadschiks gehören durchgängig der letztern Abtheilung des Islam an.

So wäre Rußland der Gunst dieser Classe sicher; eine umsichtige Politik gebot aber, sich mit den turkomanischen Stämmen und den Herrschern am Amu und Sir zu befreunden; denn von den Tadschiks war unter allen Umständen nichts zu

befürchten. Es streckte also den Häuptlingen je nach Umständen die offene, goldbelegte Hand entgegen oder zeigte ihnen die Faust mit dem Säbel. Durch äußerst kluges Verfahren ist es gelungen, die turkomanischen Häuptlinge im nordwestlichen Persien und am Araxes in vielfältige Verflechtungen mit Rußland zu bringen, und gleichzeitig auch jene am östlichen Ufer des kaspischen Sees und am Aral zu gewinnen. So vermochte Rußland alle seine neugewonnenen Stellungen zu sichern, und die Bemühungen sind so erfolgreich gewesen, daß seit nun etwa dreißig Jahren sein Einfluß in der weiten Region von den kurdischen Gebirgen bis zur Grenze von Afghanistan entschieden vorwiegt. Rußland hat mehr als einmal diese in viele Stämme zerklüftete turkomanische Kriegerkaste in der Weise unterstützt, daß es ihnen zur Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte selbst gegen den Schah die Hand bot. Diesem sind die Privilegien unbequem, er möchte sie beseitigen; in Rußlands Interesse liegt es dagegen, daß der Schah nicht stärker werde, sondern schwach bleibe, wie er ist. Schon früher haben wir auf einen Parallelismus in der englischen und russischen Politik hingewiesen; hier läßt er sich wieder deutlich hervorheben. Die Turkomanen bilden als herrschendes Volk auch in den Südprovinzen Persiens eine bevorrechtete Kaste, und sind den übrigen Bewohnern verhaßt, mit welchen Großbritannien Verbindungen unterhält. Aber gerade deshalb sehen sich der Schah wie die Turkomanen, was auch sonst ihre Zerwürfnisse unter einander sein mögen, um so mehr zu Rußland hingedrängt, welches hier bald dem einen, bald dem andern Theile hilft. Dabei befindet es sich in der günstigen Lage, die Dinge abwarten zu können, und inzwischen Alles in der Weise zu lenken, daß sie seinen Wünschen entsprechend sich gestalten.

Denn Rußland ist die einzige große Macht, welche sich von Norden und Nordwesten her den Völkern Innerasiens unmittelbar fühlbar machen und in jedem beliebigen Augenblick sein

Schwergewicht auf sie wirken lassen kann; es liegt ihnen zunächst und ist allzeit streitfertig; noch mehr, es geizt nicht mit dem Gelde und weit und breit werden die Länder von treuergebenen Agenten durchstreift. Nicht blos in dem ganzen Zuge seiner Geschichte, sondern in den Verhältnissen selbst, die in hohem Grade einladend sind, fand es vielfachen Anreiz, sich in Asien zu vergrößern; und das seither befolgte System, nach jener Richtung hin die Grenzen zu erweitern, hat für das ohnehin schon riesengroße Reich keine Nachtheile herbeigeführt. Man weiß in St. Petersburg, daß ein bureaukratischer Schematismus auf Nomadenvölker keine Anwendung finden kann; man läßt ihnen ihre eigenthümlichen Einrichtungen und begnügt sich mit der thatsächlichen Abhängigkeit. Sie reicht vollkommen für die Zwecke aus, für welche man diese Völker nutzbar machen will.

Rußland scheuet aber auch Gewalt und Krieg nicht, wenn nur sie zum Ziele führen können. Gerade dafür liefert der Chan von Chiwa ein Beispiel. Wir haben schon oben angedeutet, daß seit länger als hundert Jahren das Oasengebiet am Oxus ein Strebeziel für die Politik der Zaren gewesen ist; aber eigentlich feindselige Berührungen zwischen beiden Theilen fallen erst in das Jahr 1836, also in dieselbe Zeit, als der Schah von Persien anfing, gegen Herat zu rüsten. Die geographische Lage des Chanats war nicht minder einladend, als die schon oben erwähnte Verschiedenheit der Volksstämme, welche dasselbe bewohnen. Rußland wußte seit 1819 vollkommen, worauf es ankam. Hauptmann Murawieff unternahm damals seine berühmte Reise nach Chiwa, Negri und Meyendorff drangen bis Buchara vor und Lehmann kam später bis Samarkand.

Von nicht geringem Interesse und sehr bezeichnend sind folgende sehr offene Aeußerungen Murawieff's. „Wenn," sagt er, „Chiwa der Herrschaft Rußlands unterworfen wäre, so würde sich dort schnell die Gewerbthätigkeit entwickeln, und das

Land müßte für unsern Handel von großem Nutzen werden; denn den Waarenzug aus Hochasien und selbst aus Indien könnte man über Chiwa nach Astrachan leiten. Schon jetzt kommen Karawanen aus den südlichen Gegenden dorthin, und wenn seither der Handel keine größere Ausdehnung gewonnen hat, so liegt die Schuld lediglich an den Plünderungen, welche von den Nomaden ausgehen. Wäre aber Chiwa in unserm Besitz, und die Eroberung läßt sich ohne große Schwierigkeit bewerkstelligen, dann würden die Nomaden Centralasiens unsere Macht fürchten, und wir könnten einen Handelszug vom Indus und Amu Darja bis nach Rußland herstellen. Dann würden alle Reichthümer Asiens in unserm Vaterlande zusammenströmen und der glänzende Plan, welchen schon Peter der Große entworfen hat, wäre verwirklicht. Viele andere Staaten werden ohne Weiteres von uns abhängig, sobald wir Herren von Chiwa sind; denn dieses ist ein vorgeschobener Posten, welcher den Verkehr zwischen Rußland einerseits, andererseits zwischen Buchara sammt Nordindien verhindern kann. Machen wir aber das Chanat Chiwa von uns abhängig, so wandeln wir es in eine Schildwacht um, welche jenen Verkehr gegen die Steppenvölker schützt. Diese mitten in einem Sandocean liegende Oase wäre dann ein Centralpunkt für den asiatischen Handel, und würde bis tief nach Indien hinein die Handelsübermacht des meerbeherrschenden Englands erschüttern."

Diese Worte sind, wie schon bemerkt, im Jahre 1819 geschrieben worden; seitdem hat Rußland seinen Zweck vollkommen erreicht. Nachdem Kaiser Alexander die Kirgisen völlig für sich gewonnen hatte, und die Chane derselben ihm in Orenburg Gehorsam und Treue gelobt, war für Rußlands Operationen gegen die Länder am Aral Rücken und Flanke frei.

Schon 1830 war Kaiser Nikolaus vorbereitet, in Innerasien energisch vorzugehen, und nur der Ausbruch der polnischen Revolution trat der Ausführung seiner Pläne hindernd entgegen. Aber 1837 nahm er sie wieder auf, und zwei Jahre später wurde die berühmte Expedition Perowski's gegen Chiwa ausgerüstet. Vorwand zum Einschreiten lag in Fülle vor. Der Zaar verlangte etwa zehntausend theils gefangene, meist aber von den chiwenzischen Usbeken und Turkomanen geraubte Unterthanen Rußlands zurück, welche als Sklaven in den chowaresmischen Oasen Feldarbeiten verrichten mußten. Der Chan antwortete stolz: „Rußland halte seinerseits mehr Chiwenzen gefangen, als er Moskowiter. „Ich kann," so entgegnete er auf die Forderungen Perowski's, „die Eigenthümer der Sklaven nicht zwingen, diese herauszugeben; wir sind, laut dem Koran, zum Kauf von Sklaven ermächtigt. In meinem eigenen Besitze habe ich etwa ein halbes Dutzend russischer Sklaven, und diese stellt Dir der Ueberbringer dieses Briefes zurück. Nimm sie von mir an, verlange aber nicht die Auslieferung von Sklaven, welche nicht mir gehören." Perowski erwiederte, er werde selber kommen und sie holen, nahm alle in Orenburg verweilenden Kaufleute aus Chiwa als Geiseln fest, und behielt ihre Karawanen zurück, während er zugleich den Kriegszug definitiv vorbereitete. Dieser war eine in St. Petersburg beschlossene Sache; der Chan von Chiwa aber schickte einen Geistlichen, den Mullah Hassan, zum englischen Residenten in Herat, um diesem von seiner Bedrängniß Kunde zu geben und Subsidien gegen Rußland zu verlangen. So tritt auch hier der Antagonismus der beiden großen Mächte hervor.

Perowski brach im Februar 1840 von Orenburg gegen das etwa 150 deutsche Meilen entfernt liegende Chiwa auf; aber in der Steppe überfielen ihn Burane, Schneewirbelstürme, welche sein Vordringen erschwerten. Trotzdem gelangte er bis

36 Stunden vom Aralsee an den Irgiz, wo er in fünf Fuß hohem Schnee lagerte, um besseres Wetter abzuwarten. Der Winter kehrte mit einer selbst dort im Kiptschack unerhörten Strenge ein, der Branntwein gefror, die Kälte stieg bis auf vierzig Grad, Menschen und Thiere starben in Masse, und auch nicht ein Mann wäre nach Orenburg zurückgekommen ohne Unterstützung der befreundeten Kirgiskaisaken. Der Zug war völlig mislungen. Aber England hatte inzwischen den bengalischen Artilleriehauptmann Abbot nach Chiwa geschickt, welcher dem Chan mit gutem Rath an die Hand ging. Er besaß die Dreistigkeit, seinen Weg nach England über Orenburg zu nehmen, wo Perowski ihn einige Zeit gefangen hielt und ihm unumwunden sagte: „Hätte ich Sie in Chiwa getroffen, so würden Sie mir haben über die Klinge springen müssen"*).

Der unglückliche Ausgang der Expedition schreckte Rußland nicht ab, sondern mahnte nur zu größerer Vorsicht. Es ging von nun an langsam aber sicher zu Werke, indem es eine Anzahl von Dampfern auf den Aralsee brachte, um den Amu Darja und den Sir Darja befahren zu lassen. Durch Lemm und Butakoff wurden die Küsten aufgenommen, und durch

*) Derselbe Keith E. Abbot, welcher längere Zeit in Herat verweilt hatte, wurde später zum englischen Consul in Teheran ernannt; er ist ein sehr gewandter Mann und ein gründlicher Kenner aller centralasiatischen Verhältnisse. Ich finde in dem Journal of the royal geographical society, London 1855, Vol. XXV., S. 1 bis 78, Bemerkungen über eine Reise, die er 1849 und 1850 durch das mittlere und südliche Persien unternommen hat. Er ging von Teheran nach Ispahan, und dann über Yezd, Kerman, Schiras nach Bender Abuschehr. Von dort schiffte er auf einem arabischen Boot zur Mündung des Schat el Arab hinüber, besuchte Mohammera, Bagdad und Babylon, und kehrte über Kermanschah und Hamadan nach Teheran zurück. Die Engländer sind überhaupt in Bezug auf alle Verhältnisse Persiens vortrefflich unterrichtet.

andere Reisende die Wüstenwege und Oasen genauer erforscht*). Erst nachdem alle Vorbereitungen von langer Hand her sorgfältig getroffen und fast anderthalb Jahrzehnte verflossen waren, unternahm dann im Frühjahr 1854 Perowski seinen zweiten Zug gegen Chiwa. Mit einer Streitmacht von siebzehntausend Mann gelangte er von Orenburg glücklich bis zum Aralsee, und drang am Amu-Darja und auf demselben bis ins Innere von Chiwa, wie er sagte, „in durchaus friedlicher Absicht und um den Herrschern von Buchara und Kabul Vorschläge zu machen, deren Verwirklichung den Uebergriffen der Engländer eine Schranke zu setzen geeignet sei. Die Engländer seien Gebieter des Indus, und als solche nicht nur den genannten Herrschern, sondern auch dem Selbstherrscher aller Reussen in hohem Grade gefährlich." Diese Sprache war nicht minder offen, wie jene Murawieff's im Jahre 1819. Perowski drang bis auf bucharisches Gebiet vor, dessen Chan, so weit wir unterrichtet sind, nun mit Rußland ein Bündniß eingegangen ist. In Bezug auf Chiwa war der Erfolg vollständig. Denn der Vertrag, welchen der Gebieter des Landes mit Rußland abgeschlossen hat, mediatisirt ihn. Man sehe den Wortlaut: „Beide Theile wollen Freunde sein, und Rußland verspricht, sich bis ans Ende der Welt niemals in die inneren

*) Butakoff hat aus Orenburg unterm 19./31. August 1852 einen Bericht über seine Untersuchungen im Aralsee an die geographische Gesellschaft in London geschickt, und eine Karte beigefügt; er steht Journal of the royal geographical society. Vol. XXIII. 1853. S. 93 bis 101. Die Reiserouten Lemms hat Kiepert in seine Karte von Turan eingetragen, aber das Detail der Vermessungen wurde, wie leicht erklärlich, vom russischen Kriegsministerium als Geheimniß zurückgehalten. (Erst Kaiser Alexander hat sie der Wissenschaft zugängig gemacht und Petermann bringt in seinen vortrefflichen geographischen Mittheilungen neue und werthvolle Angaben über die russisch-asiatischen Grenzlande.)

Angelegenheiten Chiwa's zu mischen. Am Hofe des Chans soll ein Gesandter des Czaars residiren; an die Spitze von 10,000 Reitern des Chans sollen zehn russische Oberoffiziere treten, welchen der Chan den Sold aus den Subsidien zu zahlen hat, die er von Rußland erhält. Alle persischen, russischen, afghanischen und bucharischen Sklaven, welche sich dermalen im Reiche Chiwa befinden, sollen freigelassen werden, nachdem Rußland den Besitzern derselben die Hälfte des Geldwerthes der Sklaven bezahlt hat. Die Freunde und Feinde des einen Staats sind auch jene des andern. Rußland darf im Bezirke Urgendsch Kasernen bauen und dort Truppen aufstellen; als Miethpreis für die Kasernen zahlt der Kaiser aller Reußen dem Chan jährlich zehntausend Tomans; Rußland will sich aber aus diesen Cantonnements zurückziehen, nachdem dieser Bundes- und Freundschaftsvertrag zwanzig Jahre in Kraft gestanden hat."

Dieser Tractat ist bündig und seine Tragweite klar genug, wenn man hinzunimmt, daß Rußland am rechten Ufer des Jaxartes, unweit der Mündung, das Fort Aralsk und auf einer Insel im Aralsee das Fort Kos Aral gebauet und mit starken Besatzungen versehen hat. Die Lage für beide ist vortrefflich gewählt, sowohl Chiwa als Buchara gegenüber. In Europa übersah man zu jener Zeit die volle Bedeutung des Vertrags, wenigstens wurde, so viel wir wissen, in Deutschland dieselbe nicht scharf accentuirt. Nur der Pariser Moniteur nahm 1854 Anlaß, scharfe Ansichten über Rußlands Politik in Asien auszusprechen, welche immerfort Veranlassung suche, sich einzumischen.

Wie großen Werth man übrigens in Rußland auf die Gegenden am Aralsee legt, ist schon von Pitschugin (in der Nordischen Biene vom 6. April 1848) ausgesprochen worden. Endlich schreibt er, sei der lang gehegte Wunsch erfüllt; „wir haben am Aralsee festen Fuß gewonnen und auf ihm den Fisch-

fang eröffnet.“ Seit 1841 führen die Russen Krapp aus Buchara und Chiwa ein, 1847 holte die aralische Handelsgesellschaft von diesem Erzeugnisse schon 20,000 Pud, und auf ihre Anregung wurde der Anbau dieses Färbestoffes beträchtlich ausgedehnt; auch brachten die Russen aus Buchara 40,000 Pud Baumwolle. Aber belangreicher war der Handel mit Indigo, welchen sie seit 1845 in Buchara und Taschkend kaufen. Am meisten wird er am Amu gebauet. Pischugin ruft aus: „Auf dem Amu können wir bis vor die Thore von Afghanistan gelangen; dort liegt das reiche Feld des Handels, wohin die russischen Kaufleute in Zukunft streben müssen. Es bedarf dazu weiter nichts, als daß wir uns rühren; dort ist uns nicht nur der Indigo zur Hand, sondern sein Vaterland Indien selbst.“ Der genannte Kaufmann geht näher auf den Karawanenhandel ein, und erörtert, was es gekostet habe, den Weg nach Chiwa, Buchara und Taschkend zu eröffnen; dann fährt er fort: „Jetzt ist die halbe Arbeit gethan; ich habe unternehmende Handelsgenossen gefunden, nun gehen unsere Waarentransporte in großem Maßstabe nach jenen Plätzen und auch nach Kokand, und von dem letztern aus wollen wir kleinere Transporte nach Samarkand und Kaschgar schicken. Die Engländer, welche kein Geld sparen, nähern sich mit ihrer gewöhnlichen Rührigkeit Mittelasien, und wir finden auf jenen Märkten viele englische Waaren, namentlich Zitze. Unsere Handelsagenten berichten mir, daß die Engländer sich bemühen, über Kaschgar nach China vorzudringen (um in Nordchina dem russischen Handel Concurrenz zu machen), auch haben sie directe Pläne auf Buchara. Wenn der englische Handel über so ungeheuere Land- und Meeresstrecken dringt, was hindert uns, die wir doch viel näher sind, in die Nachbarschaft Indiens zu gelangen?“

Gerade eine solche Nachbarschaft sucht England abzuwehren, und seine Agenten überwachen seit 1832, als Alexander Burnes und Gerard Innerasien durchzogen, den Rival auf Schritt und Tritt. Aber es hat, aus den weiter oben entwickelten Ursachen, in Turan und Persien ihm das Feld überlassen müssen. Nachdem England das Reich der Sikhs den Besitzungen der ostindischen Compagnie einverleibt und Peschawer besetzt hatte, trachtete Kaiser Nikolaus nach einem Hafen an der Südküste des kaspischen Sees in persischem Gebiete; er beantragte schon 1850 beim Schah die Abtretung des mehrfach erwähnten Asterabad*); als Entgelt dafür wolle er die Zahlung der Summen nachlassen, mit welchen Persien von früher her im Rückstande sei. Der Schah darf seit dem Friedensschlusse von Turkmantschaï, also seit dreißig Jahren, kein Kriegsschiff auf dem kaspischen See halten, und die russische Flotille, welche von Astrachan aussegelte, konnte, ohne Widerstand zu erfahren, die Insel Aschura besetzen, durch die der Eingang zum Hafen von Asterabad völlig beherrscht wird; in der letztern Stadt wohnt seitdem ein russischer Consul. Rußland ließ zugleich die Grenzfestung Lenkorân am Westufer des Sees nach einem schon von Peter dem Großen entworfenen Plane erweitern und vergrößern. In diesen Tagen meldeten die Zeitungen, daß von dort aus ein Geschwader abgegangen und bei der persischen

*) Wir haben eine ausführliche Schilderung der persischen Provinz Asterabad vom Baron Cl. Bode, der Persien genau kennt und namentlich auch Luristan bereist hat. Aperçu geographique et statistique de la Province d'Astérabad en 1841, in den Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Weimar 1849. Bd. I., S. 375 bis 430. Sehr belehrend in diesem Aufsatz ist besonders auch der Abschnitt über die Yamuds und Goklans, weil man sieht, in wie losem Abhängigkeitsverhältnisse diese Turkomanenstämme vom Schah stehen, und wie leicht sich von anderer Seite auf sie einwirken läßt.

Stadt Enseli in Gilân Truppen ans Land gesetzt habe; nichts würde sie also hindern, die Provinzialhauptstadt Resch t zu occupiren.

Auf der Ostseite des kaspischen Meeres unweit vom Kap Karagan liegt die Festung Nowo Petrowsk, welche diese Küste des Binnenmeeres beherrscht, nur achtzig bis neunzig Meilen vom Aralsee. Um zwischen beiden Positionen eine ungestörte Verbindung zu gewinnen, hat Rußland die auf dem truchmenischen Isthmus umherziehenden Turkomanenstämme längst dadurch für sich gewonnen, daß es ihnen Jahrgelder zahlt. Sie sind mit dem stets freigebigen Czaar besser befreundet als mit dem Schah, dessen Truhen gewöhnlich leer stehen, und wer jenen habsüchtigen Nomaden Geld zahlt, kann über sie verfügen*).

Wir glauben die Fortschritte, welche Rußland in Asien gemacht hat, und die gegenwärtige Stellung dieser Großmacht

*) Ueber die dortigen Verhältnisse erhalten wir durch M. J. Iwanins Fahrt nach der Halbinsel Mangyschlak 1846 (Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft, S. 605 ff.), mannigfachen Aufschluß. Neu Petrowsk ist auf dem Wasserwege nur 300 Werst von Astrachan entfernt, und jetzt wird die Verbindung zwischen beiden Punkten durch Dampfer unterhalten. Die von Chiwa kommenden Karawanen laden hart am Hafen ab. Schon 1803 hatte Rußland den Plan gefaßt, den karaganischen Meerbusen zu befestigen. Im schwarzen Gebirge, Karatau, und auf anderen Punkten der Halbinsel fand Iwanin Steinkohlen. Nachdem er den vortheilhaften Handel Rußlands mit den Kirgisen und Turkomanen geschildert, sagt er: „Es ist zu hoffen, daß der Handel des mittlern Asiens, Afghanistans und des östlichen Persiens seinen natürlichen Weg über Chiwa, Neu-Petrowsk, Astrachan und auf der Wolga nach Nischni-Nowgorod gehen werde.“ Seine Vermuthung, daß durch die Anlage von Neu-Petrowsk der kaspische Handel einen Aufschwung nehmen werde, hat sich seit 1846 verwirklicht, und die einst in Astrachan auslaufende große russische Eisenbahn wird ihn noch mehr beleben.

genügend nachgewiesen zu haben, müssen aber noch eines Punktes erwähnen, welcher in nicht geringem Maße die Abhängigkeit Persiens mit bestimmt. Wir meinen die sogenannte Araxesgrenze. Rußland stellte 1828, während der Verhandlungen, welche dem Friedensschlusse von Turkmantschaï vorhergingen, als Regel auf, daß fortan das Gebiet beider Staaten durch den Stromlauf des Araxes gebildet werden solle, fand es aber seinen Interessen zusagend, an drei Punkten über denselben hinauszugehen. Im obern Theile, südlich von Eriwan, eignete es sich den Landstrich an, welcher am rechten Ufer bis an den Ararat reicht. So gelangte es bis in die Nähe des türkischen Platzes Bajasid, welchen es während des letzten Krieges rasch besetzte, und von wo aus seine Truppen gegen Kars rückten. Sodann behielt es sich weiter abwärts den Brückenkopf von Abbasabad auf dem rechten Ufer vor (etwas nördlich vom 39. Breitengrade, 63 Grad östlicher Länge von Ferro), sicherte sich damit einen Uebergang über den Fluß, und bekam die Straße nach der Stadt Choï und den westlichen Theil von Aserbeidschan in seine Abhängigkeit. Drittens endlich nahm es am untern Laufe auf dem rechten Ufer die Hälfte der Landschaft Mogan und den größten Theil von Talysch mit der Stadt Lenkoran, südlich bis Astara, und gewann somit eine bedeutende Küstenstrecke. Auf diese Erwerbung ist um so mehr Werth zu legen, weil es dem untern Laufe des Araxes völlig an Fuhrten mangelt, Rußland aber im Besitze des rechten Ufers jederzeit in die Provinz Ghilan einrücken kann.

Rußlands Politik in Asien war von Anfang an weitsehend und klug berechnet, seine Machtentfaltung ist großartig und seine Erfolge sind von reeller Art. Es ist in jenem Erdtheil unangreifbar, wenn man vom Kaukasus absieht.

Indien und China.

Heinrich Kiepert's Karten von Indien und Ost-Asien (Blätter 29 und 30 des Atlas) haben gegenwärtig ein erhöhtes Interesse. Sie stellen Länder dar, welche immer mehr in den Kreis europäischer Einflüsse gezogen werden und sich auf die Dauer der Theilnahme am großen Weltverkehr nicht entziehen können. Alles Zaudern, jeder Widerstand der Ost-Asiaten wird zuletzt vergeblich sein, jener Verkehr wird ihnen aufgedrungen, denn der ganze Zug der Dinge gestattet ferner nicht, daß eine der schönsten und fruchtbarsten Regionen der Erde noch länger vereinsamt und abgeschlossen bleibe. Alles Land vom bengalischen Meerbusen bis Japan wird nach und nach immer mehr aufgeschlossen werden.

Sobald einmal europäische Hebel kräftig angesetzt werden, nimmt die Sache einen raschen Verlauf; dazu kommen gegenwärtig noch die Einwirkungen der Nordamerikaner. Vor nun einhundert Jahren begannen die Engländer in Indien eine thätige Rolle zu spielen, und heute sind sie dort Gebieter eines Reiches, das anderthalbhundert Millionen Unterthanen zählt; ihre Herrschaft reicht von den Grenzen Beludschistans bis auf die Halbinsel Malacca, von Ceylon bis in den Himalaya und über den Indus hinaus. Sie haben das birmanische Reich zerstückelt, Siam in den Kreis ihrer Interessen hineingezogen,

im malayischen Archipelagus festen Fuß gewonnen und mit Japan einen Vertrag abgeschlossen. Durch sie wurden große Handelshäfen China's dem Handel aller Völker zugängig gemacht, und Hong-Kong, eine allerdings kleine, aber durch ihre Lage vor der südchinesischen Küste wichtige Insel, ist eine britische Besitzung. In jenem Lande sind die Interessen der Europäer und Amerikaner gemeinsam; ihnen allen liegt daran, ungehindert auf sicherer Grundlage beruhende Handels-Verbindungen mit einem Reiche herzustellen, das mehr als dreihundert Millionen Seelen zählt und eine Fülle werthvoller Erzeugnisse liefert. Der europäisch-amerikanische Austausch ist dort seit fünfzehn Jahren von immer größerer Bedeutung geworden und einer unberechenbaren Steigerung fähig, sobald einmal die Sperren und Schranken in Ost-Asien fallen.

Und fallen werden sie, gleichviel, ob über kurz oder lang, und europäisches Leben wird jene Gegenden in ähnlicher Weise durchströmen, wie die Länder am Ganges und Indus. Aber umändern wird europäischer Einfluß die Chinesen und Japaner eben so wenig, wie er die Hindu umzugestalten vermag. Er geräth dort in Berührung mit Civilisationen, welche über die Zeiten des Anbeginns der Geschichte von Vorder-Asien und Europa hoch hinaufreichen; er trifft zusammen mit uralten Gesittungen, die ihren Bestand nach Jahrtausenden rechnen, und welche so ganz eigenartig, dermaßen in sich gefestet und mit der ost-asiatischen Menschheit so innig verwachsen sind, daß es abermals mancher Jahrtausende bedürfen wird, um sie einiger Maßen zu modificiren. Der ferne Orient von Asien ist wunderbar zäh, und die verschiedenen Culturkreise jener Region bilden massenhafte Körper; sie liegen ungeheuer compact neben einander. Alles, was sie an inneren Berührungen mit einander gemeinsam haben, ist lediglich religiös und durch den Buddhismus vermittelt, der sich in jedem einzelnen Lande ein besonderes Gepräge gegeben hat; er ist ein anderer in Indien,

wo er entstand, und ein anderer in China oder in Japan. Die Staaten zwischen dem südchinesischen Meere und der Ostküste des bengalischen Meerbusens — Birma, Siam und Cochinchina — sind ohne selbstständige Cultur, sie haben stets nur empfangen, nie etwas gegeben, weil es ihnen an einem selbstständigen Leben fehlte und auf sie der Einfluß mächtiger Nachbarn bestimmend und leitend einwirkte.

Auch das politische Leben ist in jedem der drei großen Culturländer, Indien, China und Japan, ganz abweichend und verschieden gestaltet. In Indien wurde schon im hohen Alterthum der sogenannte kaukasische Menschenschlag herrschend, jener hindu-sanskritische Stamm, welcher noch heute einen großen Theil der Bevölkerung umfaßt. In ihm liegen die Culturquellen, aus welchen auch das westliche Asien und Europa geistig befruchtet wurden; er bildete den Mittelpunkt einer gewaltigen Civilisation, deren höchste Blüthe sich anderthalbtausend Jahre vor unserer Zeitrechnung entfaltete. Im südlichen Indien, im heutigen Dekkan, sind diese Arier schon vor mindestens zweitausend Jahren aufgetreten, und wir bewundern noch heute die Trümmer jener gewaltigen Denkmäler, welche sie dort gründeten. Welche andere religiöse, gesellschaftliche oder ethnologische Form reicht viel weiter zurück? Ihr Anbeginn liegt über alle Geschichte hinaus, aber wir besitzen Zeugnisse in Fülle für die wunderbare und gewaltige Geistesthätigkeit, welche diese arischen Menschen bereits entfaltet haben, während über unserem Erdtheile die Nacht der Barbarei lag. Als manche andere Völker nur erst Hieroglyphen oder symbolische Zeichen kannten, bedienten jene sich längst eines Alphabetes, das vielleicht semitischen Ursprungs war; früh sind bei ihnen Propheten und heilige Sänger aufgetreten; ihre schönsten epischen Gedichte reichen hoch in's Alterthum, und Menu's Gesetzbuch ist der älteste Rechtscodex der Welt. Als König Alexander am Indus erschien, war die indische Cultur schon alt; der Brah-

manismus hatte bereits seine Ursprünglichkeit und seine logischen Evolutionen erschöpft und war im Rückgange begriffen. Seit den Tagen des Macedoniers ist jene arische Gesellschaft mit der übrigen Welt durch Kriege, Pilgerfahrten und Handel in Berührung gekommen, aber während dieser zwei Jahrtausende hat sie gegen alles sich ablehnend verhalten, was nicht in ihrer eigenen Vergangenheit wurzelt. Mit Recht kann man sagen, daß sie in die Adoration ihrer selbst versunken sei. Sie hat allezeit das Sichtbare dem Unsichtbaren geopfert, die lebendigen, greifbaren Thatsachen der Speculation und der Theorie Preis gegeben, und besitzt wohl großartige Dichtungen, aber kein einziges Geschichtswerk. Die Erinnerung an das jugendliche Heroen-Zeitalter ist in Mythen begraben; Alles geht im indischen Pantheon auf, und geschichtliche Erinnerungen, lebendige historische Continuität fehlen diesen brahmanischen Hindus, sie sind ihnen für immer abhanden gekommen, und deshalb spielen sie auch nur eine passive Rolle.

Als die Fremden erobernd in das reiche Wunderland eindrangen, konnten die Hindu tausende von Göttern anrufen, aber keinen einzigen menschlichen Helden namhaft machen, dessen Großthaten ihnen zum nationalen Vorbilde hätten dienen mögen. Nachdem das Brahminenthum sich einmal festgestellt hatte, ließ es keinerlei Reform aufkommen; es verknöcherte. Der Buddhismus unterlag und fand außerhalb der Grenzen Indiens eine friedlichere Heimath. Aber schon im ersten Jahrhundert der Flucht des arabischen Propheten erschienen Anhänger des Islam am Indus; in derselben Zeit, da bei uns in Deutschland fränkische Kaiser das Scepter führten, strömte ein Turkomanen-Häuptling, Sultan Mahmud der Ghaznavide, nach Kaschmir, in das Pendschab, bis Gudscherat und Kanodsch, und durchzog plündernd das Land. Die Brahminen konnten den Islam nicht abhalten, dessen Anhänger sich in Indien niederließen und Reiche gründeten, von welchen jenes des großen Moguls

zu einem Weltrufe gelangte. Aber nach einer Dauer von etwa zweihundert Jahren gerieth es in Verfall; es scheint, als ob weder in Indien noch in China der Herrschaft nordischer Eroberer eine lange Zeitfrist zugemessen sei. Die muselmännische Gewalt ist nicht danach angethan und hat nicht die innere Begabung, um den atomistischen Elementen des Hinduwesens einen bindenden Kitt zu liefern, welcher demselben seit zwei Jahrtausenden abhanden gekommen ist. Der Fatalismus des Koran besitzt keine Formel, um den pantheistischen Fatalismus der Brahminen zu bannen; das Volk hat sich in der Kaste verrannt und verknöchert; Alles geht auf in den verschiedenen Kasten, deren Begriffe und Interessen den Einzelnen so in Anspruch nehmen und so völlig mit Beschlag belegen, daß der Begriff von Vaterland und Vaterlandsliebe in unserem Sinne gar nicht vorhanden ist. Daraus erklärt sich auch, weshalb England sich so rasch das Land erobern, sich immer weiter ausdehnen konnte und mit wenigen europäischen Regimentern und Beamten ein ungeheures Reich behaupten kann.

Man werfe einen Blick auf Kiepert's Karte von Indien (Blatt 29 des Atlas) und auf das Nebenblatt, welches eine Uebersicht der Zeitfolge der britischen Erwerbungen in Indien giebt. Vor nun gerade einhundert Jahren begannen die Eroberungen; sie gingen vom Delta des Ganges aus, und sind vorerst abgeschlossen mit der Einverleibung von Pegu, des unteren Irawaddy-Landes. Ein amerikanischer Missionar, David O. Allen, der ein Werk über Indien veröffentlicht hat, das im Ganzen nicht viel Neues mittheilt, erörtert die Frage, was wohl aus Indien geworden wäre, wenn statt Englands die Franzosen dort die Oberherrschaft errungen hätten, und spricht als seine Ueberzeugung aus, daß das Land durch die englische Herrschaft wesentlich gewonnen habe. Es besitze nun Schutz für alle Classen und jede Glaubensmeinung und erfreue sich, trotz mancher Mängel, einer Freiheit, wie es sie zuvor nie gekannt.

Sicherheit für Leben und Eigenthum sei allgemein, und mehr Ruhe und bessere Verwaltung, als man je unter einer einheimischen Regierung gehabt hat, gleichviel, ob unter einer indischen oder mohammedanischen. Dieser Ausspruch ist richtig, aber Englands Herrschaft bleibt darum doch etwas Fremdartiges in jenem asiatischen Lande. Man erträgt sie, weil man muß und keine Kraft besitzt, sich ihrer zu erwehren. Eine ihrer Hauptstützen liegt in der passiven Zufriedenheit der großen Masse der Hindu-Völker, während die Mohammedaner grollen und die Tage nicht vergessen können, da sie noch Gebieter waren.

Aber noch ein anderer, ganz eigenthümlicher Umstand trägt dazu bei, die Gewalt der Engländer den Hindus genehm zu machen. Schon Sultan Baber, der Timuride, welcher zu Delhi das Reich des großen Moguls gegründet, hat in seinen anziehenden Denkwürdigkeiten eine Bemerkung, welche wesentlich zum Verständniß der indischen Verhältnisse beiträgt. Es komme, sagt er, in diesen Ländern nur äußerst selten vor, daß die höchste Gewalt sich in regelmäßiger Weise vererbe. Es gebe einen Thron, welcher für den König bestimmt sei, eben so seien Sitze oder Plätze für die Emire, Wesire und Mansabhars vorhanden. „Aber lediglich der Thron und diese Ehrensitze bilden für die Völker den Gegenstand der Ehrfurcht und Hochachtung. Jeglicher dieser Würden ist eine gewisse Zahl von Unterbeamten beigegeben, Diener, welche verschiedene Rangstufen einnehmen und gleichsam zum Hausgeräth der Amtsverrichtung gehören; sie sind Sachen, welche der Stelle anhaften, nicht aber dem Manne, welcher gerade das Amt bekleidet. Diese Regel findet auch auf den Thron des Herrschers Anwendung. Wer den König tödtet und dessen Thron einnimmt, wird auch ohne Weiteres als König anerkannt. Emire, Soldaten, Handwerker und Arbeiter unterwerfen sich alsbald und sehen in dem neuen Throninhaber einen eben so rechtmäßigen Herrscher, als in jenem, welcher den Thron vor ihm eingenommen."

Schon allein eine solche Auffassung zeigt klar, daß in den Staaten Indiens kein eigentlich nationales Bewußtsein und kein Patriotismus vorhanden ist; das Volk unterwirft sich den Thatsachen, wie sie eben kommen, und gleichviel, woher sie kommen. Ohnehin war Indien stets in eine große Menge von Staaten getheilt und ein Gefühl oder Bewußtsein von Zusammengehörigkeit nicht vorhanden; ein kräftiger Eroberer fand deshalb ein verhältnißmäßig leichtes Spiel. Das alles ist in China anders. Hier tritt uns eine compacte Cultur-Masse entgegen, die sicherlich nicht jünger ist als die indische, und noch weit mehr in sich geschlossen. Aber nicht wie dort durch Hierarchie und Kaste, sondern in Folge einer staatlichen Auffassung, die ganz eigenthümlich dasteht. China ist seit dem Anbeginn in allem Wesentlichen dasselbe geblieben. Wenn, seinen Jahrbüchern zufolge, die drei mythischen Urherrscher des Landes zusammen einundachtzigtausend sechshundert Jahre regiert haben, so wird damit nur angedeutet, daß die Gründung des Reiches sich in die Nacht der Zeiten verliere; aber bis zweitausend neunhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung steigen die Ziffern der Annalen hinauf. Damals saßen Fürsten aus der Dynastie der Wuti auf dem Throne, und man kann die Herrscherstämme verfolgen bis auf jenen der Tatsing, welcher 1644 auf den Thron gelangte und bis heute regiert hat.

Die Staats-Begriffe der Chinesen sind grundverschieden von den europäischen, und Thomas Taylor Meadows hat es jüngst wieder in seinem umfangreichen Buche: The Chinese and their rebellions etc. (London 1856. 40 u. 656 S.), ausführlich nachgewiesen. Der Kaiser ist absolut, weil er in den Augen seiner Unterthanen für einen Sohn des Himmels gilt; das heißt, er ist das erwählte Mittel, der irdische Repräsentant der Vorsehung, welche die Chinesen mit dem Worte Himmel, Tien, bezeichnen. Aber dieses göttliche Recht hat er nicht etwa durch die Geburt; der Begriff eines solchen Ver-

hältnisses ist dem Volke durchaus fremd; ein sogenanntes göttliches Recht, das vererbt werden könnte, ist nicht vorhanden, und solche Kaiser, welche etwas dem Aehnliches einzuführen trachteten, fanden allezeit scharfen Widerstand bei den Mandarinen, die am hergebrachten Princip festhielten. Der Monarch ernennt auf dem Sterbebette seinen Nachfolger, aber das göttliche Recht des letztern stellt sich erst dadurch ein und heraus, daß er gut regiert, sich nach den Vorschriften der heiligen Bücher richtet. Sobald er den Geboten und Lehren derselben zuwiderhandelt, gilt er flugs für einen Usurpator. Aber er ist „Sohn des Himmels", wenn er ihnen gemäß handelt. Sobald unter seiner Regierung Hungersnoth, Krieg, Pestilenz, Ueberschwemmungen ꝛc. das Land heimsuchen, nimmt das Volk an, dem Kaiser sei der Tien ming oder himmlische Auftrag vom höchsten Wesen entzogen, und nur Buße und Reue mag ihn retten; dauern aber die Calamitäten fort, so erachtet man den Aufstand als ein gerechtfertigtes Mittel, ihnen ein Ende zu machen.

Theoretisch gilt der Satz, daß nur der Beste und Weiseste Kaiser sein solle, und deshalb ernennt der Monarch nicht etwa den ältesten Sohn zum Nachfolger, sondern jenen, welchen er für den Tüchtigsten hält. Eine Aristokratie der Geburt hat China nicht; es bildet einen schroffen Gegensatz zu der Geschlossenheit der indischen Kasten. In den Büchern ist zu lesen, daß nur die „Guten, mit Talent Begabten, Würdigen und Tüchtigen" Aemter bekleiden sollen. Die geistige Tüchtigkeit erkennt man in den wissenschaftlichen Prüfungen; nur wer diese gut besteht, kann zu einer Würde gelangen. Will man für China eine Aristokratie annehmen, so ist es allein jene der wissenschaftlichen Bildung, denn nur diese bringt Ansehen und Würden. Mit dem Despotismus der mohammedanischen Staaten hat die Regierungs-Form China's nichts gemein, und das System der vollziehenden Gewalt ist zugleich

so gigantisch und so kleinlich, wie in keinem andern Lande. Alles, was sie thun soll und darf, ist durch Verordnungen vorgeschrieben, welche die Kaiser erlassen haben, und der ungeheure Ballast der Gesetzgebung wurde sorgfältig codificirt. Diese aber ist nicht etwa dynastisch, sondern uralt, national und gedruckt in Jedermanns Händen. Das chinesische Recht ist somit lebendig und der Kaiser darf, wenn er Gesetze giebt, nicht etwa seinem Eigenwillen oder Belieben folgen, sondern muß seine Verfügungen auf das ältere Gesetz stützen, sie aus diesem herleiten. Wo er das nicht gethan hat, wurde er verachtet, es entstanden Unruhen, und zuletzt machten Rebellionen seiner Dynastie ein Ende. Eine gelungene Rebellion gilt für gesegnet vom Himmel; Revolutionen, Umwälzungen des Staatswesens, kennt China nicht. Die Regierung, auf Gesetz, Vorschrift und moralische Zustimmung der Unterthanen begründet, kann nicht als eine despotische betrachtet werden; aber in Form und Maschinerie erscheint sie als patriarchalisch-autokratisch. Der Beamte ist in seinem Geschäftskreise absolut, jeder, bis zum Kaiser hinauf. „Das chinesische Volk", sagt Meadows, „hat nicht das Recht, Gesetze zu geben, oder sich zu besteuern, oder eine schlechte Verwaltung durch Parlamentsabstimmung und Subsidienverweigerung zu entfernen; es hat aber das Recht der Rebellion." Gegenwärtig wird dasselbe gegen die Mandschu-Dynastie geltend gemacht. China hat nur eine einzige Staats-Veränderung erfahren, damals, als vor etwa zweitausend Jahren das Centralisations-System an die Stelle der feudalen Regierungsform trat. Bis dahin war das Reich in Staaten getheilt, deren Herrscher in Folge ihres Geburtsrechtes vom Kaiser belehnt wurden.

Während die Hindu sich in die Fremdherrschaft fügen, tragen die Chinesen bei ihrem scharf ausgeprägten nationalen Bewußtsein die Obergewalt der Mandschu nur mit innerm Widerstreben. Schon im dreizehnten Jahrhundert hatten Nach-

folger Dschingischan's, Mongolen-Fürsten, die einheimische Dynastie der Yuen gestürzt; sie wurden aber, bevor hundert Jahre verflossen, aus dem Lande getrieben, und von 1368 bis 1644 regierte dann die Ming-Dynastie, deren letzter Kaiser dem Rebellen Litse-sching erlag.

Während der inneren Fehden wurden die Mandschu ins Land gerufen; aber erst nach langen blutigen Kriegen errangen sie die Herrschaft, welche sie auf Militärgewalt stützen mußten. Dadurch kam der erste Bruch in das chinesische Staatswesen. Die Mandschu bildeten eine herrschende, bewaffnete Kaste, sie verlegten in die großen Städte neue Besatzungen, die Weib und Kind bei sich hatten und in ihren Tatarenstädten, welche sie dicht neben den chinesischen gründeten, einen Gegensatz zu den Eingeborenen bildeten. Der Chinese sah täglich, daß er unter Fremdherrschaft stand; die Mandschu sind stets selbstbewußt und übermüthig aufgetreten; der Chinese haßt sie und betrachtet sie nicht als seine Landsleute. Ohnehin beförderten die Kaiser vorzugsweise ihre Stammesgenossen zu den höchsten Aemtern und Würden, ohne daß dabei Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit den Ausschlag gegeben hätte. Und das war der zweite Bruch mit dem chinesischen Staatswesen, das nichts von irgend welcher Bevorzugung durch die Geburt kennt. Die Chinesen fühlten sich gedrückt und zurückgesetzt, und in Folge aller dieser Umstände riß eine Demoralisation ein, die immer weiter um sich griff. Dazu kamen Finanz-Bedrängnisse; um denselben zu begegnen, wurden vom kaiserlichen Hofe die Aemter verkauft.

Es war ein dritter Bruch, daß statt der „Würdigen und Tüchtigen" solche Bewerber Stellen erhielten, die kaufen und bezahlen konnten. Mißbrauch der Amtsgewalt kam häufiger vor; dieser rief Aufstände hervor, deren Unterdrückung die Finanzen noch mehr beschwerte. Die Regierungen der beiden Vorfahren des jetzigen Kaisers werden in China für unglücklich angesehen, und diese Meinung hat in nicht geringem Grade

dazu beigetragen, das Ansehen und die Stellung der Mandschu zu untergraben. Aber den härtesten Schlag versetzte ihr der erste Krieg mit England, in welchem es klar wurde, daß die Mandschu den europäischen Barbaren gegenüber nicht Stand hielten, und daß auch die kaiserliche Flotte durchaus ohnmächtig war. Man mußte den fremden Handel und Wandel in fünf Seehäfen gestatten, ihnen Gebiet abtreten und, nachdem der Krieg schon große Summen verschlungen hatte, noch siebenundzwanzig Millionen Dollars zahlen. Die Folge von allem dem war, daß der Aemterverkauf ausgedehnt, Corruption und Bedrückung ganz allgemein wurden, Räuber zu Land und See große Verheerungen anrichteten, und zuletzt 1850 der Aufstand der Taïping ausbrach, der als seinen Hauptzweck den Sturz der Mandschu-Dynastie erstrebt, um einen Kaiser aus chinesischem Blut auf den Thron zu heben. Während diese Rebellion seit acht Jahren einen großen Theil des Landes ergriffen hat und der Kaiser in Peking auf seinem Throne wankt, ist vor einigen Monaten der zweite Krieg mit England ausgebrochen. Das blutige Schauspiel wurde eröffnet mit Mord und Brand, ein beträchtlicher Theil der Stadt Kanton und die europäischen Factoreien sind ein Raub der Flammen geworden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß einmal zwischen den westlichen Barbaren und den Söhnen des Mittelreichs wieder ein Krieg ausbrach. Denn jene sind unwillkommene Gäste, die man nur mit Widerwillen im Lande sieht. Die Verträge, kraft deren sie sich in den Hafenstädten aufhalten dürfen, sind erzwungen worden; aber die chinesische Regierung hat die Bestimmungen nicht gehalten oder nicht genau erfüllt, und auch die Fremden haben sich manche Uebergriffe zu Schulden kommen lassen. Die Verhältnisse waren dermaßen gespannt, daß eine scheinbar geringe Veranlassung hinreichte, um einen offenen Bruch herbeizuführen. Auch die Nordamerikaner sind in die chinesischen Wirren verwickelt und die ganze abendländische Ci-

vilisation macht gemeinschaftliche Sache gegen die chinesische Regierung. So sieht sich diese von zwei Seiten her bedrängt. Im Innern hat sie den Aufstand der Taïping, an den Küsten muß sie versuchen, ob sie sich der fremden Barbaren erwehren kann. Das Letztere ist durchaus unwahrscheinlich; die europäischen Dampfer und Kanonen werden auch diesmal dem Sohne des Himmels Gesetze vorschreiben, und sein Reich wird definitiv dem auswärtigen Verkehr eröffnet werden. Denn darauf ist es doch zuletzt abgesehen, und wir dürfen nicht annehmen, daß man die gegenwärtigen, in vieler Beziehung günstigen Umstände unbenutzt lassen werde, um einen großen Zweck zu erreichen. (Der Ausgang ist bekannt; China unterlag.)

Wie aber auch die Resultate ausfallen mögen, die urthümliche chinesische Civilisation wird sich unangetastet zu erhalten wissen und durch gesteigerten Verkehr mit Europäern nichts von ihrer Eigenthümlichkeit einbüßen. Die Chinesen kleben nicht an der Scholle, in ihrem großen ungemein dicht bevölkerten Lande findet ununterbrochen eine großartige Bewegung hin und her Satt, und alljährlich wandern viele Tausende von Männern außer Landes. Was der indische Archipelagus an rationellem Ackerbau, an schwunghaftem Betrieb der Gewerbe, an Bergbau und ausgedehntem Handel (hier von den Europäern abgesehen) besitzt, verdankt er den Chinesen. Man hat sie nicht ohne Grund als ein sehr verständiges Colonialvolk bezeichnet, aber ihre Ansiedlungs-Verhältnisse sind eigenthümlicher Art und mit jenen der europäischen Auswanderer in Amerika nicht zu vergleichen. Der Chinese kommt in geschlossenen Gruppen in das Land, in welchem er sich niederläßt, aber er erscheint ohne Weiber, denen streng verboten ist, das Mittelreich zu verlassen. Für eine Uebertretung dieser Verfügung werden die Angehörigen einer solchen Frau zur Verantwortung gezogen, und diese haben somit ein lebhaftes Interesse daran, daß die kaiserlichen Gebote beachtet werden.

Der Chinese hat eine große Anhänglichkeit an seine Heimath, und in der Fremde verläßt ihn niemals der Gedanke, ins Vaterland zurückzukehren, nachdem er sich bereichert habe. Ueberall im Auslande hält er sich zu seinen Landsleuten, wohnt in eigenen Stadtvierteln, den sogenannten chinesischen Campongs. Er nimmt sich sein Weib im Auslande, aber die Mischlinge, welche er erzeugte, läßt er in der Fremde zurück. Der Chinese bildet überall im Osten der Halbinsel von Malakka den dritten Stand, er ist der eigentliche Arbeiter, und gewinnt durch Klugheit, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit einen nicht geringen Einfluß. Aber er bleibt in Californien und in Siam, auf Djava oder in Australien durch und durch Chinese.

Eine Wanderung durch Kanton.

Wir wissen nicht, wie viel von Kanton in China während der letzten beiden Jahre niedergebrannt worden ist. Die Volksmenge dieser großen südlichen Handelsstadt beträgt zum mindesten eine Million Seelen, zumeist Eingeborne der südlichen Provinzen, die in China selbst für roher, gewaltthätiger und überhaupt weniger moralisch gelten, als jene an der Ostküste und im Binnenlande. Gewiß ist, daß in Kanton der Haß gegen die Fremden stets in unangenehmer Weise hervortrat. Der Platz ist durch seinen Handel von großem Belang, er ist ein Stapelort für mehrere reiche und ungemein fruchtbare Provinzen und zugleich ein Emporium für den Weltverkehr.

Die Schiffe, welche nach Kanton bestimmt sind, pflegen entweder bei Macao oder vor Victoria auf der Insel Hongkong Anker zu werfen und von dort den Strom hinauf nach Whampoa zu fahren. Sie steuern auf dieser Fahrt in den sogenannten Fluß von Kanton, den Schukiang oder Tiger hinein, durch den Lantoa-Kanal, ein Fahrwasser, das sie nach der Insel Lintin führt; dieser gegenüber liegt am westlichen Ufer Kansingmun, wo die Schleichhändler, welche Opium führen, vor

Anker zu gehen pflegen. Oberhalb Lintin erweitert sich das Fahrwasser, wird aber wieder eng, sobald der hohe Schüen-Pik in Sicht kommt; eine große Anzahl von kleinen Inseln engt den Strom ein. Jenseits derselben gelangt man an die Bocca Tigris, deren Breite kaum zweitausend Schritte beträgt. Dort hatten die Chinesen zur Beherrschung der Stromenge einerseits auf dem Festlande, andererseits auf der Insel Wantong, Festungswerke angelegt; diese sind aber europäischen Dampfern nicht gefährlich. Erst oberhalb der Bocca befindet man sich recht eigentlich im Flusse. Am westlichen Ufer erhebt sich das felsige Tiger-Eiland, dann folgen flache Sandbänke und niedrige Inseln, zwischen welchen ein nur schmales und gefährliches Fahrwasser sich hinzieht bis in die Nähe von Whampoa, wo die größeren Schiffe anlegen; denn dieser Ort bildet die Rhede von Kanton, wohin man in Booten fährt. In Whampoa ist das erste chinesische Zollamt, wo die Schupan oder Unterbeamten des Hoppo, das heißt des Ober-Zolldirectors, die zur Einfuhr bestimmten Waaren untersuchen. Dieser Director ist immer ein Mandschu, welchem der Kaiser selbst die sehr einträgliche Stelle verleiht. Durch allerlei Erpressungen, unter welchen der Handel leidet, weiß er seine Einkünfte zu steigern; und es wurde ihm vor dem Friedens-Vertrage von Nanking um so leichter, seine Taschen zu füllen, da er sich seine Unterbeamten, ebenfalls Mandschu, aus Peking mitbrachte und ihnen einen Antheil an seinem Raube zukommen ließ.

Oberhalb Whampoa entfaltet sich auf dem Strom ein wunderbar reges Leben; der Reisende bemerkt, daß er sich in der Nähe einer großen Stadt befindet. Zunächst fallen ihm die Fluß-Fahrzeuge auf, eigenthümliche Schiffe, die vorne ganz spitz, hinten viereckig sind, um welche eine schmale Galerie läuft. Sie entfalten nicht hinten, sondern vorne eine geräumige Cajüte und gewöhnlich auch ein paar kleine Kanonen und Spieße von Bambusrohr, damit die Bemannung sich gegen die Strom-

Piraten wehren könne, vor welchen sie nicht einmal in der Nähe der Stadt sicher ist. Auch die kleinen, eiförmig gestalteten Tanka-Boote, welche gewöhnlich von Frauen gerudert und gesteuert werden, haben eine Cajüte für Passagiere, während die Eigenthümer-Familie im übrigen Theile wohnt. Hunderttausende von Chinesen haben keine Behausung auf festem Boden, sie leben von der Wiege bis zum Grabe auf Booten, welche die sogenannte schwimmende Stadt bilden. Man geht wohl zu weit, wenn man die Zahl dieser kantonischen Wasser-Chinesen auf eine halbe Million schätzt, beträchtlich ist sie aber auf jeden Fall. Diese Schiffe schwimmen zum Theil lose und besorgen den Verkehr auf dem Strom und nach der Stadt, oder sie sind an Pfählen befestigt, an denen sie liegen bleiben, und bilden ein ungeheueres Labyrinth von Straßen und engen Gassen, deren Schiffshäuser zum Theil durch Brücken verbunden sind, welche von einem Dache zum andern führen. Diese Wasserstadt hat ihr Leben für sich, sie bildet eine eigene Gemeinde. Alles in ihr ist Regsamkeit und der Lärm ungeheuer; überall ist Handel und Wandel und die Zahl der sogenannten Blumenschiffe sehr beträchtlich. Diese Gasthäuser, Theehäuser, Opiumsäle und Tempel der Venus sind recht eigentlich charakteristisch für die schwimmende Stadt, und man erkennt sie leicht an ihrem grünen Anstrich. Der Fremde thut wohl, ihren Lockungen zu widerstehen. Einst war ein junger Engländer unvorsichtig genug, seiner Neugier zu fröhnen, und wagte sich in eines jener Boote, von denen man nicht sagen kann, daß sie verdächtig seien, denn Jedermann weiß, welches Gewerbe die Insassen treiben. Er aber ging in die Falle. Nachdem die Damen ihn ausgeplündert, der Kleider beraubt und mit Bambusröhren windelweich geschlagen, ließen sie ihn an's Ufer schaffen. Dort fand man ihn mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, in welchen man ein widerwärtig beschmutztes Bambusrohr befestigt hatte, mit einer kleinen, in ähnlicher Weise unsauber

gemachten englischen Flagge. In die eigentlichen Speisewirthschaften darf aber ein Europäer sich wohl wagen, wenn er zuverlässige chinesische Begleiter hat.

Dieses ganze Wasserleben macht auf den Fremden Anfangs einen wunderbaren und bewältigenden Eindruck. Der Däne Steen Bille, welcher mit der Fregatte Galathea den Kanton-Fluß besuchte, äußert: „Man muß es gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, und wenn man es gesehen hat, begreift man es doch nicht. Ohne es zu merken, aber pfeilschnell gleitet man in dem Strome dahin; man glaubt still zu liegen und sieht bunte, abwechselnde Bilder vorbei eilen, eines wird rasch durch das andere abgelöst, aber man hat nicht Zeit, eines recht aufzufassen. Myriaden von Booten, Kriegs- und Handels-Dschunken, Prahme, Häuser auf dem Wasser und Schiffe auf dem Lande, Brücken, Pfähle, schwimmende Gasthäuser, Läden, Pagoden und Magazine! Namentlich am südlichen Ufer gewahrt man wunderliche Doppelschöpfungen, die oben Haus, unten Schiff sind; sie haben nach dem Flusse zu eine breite Treppe, auf welcher es von kleinen nackten Kindern wimmelt, jedes hält einen Fächer in der Hand, und in der offenen Thür zeigen sich des Hauses weibliche Schönheiten und geben durch ihre Geberden deutlich genug zu verstehen, daß hier nicht etwa die Tugend wohnt. Die kleine Nußschale von Boot, welche nur einen einzigen Menschen tragen kann und in welcher der arme Chinese Früchte und Lebensmittel nach dem andern Ufer hinüberführt, wird pfeilschnell gekreuzt von dem schlanken, vielruderigen Opium-Schmuggler, und von dem langen, schmalen Wettläufer-Gig der Europäer; den Fluß hinab treiben Thee- und Salzschiffe, große schwarzbraune Gehäuse, und neben ihnen zierliche Mandarinen-Boote. Und das alles wird belebt von einer unzähligen Volksmasse beiderlei Geschlechts und jedes Alters; die Luft wird erfüllt von Geschrei; man ruft Waaren aus und schlägt auf die Tamtams oder auf die Gongs.

Der Chinese lärmt noch viel mehr als der Grieche oder Provençale. Aber alle diese Bilder erquicken doch den Geist nicht mit erfreulichen Ahnungen von dem, was man erwarten darf, denn sie sind häßlich. Es fehlt an allem Farbenwechsel, Alles ist schmutzig grau, wie rohes Holz, das lange der Luft ausgesetzt war, und das Wasser trübe und gelbgrau, Grau in Grau, mit hölzernen Bauwerken überlastet. Alles zeugt von geschäftiger materieller Thätigkeit, nichts von erhabenen Gedanken, um geistige Genüsse zu schaffen. Kein Denkmal der Größe aus der Vorzeit, kein äußeres Zeichen von Wohlstand der Gegenwart."

Die Chinesen hatten schon während des ersten Krieges mit England den Versuch gemacht, den Kantonfluß oberhalb Whampoa's zu sperren. Aber die starken Bäume und Balken, welche mit Ankern und Ketten an beiden Ufern befestigt worden waren und quer über den Fluß lagen, hielten die englischen Dampfer eben so wenig ab, wie die beiden Batterien. Die Nemesis näherte sich ihnen rücklings, feuerte Congrevische Raketen unter die schwimmenden Batterien der Chinesen, warf, ohne sich um das Kanoniren der Feinde zu kümmern, eine eiserne Kette um die Bäume, dampfte mit der Ebbe wieder hinunter, riß die Balken mit sich fort und bahnte so dem ganzen Geschwader den Weg. Seitdem haben die Chinesen an der Stromenge neue Batterien angelegt, aber sie sind und bleiben schlechte Artilleristen. Am nördlichen Ufer der Einfahrt, welche zu den europäischen Factoreien vor Kanton führt, liegen zwei kleine Felsen-Eilande, welche in der letzten Zeit vielfach genannt worden sind, nämlich French Fully und Dutch Fully. Sie sind von den Chinesen, nach chinesischen Begriffen, stark befestigt worden. Ihre Namen haben sie davon, daß die holländische und die französische Factorei in früheren Zeiten sie einmal in Besitz genommen hatten. Als sie aber dort Mauern aufführten und Kanonen hinbrachten, kamen die Chinesen und nahmen die Eilande wieder in Besitz.

Die europäischen Factoreien sind nun ein Raub der Flammen geworden. Sie lagen an der südwestlichen Vorstadt von Kanton, auf einem Raume, der zwischen dem Strome und einer hohen Scheidemauer, welche die Tartarenstadt begrenzt, eine Breite von nur etwa dreihundert Schritten und im Ganzen nicht mehr als zehntausend Quadrat-Ellen Flächeninhalt hat. Auf diesem kleinen Fleck Erde durften die Fremden sich anbauen, und nach dem Friedensschlusse von Nanking wurden diese Niederlassungen unter den unmittelbaren Schutz des englischen Consuls gestellt. Hart am Ufer lag der auf drei Seiten mit einer Mauer umzogene sogenannte amerikanische Garten mit einigen Bäumen und Gesträuchen; er war der einzige Raum, auf welchem die Europäer spazieren gehen durften. Die Factoreien der Dänen, Schweden und Franzosen wurden schon einmal während eines Aufruhrs im Jahre 1842 vom Kantoner Pöbel niedergebrannt, auch jene der Engländer und Amerikaner waren zerstört worden. Nach dem Friedensschlusse hatten die verschiedenen Nationen schöne Häuser aufgeführt, welche sie von nun an gesichert glaubten; aber die neuesten Vorgänge zeigen, wie irrig eine solche Ansicht war. Alle Berichte stimmen darin überein, daß der Aufenthalt der Europäer in jenen Factoreien ein im höchsten Grade ungemüthlicher gewesen sei. Von Morgens früh bis Nachmittags vier Uhr waren sie in ihren Comptoiren beschäftigt. Nachdem die Tagesarbeit vollbracht war, konnten sie im amerikanischen Garten lustwandeln gehen, einen Tag wie alle Tage; anderswohin durften sie sich, dem Friedensvertrage zum Trotz, nicht begeben; sie konnten weder reiten noch fahren; Frauen duldeten die Chinesen vor 1842 in den Factoreien nicht, und auch nachher kamen nur einige wenige dorthin. Der einzige Zufluchtsort war der Fluß, auf welchem sie umher ruderten, um die frische Abendluft zu genießen. Jede Factorei hatte mehrere zierliche, schnellfahrende Ruderbote; hinter der Mauer, welche die Factoreien von der Stadt abschließt, läuft Hog Lane,

eine schmale, unsaubere Straße, in der sich eine Menge von Schenken und Waarenläden befinden. Dorthin führten aus den verschiedenen Gebäuden der Europäer Hinterpforten; denn hier sowohl wie in den benachbarten Gassen, welche als alte und neue Chinastraße und Bath= und Physic=Straße bezeichnet werden, durften die Europäer verkehren, während sie von der eigentlichen Stadt ausgeschlossen blieben. Dort machten auch die Fremden ihre Einkäufe von allen den chinesischen Raritäten, von welchen die vielen Läden förmlich strotzen.

Der Handelsmann in den beiden Chinastraßen erkennt den Neuling auf den ersten Blick. Er ruft ihn an, ladet ihn ein, seine Siebensachen näher anzusehen, zeigt ihm die Elfenbein=Schnitzereien, Schachbretter mit seltsamen Figuren, Papiermesser, Körbe, Kämme und eine Menge anderer Sachen, die alle wunderbar fein und hübsch gearbeitet sind. Er verkauft Fächer, Ofenschirme, Fenstervorhänge, die mit Wasserfarben bemalt sind und Götter=Figuren aus dem chinesischen Olymp darstellen; er schlägt einen Regenschirm auf, der sehr hübsch ist und doch nach unserem Gelde gerechnet nur zehn oder fünfzehn Silbergroschen kostet; er hat geflochtene Matten aus Nanking, die gleichfalls ungemein billig sind und unsere Fensterläden ersetzen; sie halten die Hitze vortrefflich ab. Bei einem andern Kaufmanne sind Spielwaaren feil, Insecten=Sammlungen, Thonfiguren, Käfiche, Pfeifen, Geräthe zum Fischfang und Alles, was zu einem Feuerwerk nöthig ist. Daneben steht eine Auswahl von Hausgeräth aller Art, unter welchem sich insbesondere Stühle auszeichnen, die zugleich leicht, einfach, zierlich, fest und dabei ungemein bequem sind. Nicht leicht hat ein Fremder versäumt, in der alten Chinastraße die Gemälde=Fabriken zu besuchen, namentlich die des Malers Yomqua oder, wie er auch genannt wird, Lamkoï. Er ist gegenwärtig der berühmteste Maler im Reiche der Mitte. Man hat uns so viel über unsere deutschen, über die belgischen und französischen Maler erzählt, daß es gestattet sein wird, die

Leser mit einem chinesischen „Künstler“ bekannt zu machen und sie in die Maler-Werkstatt zu führen, welche man bei uns nicht mehr Malstube nennt, sondern „Atelier“, als welches, weil ausländisch, von den Handhabern des Farbenbrettes (Palette) und Pinsels weit fürnehmer erachtet wird.

Lamkoï ist ein Mann des Fortschrittes. Als er noch Jüngling war, fielen ihm europäische Gemälde und Kupferstiche in die Hände. Er begab sich nach Macao, wo der englische Maler Chissery sich aufhielt, lernte bei diesem Künstler zeichnen und wurde mit der abendländischen Malerei bekannt. Sein Beispiel fand manche Nachahmer, angehende chinesische „Künstler“ gingen in Menge nach Macao, aber keiner von ihnen brachte es so weit wie Lamkoï, der übrigens seine Kunst in ganz chinesischer Weise forttreibt, nämlich fabrikmäßig. Der Maler von Ruf hält eine Anzahl von Arbeitern, von denen jeder in irgend einem Gegenstande eine große Fertigkeit erworben hat; er ist, wie wir sagen würden, ein Mann der Specialität. Lamkoï hat seine Privatwohnung in der alten Chinastraße und hält im Erdgeschoß einen Laden; sein „Atelier“ befindet sich aber in Hog Lane. Vor der Thür hängt ein Schild mit der Firma. Ein Haus in jenen Straßen hat gewöhnlich zwei Stockwerke, nie mehr; im obern wohnt die Familie, wenn sie nicht etwa auf dem Lande sich befindet; im untern Geschoß sind Arbeitszimmer und Läden. Lamkoï hat aber auch die obere Etage für den Geschäftsbetrieb hergerichtet; der eine Künstler malt Schiffe, ein anderer nur Landschaften, ein dritter nur Vögel, ein vierter lediglich Bilder von Göttern. Der Chinese macht viel Lärm und hat ihn gern; deshalb wohnen die Maler nicht etwa in stiller Abgeschiedenheit. Lamkoï's Nachbar zur Rechten hält einen Seidenladen, jener zur Linken ein Magazin von Bambuswaaren; gegenüber wohnt ein Garkoch, der alle jene chinesischen Leckerbissen bereitet, welche dem Europäer Uebelkeit verursachen, wenn er nur an sie denkt. Doch wir treten in's

Haus. In dem einen Zimmer finden wir, in großen Haufen aufgeschichtet, Gemälde auf sogenanntem Reißpapier; an den Wänden hängen Oelbilder; in einem Nebengemache findet man geschnittene Steine, Holzschnitzereien und andere Kunstgegenstände; sodann zierlich bemalte und fein lackirte Kästchen, Bürsten, Pinsel, Papier und Farben. Das „Reißpapier" kommt aus Nanking und wird aus dem Mark einer Sumpfpflanze bereitet, Oischynomena paludosa, welche die Chinesen Tong tsao nennen; auch soll, wie es heißt, eine Malvenart bei der Verfertigung benutzt werden.

In einem Zimmer des obern Stockwerks sitzen acht oder zehn Maler an Tischen, mit zurückgeschlagenen Rockärmeln; den Zopf haben sie turbanartig um den Kopf gewunden, damit er sie nicht belästige oder Farben verwische. Das Licht ist gut vertheilt, das Zimmer ganz einfach; an den Wänden hangen Bilder, die eben fertig geworden sind, der Käufer mag nach seinem Belieben auswählen; er findet auch sowohl in Oel wie mit Wasserfarben Copieen europäischer Bilder. Die Originale tauscht der Chinese von fremden Kaufleuten ein und giebt in Zahlung dafür chinesische Bilder. Die Maler in Kanton copiren in wunderbarer Treue, und der lebhafte Glanz, welchen sie den Farben zu geben wissen, ist unübertrefflich. Jeder sitzt auf einem kleinen Schemel, arbeitet mit größter Sauberkeit und hat eine nicht geringe mechanische Fertigkeit. Das Reißpapier bestreicht er mit Alaun, und wiederholt diesen Ueberzug im Laufe der Arbeit sechs oder acht Mal, damit die Farben nicht durchschlagen und recht fest werden. Alles wird laut den Recepten vorgenommen, deren die chinesischen Bücher über Malerei eine große Menge enthalten. In denselben Büchern findet der Maler Zeichnungen und Farbenskizzen, die als normal gelten für die Darstellungen von Menschen, Thieren, Bäumen, Gesträuchen, Felsen und Gebäuden. Wer eine Landschaft malen will, copirt einen Berg aus dem Musterbuche, sucht sich beliebige Bäume,

Menschen und Thiere dazu aus, und liefert ein Bild, welches von dem anderer Maler sehr verschieden sein kann, aber es enthält doch nur eine andere Zusammenstellung derselben Elemente, und daher rührt, wenn man so sagen kann, die Familien-Aehnlichkeit aller chinesischen Malereien; man findet sie auch bei denen, welche Lamkoïs Bilder-Fabrik liefert. Ohnehin lassen sich die Bilder auf Reißpapier, das durchsichtig ist, mit leichter Mühe durchpausen. In Bezug auf die Erfindung ist der chinesische Maler arm, er hat ohnehin ein begränztes Feld, auf welchem er sich bewegen kann, aber um so größere Sorgfalt verwendet er auf die Farbengebung; schon bei der Mischung geht er mit fast kleinlicher Genauigkeit zu Werke; Gummi benutzt er nicht, sondern eine Art von Leim, der immer warm neben ihm steht. In Bezug auf das Colorit ist er an keine Vorschrift gebunden; hier copirt er nicht, sondern darf seinem eigenen Geschmack und Belieben folgen. Uebrigens hat der Chinese eine merkwürdige Naturanlage zum Nachahmen; sein schräg gestelltes Auge faßt wunderbar schnell sowohl die Gesammtheit wie die Einzelheiten von Gegenständen auf, und schon ein flüchtiger Blick genügt, ihm dieselben einzuprägen. Dazu kommt eine von früher Jugend an stets in Uebung erhaltene, sehr geschickte Hand, welche alle Formen wiedergeben kann. Es liegt kaum Uebertreibung in den Worten, welche einst ein chinesischer Maler sagte: „Ich würde selbst den Wind malen, wenn ich ihn nur sehen könnte.“ Die Pinsel der Maler sind denen ähnlich, mit welchen der Chinese schreibt, nur unvergleichlich feiner, und an Farbe grau, blau oder schwarz, und die letzteren gelten für die besten, sie sind aber sehr selten. Man weiß in Kanton nicht, von welchem Thiere dieses Haar kommt, der Sage nach wäre es von den Schnurrhaaren der Ratte. Sehr gute und feine Pinsel werden ungemein theuer bezahlt.

Doch wir wollen die Malerwerkstatt verlassen und weiter gehen. Aus der alten Chinagasse gelangen wir in Physic Street, wo der Fremde noch Zutritt findet. Sie ist eine ungemein belebte Straße; der Hausirer drängt sich neben dem Manne hin, welcher Eßwaaren verkauft; der Ausrufer strengt seine Kehle an, und ziemlich Jedermann hat etwas auszurufen; der Lastträger kündigt sich mit einem Lä Lä an, und man muß ihm ausweichen; hinterher kommt der Tragsessel, in welchem ganz gemächlich ein Reicher sitzt; man muß abermals zur Seite treten, bleibt dann aber stehen, um die neueste Nummer der Kantoner Zeitung zu kaufen, die man sich gelegentlich von einem Dolmetscher übersetzen läßt. Man steckt sie ein und bleibt vor einer Delicatessen-Handlung stehen. Dort sieht man sauber hergerichtete eßbare Vogelnester; auf einem andern Tische liegt die gelbliche Ginsengwurzel, die in der Mitte dicker ist als an beiden Enden; sie wächst in Pennsylvanien und wird von den Nordamerikanern nach Kanton gebracht; sie ist billiger als die echte mongolische Pflanze, deren Verkauf ein Monopol des Kaisers ist. Dieser echte Ginseng wird mit Gold aufgewogen und ist selten. In einem andern Laden wird polirter Marmor verkauft; dicht daneben wohnt ein Antiquitätenhändler, der viel Zuspruch findet, weil der Chinese ein Curiositätenkrämer ist und eine wahre Leidenschaft für Alterthümliches und Sonderbares hat; er liebt das Rococco und stellt alten Bronzen, Vasen, Münzen, Gemälden und Lackwaaren nach, die er für schweres Geld sammelt. Der chinesische Liebhaber gleicht in dieser Beziehung dem europäischen auf ein Haar: eine alte Statuette, ein Porcellan-Gefäß, das nachweislich ein paar Hundert Jahre alt ist, macht ihn überglücklich, und seine Verzweiflung erreicht den höchsten Grad, wenn er findet, daß er sich ein unechtes Stück hat aufschwatzen lassen. In China giebt es, gerade wie in Italien, Fabriken, in welchen Alterthümer täuschend ähnlich nachgemacht werden. In den Sammlungen

findet man eine Menge von Schalen, Bechern und Dreifüßen von Bronze und Silber, schön ciselirt; die Bilder stellen den Fong soang oder chinesischen Phönix vor, oder den geflügelten Drachen und andere mythologische Gestalten. Sehr geschätzt werden Becher aus Rhinoceroshorn und alte Metallspiegel, alte Compasse und Kalender. Der Compaß ist den Chinesen seit 2698 vor Christi Geburt bekannt; ihrer Meinung zufolge richtet sich die Magnetnadel nach Süden, und sie nennen dieselbe den Wagen, welcher nach Süden fährt, Sche nan schaï.

In der südlichen Vorstadt, nicht weit vom Strome, liegt der Strafplatz, auf welchem die Verbrecher hingerichtet werden. Dort ist schon Blut in Strömen geflossen. Vormals wurden die Verurtheilten geblendet und gefoltert; man riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, ließ sie durch den Henker in einhundert Stücke zerhacken oder zwischen zwei Brettern zersägen. Jetzt thut man die Sache einfacher ab und haut dem Verbrecher den Hals ab oder strangulirt ihn an einem Pfahle. Leichtere Vergehen werden mit Schlägen auf die Fußsohlen bestraft, oder man legt dem armen Sünder einen Halsblock um, der ihm auch Nachts nicht abgenommen wird. Ein solches Strafwerkzeug hat ein Gewicht von etwa zwei Centnern; auf der einen Seite steht eine Inschrift, aus welcher man ersieht, weßhalb die Strafe verhängt wurde. Ein europäischer Reisender erzählt, er habe einst einen Mann gesehen, der den Halsblock trug; seine Familie verließ ihn nicht, die Frau steckte ihm Speise in den Mund, seine fünf noch unerwachsenen Kinder stemmten ihre Arme unter den Block, damit der Vater leichter an ihm trage. Reiche Leute werden nur selten zum Halsblock verurtheilt; der Kaiser, in seiner väterlichen Milde, verbannt sie gewöhnlich nach der Mongolei und sichert sich den Nießbrauch ihres Vermögens. Uebrigens hat Kanton auch Wohlthätigkeits-Anstalten, zum Beispiel eine große Bettler-Herberge, ein Findelhaus und ein Spital für Aussätzige.

Zu den ambulanten Personen gehören die Barbiere, deren es mindestens zehntausend giebt; sie sind wichtige Männer im Staate, denn ihnen ist die Pflege des Zopfes anvertraut, und der Zopf ist seit zweihundert Jahren das Symbol der Chinesen. Bis 1644 war diese edle Zier des Hauptes ihnen fremd; der erste Mandschu-Kaiser befahl die Nachahmung eines tatarischen Brauches; daran wolle er die Unterwürfigen und Gehorsamen erkennen. Seitdem sind die Miao-tse die einzigen Chinesen, welche das Haupt nicht scheeren. Befreundet mit dem Barbier ist der Marktschreier, der Arzt, der unter freiem Himmel curirt und seine wunderthätigen Medicinen anpreist, durch deren Anwendung alle Krankheiten geheilt werden. Stets hat er einen aufmerksamen Kreis von Zuhörern, welchen er seine Siebensachen zeigt. Die Hauptrolle spielt ein Tiger-Skelett, das an einer hohen Stange baumelt; er zeigt einen Balsam aus Tigermark vor, dessen Heilkräfte er mit ungemeiner Zungenfertigkeit anpreist; derselbe heilt alle Wunden und verleiht den Muskeln des Menschen wahre Tigerstärke, wie das Beispiel zweier Haushähne unwiderruflich darthut. Jedem derselben war scheinbar eine Klaue abgeschnitten und durch einen Entenfuß ersetzt worden, mit dem die Thiere ganz herrlich laufen konnten. Wodurch war ein so erstaunliches Wunder bewirkt worden? Lediglich durch den Tigermark-Balsam. Ein anderer „Doctor" zeigt einen gelehrten Vogel, der allen abgerichteten Hunden etwas aufzurathen giebt. Der Doctor nimmt ein Spiel Karten und reicht dasselbe einem Zuschauer hin; dieser zieht ein Blatt, besieht es und steckt es wieder ins ganze Spiel. Dann kommt der Vogel aus seinem Käfich, sucht eben jenes Blatt richtig heraus und erhält zur Belohnung ein paar Hirsekörner. Der Vogel versteht seine Sache so gut wie die Schwarzkünstler Bosco aus Turin oder Fritz in Mainz oder „Professor" Oeser in Meißen. Auch weiße Mäuse geben ihre Kunststücke zum Besten; die eine klettert an einem Rad hinauf,

das sich umdreht, eine andere tanzt wie ein Bär, und nachdem der Zuschauer sich daran satt gesehen, ergötzen ihn Wachtelkämpfe oder Heimchen, die einander im Kampfe tödten.

Der Chinese ist ein durch und durch betriebsamer Mensch, nicht bloß in solchen Schnurrpfeifereien, sondern hauptsächlich auch in nützlichen Dingen. Er lernte den Fremden Manches ab, zum Beispiel die Glasbereitung, welche er erst im Laufe dieses Jahrhunderts sich aneignete, und doch besitzt Kanton gegenwärtig mehr als einhundert Glasfabriken, die freilich eine sehr mittelmäßige und leicht zerbrechliche Waare liefern, weil seltsamer Weise der Chinese noch keine Kühlöfen angelegt hat. Dagegen bereitet er wunderschöne Sachen von emaillirtem Kupfer, und ist in dieser Beziehung unseren europäischen Arbeitern weit voraus, sowohl im Schmelz wie in der Biegsamkeit. Emaillirtes Kupfer liefert er so billig wie Porcellan-Gefäße. Diese und die chinesischen Lackarbeiten sind in aller Welt so bekannt und geschätzt, daß man weiter kein Wort darüber zu verlieren braucht. Dasselbe gilt von den Seidenwaaren, die auf sehr einfachen Webstühlen verfertigt werden; in schlichten Stoffen liefert der Chinese vortreffliche Sachen, in faconnirten kann er aber, gegenüber den Jacquardstühlen, keinen Mitbewerb aushalten. Der Arbeiter ist täglich fünfzehn bis sechszehn Stunden beschäftigt und bekommt einen Tagelohn von nur etwa zwölf Silbergroschen nach unserm Gelde; der Rohstoff ist billig, man macht daher den Stoff kräftig und kann ihn doch wohlfeil liefern. Es scheint ausgemacht, daß wir mit dem chinesischen Verfahren der Seiden-Fabrikation noch nicht genau bekannt sind, namentlich nicht mit der dortigen Art des Entschälens. Die in neuerer Zeit auch bei uns in Deutschland bekannt gewordenen chinesischen Gewebe Lo ma und Tsching ma werden zumeist von Frauen bereitet. Diese so genannten kantoner Batiste, welche die Engländer Grass Cloth nennen,

haben eine eigenthümliche Frische und werden in allen Qualitäten geliefert.

Wir schließen unsere Wanderungen durch Kanton mit einem Gang ins Theater, wo ein beliebtes Sing song aufgeführt wird. Den Saal finden wir mit Blumengewinden verziert, die einen angenehmen Geruch verbreiten. Die Darstellung bringt eine Art von komischer Oper, in der aber viel gesprochen wird. Ein Mann, der vor zwanzig Jahren Haus und Frau verlassen mußte, um Kriegsdienste zu thun, kommt heim. Als er fortzog, war er jung und hatte erst Flaum am Kinn; jetzt tritt er als bärtiger Soldat auf. Er will seine Frau überraschen, sich überzeugen, ob sie ihm ein liebevolles Andenken bewahrt habe und treu geblieben sei. Er geht vor der Thür auf und ab und wartet, bis jene zum Vorschein kommt. Sie erscheint und hält, ohne den Krieger zu bemerken, ein Selbstgespräch, in welchem sie über die ewige Einsamkeit klagt. Er redet sie höflich an und stellt sich als einen Waffengefährten ihres Mannes dar, von welchem er Nachrichten zu bringen habe. Sie ist unzufrieden mit einem Gatten, der binnen zwanzig Jahren auch nicht ein einziges Mal einen Brief geschickt habe; sie glaubt sich vergessen. Der Krieger vertheidigt den Kameraden, aber die Frau will nichts hören. Da offenbart er, wer er sei, doch sie will ihn noch nicht erkennen und eilt ins Haus zurück; er muß vor der Thür bleiben. Sie verlangt dann, er solle eine Schärpe vorzeigen, welche sie ihm einst als ein Liebespfand mit auf den Weg gegeben. Er zieht dieselbe aus dem Busen hervor und reicht sie ihr durch die halbgeöffnete Thür hinein; doch wird auch dieser Beweis nicht für genügend erachtet. Mein Mann, sagt sie, war jung und du bist alt. — Ach! ruft er aus, mir ergeht es wie dieser Schärpe, die auch einst neu und glänzend war; jetzt ist sie abgeblaßt und zerknittert. Aber hat denn nicht auch an dir die Zeit das Ihrige gethan? Diese Worte sind für die Frau überraschend; sie geht an einen mit Wasser gefüllten

Eimer, der ihr als Spiegel dienen soll, und blickt hinein. Nun überzeugt sie sich, daß auch ihre Züge gealtert sind. In diesem Mangel an aller Coquetterie liegt ein rührender Zug; sie hat zwanzig Jahre gar nicht an ihr eigenes Gesicht gedacht, sondern einsam ihr Leben vertrauert; nun sieht sie zum ersten Male, daß an ihr die Jahre nicht spurlos vorüber gegangen sind. Sie zweifelt nicht länger, daß der Mann vor ihr stehe, welchen Yong la, der Alte vom Monde, einst mit seidenem Faden muß an sie geknüpft haben, öffnet die Thür und wirft sich vor ihrem Herrn und Gebieter zu Boden. Der aber ist seinerseits starrköpfig geworden und mag von ihr nichts wissen. Sie geräth in Verzweiflung und erklärt, sie wolle sich ins Wasser stürzen, weil ihr auf Erden doch keine Freude mehr winke. Das rührt den Krieger sehr, er wird weich, schließt die Frau in seine Arme und die Versöhnung ist vollständig, zu beiderseitiger Zufriedenheit. Aber das Stück ist noch nicht zu Ende, und der Frau wie den Zuschauern stehen noch einige Ueberraschungen bevor. Der Kriegsheld erzählt seine Erlebnisse und Abenteuer, welchen die glückliche Gattin mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Im Kampfe muß man tapfer sein, der Mann hat sich ausgezeichnet, ist ein Held und General geworden, hat ein ganzes Reich erobert und ist am Ende — Kaiser geworden. Die Frau sieht in der That, daß er unter seinem weitem Rocke, Makwa, wunderschöne Kleider trägt. Sie ist außer sich über so feine Stoffe, welche sie nicht genug bewundern kann. Das ist meine kaiserliche Tracht, sagt er, und da du Kaiserin bist, wirst du noch schönere Kleider tragen. Damit war das Stück zu Ende.

Zwei Glaubensboten im fernen Asien.

Eine ungeheuere Bewegung geht durch die ganze östliche Welt. Jenen weit abgelegenen äußersten Orient, der ein Eigenthum des Menschenschlages mit weizengelber Hautfarbe ist, stellt der Europäer sich gewöhnlich starr und unbeweglich vor, aber mit Unrecht. Auch dieser Osten hat eine reiche, ungemein mannigfaltige Geschichte, ein buntes Völkerleben, gewaltige Kriegshelden, weise Gesetzgeber, einen schwunghaften Handelsverkehr, eine blühende Gewerbsamkeit aufzuweisen. Japan imponirt durch seine einsame Majestät, China ist ein uraltes Kulturreich, und Thibet das heilige Land für einige hundert Millionen Buddha-Verehrer, die Mongolei das Vaterland Dschingischans und Timur's.

Diese östliche Welt ist bis auf die neueste Zeit uns Europäern nur theilweise und mangelhaft bekannt gewesen. Für das Alterthum war sie mit einem dichten Nebelschleier überzogen; im Mittelalter drangen nur einzelne kühne Reisende in jene sagenhaften Reiche des asiatischen Priesters Johannes und des großen Chans von Kathay. Erst den Missionären der Christen war es vorbehalten in das innere China's zu gelangen; europäische Gesandtschaften konnten die Hauptstädte besuchen und Kunde über die wunderbare, ganz eigenartige Bildung und Gesittung geben, welche sie in einem Reiche fanden, dessen Be-

wohnerzahl jene unsres eigenen Erdtheils um ein volles Drittel übersteigt.

Das alte Dunkel verschwindet, von allen Seiten fallen abendländische Lichtstrahlen in das Land, von wo uns die Sonne kommt. Dieser ferne Orient ist gerade gegenwärtig in allen seinen Tiefen aufgewühlt, und fieberhaft durchzittert bis zu jenen Steilklippen, wo das große Weltmeer an die japanische Eilandflur brandet. Der Kaiser welcher zu Jeddo thront, hat die Pforten seines so lange verschlossenen Reiches dem zudringlichen Ausländer eröffnen müssen, welcher ihm Dampfkessel und Eisenschienen, elektrische Telegraphen und congrevische Raketen sammt Paixhanskanonen brachte. Der große Chan in Peking, Sohn des Himmels und Beherrscher des Reiches der Blume der Mitte, fühlt die Säulen seines Prachtpalastes wanken. Die „Teufel welche aus dem Meere stiegen," die rothhaarigen Ausländer, hatten ihn gezwungen fünf Seehäfen dem allgemeinen Weltverkehr zu eröffnen. Aber von jenem Tage an war auch seine Macht untergraben; der chinesische Unterthan glaubt nicht mehr an die Allmacht seines Herrschers. In einem Zeitraum von nur zwölfhundert Jahren hat das himmlische Reich in fünfzehn gewaltigen Revolutionen nicht weniger als fünfzehnmal seinen Herrscherstamm gewechselt. Nun ist der Geist der Rebellion wieder einmal in die Chinesen gefahren, und der Tag vielleicht nicht fern, an welchem die Mandschudynastie zurückweichen muß hinter jene große Mauer, welche sich nie als ein sicheres Bollwerk China's gegen die streitbaren Mongolen bewährt hat.

Das Opium und die europäischen Waarenballen sind für China gefährliche Hebel zum Umsturz geworden; noch gefährlicher für das Mandarinenthum und den Mandschukaiser wurden neue Ideen und schlechte Verwaltung. Die Rebellion zerrüttet nun schon seit Jahren China; sie ist mehr oder weniger zugleich eine religiöse und sociale, eine staatliche und volks-

thümliche. Die Anhänger des Tien te haben mit dem Heidenthum gebrochen, indem sie die Einheit des göttlichen Wesens verkünden, die Pagoden niederreißen und die Bonzen erschlagen. Man hat directe christliche Einflüsse als wirksam bei diesem Umsturz angenommen; ich glaube mit Unrecht. Die Zahl der Christen in China ist schwach, diese „Bekenner des Himmelsherrn,“ leben zerstreut umher, sind schüchtern und ohne allen Einfluß. Was die Aufständischen an alt- und neutestamentarischen Verbrämungen in ihren Proklamationen haben, scheint chinesischen Schriften entlehnt zu sein, in welche bekanntlich allerlei Biblisches übergegangen ist. Das Voranstellen der Einheit des göttlichen Wesens kann auch durch den Einfluß der Mohammedaner bewirkt worden sein; denn in den Schaaren des Tien te spielen Muselmänner eine hervorragende Rolle.

Noch verhalten sich die dem chinesischen Kaiser unterworfenen Völker außerhalb der großen Mauer still und ruhig. Aber sie tragen ihr Joch mit Widerwillen. Von Turkestan bis zum japanischen Meere, vom Altai bis zum Himalaya haßt man die Chinesen ingrimmig. Sie sind dem schlichten, treuherzigen Mongolen, dem kräftigen, streitbaren Thibetaner, dem stolzen Bekenner des Islam in der kleinen Bucharei in gleichem Maße unlieb. Die chinesische Oberhoheit stützt sich bei ihnen lediglich auf Zwang und Gewalt. Sobald der Thron in Peking zusammenstürzte, würden die Völker Hochasiens sich in Waffen erheben um ihre Selbstständigkeit zu erringen.

Ich schicke diese Betrachtungen voraus um dem Leser zu zeigen, daß auch die Völker Hochasiens ihre große politische Bedeutung haben; doch soll hier weiter kein Gewicht darauf gelegt werden; es kommt nur darauf an, sie in ihrem eigenthümlichen Leben und Treiben zu beobachten, in ihrer uns so durchaus fremdartig erscheinenden Weise, in ihren merkwürdigen Sitten und Anschauungen. Wir haben zwei gute Führer. Die französischen Lazaristen Huc und Gabet durchzogen in unseren

Tagen die Mongolei von Nordost nach Südwest auf einer Strecke von dreißig Längengraden und fünfzehn Breitengraden und sind von Peking im nördlichen China nach Lhassa, der Hauptstadt des Buddhismus, in welcher der asiatische Papst auf dem Berge Buddha La seinen Vatican hat, auf einem Wege gewandert, den vor ihnen noch kein Europäer betrat.

Diese beiden vortrefflichen Männer, welche auch das eigentliche China durchstreiften, gaben sich mit wahrhaft apostolischem Eifer einem unendlich mühsamen und lebensgefährlichen Berufe hin. Nachdem sie längere Zeit in einem Dorfe jenseits der großen Mauer, nördlich von Peking, einer kleinen Christengemeinde in Lehre und gutem Beispiel vorangegangen, fassen sie den Entschluß, durch die mongolische Wüste zu gehen, bis nach Lhassa vorzudringen und dort, im buddhistischen Rom, wo der fleischgewordene Gott in seinem goldschimmernden Tempelpalaste thront, das Evangelium der Christen zu verkünden. Sie wissen, daß sie nur unter unsäglichen Gefahren an ihr Reiseziel gelangen können; aber die Hochwüste Gobi mit ihren Sandstürmen, das Schneegebirge mit seinem Eis und seinen Lawinen, die Steppenbrände und die Räuber und die reißenden Thiere haben für diese muthigen Männer keinerlei Schrecken. Sie beladen einige Kameele mit Kirchengeräth und wenigen Habseligkeiten, steigen zu Pferde und wagen sich, von einem einzigen Diener begleitet, hinaus in die unermeßliche Einöde. Sie leiden Hunger und Durst, sie sind zufrieden, wenn ihnen nur Ziegelthee und Gerstenmehl nicht mangelt, sie verzichten auf alle Bequemlichkeit und verlassen sich auf ihren glücklichen Stern. Als Lamas, das heißt Geistliche, aus dem Lande des Niedergangs, finden sie überall wohlwollende Aufnahme. Sie treten als Gegner der Volksreligion auf, erklären offen, daß sie gekommen seien dieselbe zu bekämpfen und den Glauben an Buddha zu untergraben, um Jehova an dessen Stelle zu setzen. Die Mongolen sind tiefreligiöse Menschen und von Anhäng=

lichkeit an ihre Kirche durchdrungen. Was thun diese „Barbaren“, was thun die höher gebildeten Thibetaner den beiden europäischen Mönchen gegenüber, die eingestandenermaßen mit dem Wunsche und zu dem Zwecke erscheinen, die Altäre Buddhas zu stürzen? Vertreibt man sie, wie in Europa die Christen einander vertreiben? Stört man sie im Verkündigen ihrer Lehre, jagt man die Versammlungen, welche sie veranstalten, mit Bayonetten auseinander, quält, ängstigt, verfolgt man sie, oder verbrennt man sie gar im Auto da fe, wie das alles die verschiedenen christlichen Parteien in dem angeblich nicht barbarischen Europa vom Ural bis zur Meerenge von Cadiz tausendmal und abertausendmal gethan haben?

Nichts von alle dem; die buddhistischen Mongolen und Thibetaner haben das gerade Gegentheil beobachtet. Die christlichen Lamas werden überall mit liebevoller Güte und rührender Gastfreundschaft behandelt; auch der ärmste Hirt theilt mit ihnen in der Jurte oder dem Zelte seinen Vorrath an Lebensmitteln. Wenn sie einem beliebigen Mongolen sagen, daß sie fern hergekommen seien, um ihm eine wahre Religion, statt eines falschen Glaubens zu bringen, so jagt der Mongole sie nicht aus dem Zelte, er thut ihnen kein Leid, wie das bei Christen üblich ist, die von der im Evangelium gepredigten Liebe gegen den Nächsten so vielfach nichts wissen, und den Fanatismus an deren Stelle setzen; der Mongole hört die christlichen Mönche, die seinen Glauben gering achten, ruhig an, reicht ihnen Thee, Butter und Mehl und sagt ihnen, daß Gott alle Menschen erschaffen habe und daß sie allesammt Brüder seien. Man begegnet diesen Lazaristen mit Wohlwollen und Aufmerksamkeit auch in den Lamaklöstern; man läßt sie ihre Lehren erörtern, ist ihnen behülflich bei Erlernung des Landessprachen, giebt ihnen Bücher und gedruckte Wegweiser, damit sie auf der Weiterreise nicht irre gehen. Noch mehr, der Premierminister des Papstes zu Lhassa räumt ihnen eins seiner Häuser

ein, bewirthet sie einige Monate lang, giebt ihnen seinen Neffen als Lehrer der thibetanischen Sprache, erlaubt mit Freuden, daß sie eine katholische Kapelle mit allem Kirchenschmuck einrichten, daß sie in derselben beten und lehren; er fordert sie sogar auf ihren Glauben zu verkünden. Der thibetanische Regent sagte den christlichen Missionären: „Ich würde es für ein großes Unrecht halten, euch in den Weg zu treten. Denn habt ihr recht, so ist es für Andere Pflicht, sich zur Wahrheit zu bekennen; haben wir recht, so werdet ihr als redliche Männer die Lehre Buddhas annehmen müssen. In Glaubenssachen ist Zwang üben verwerflich und frevelhaft; die Wahrheit bedarf des Zwanges nimmermehr.“ —

Die französischen Mönche sind Ehrenmänner; sie erzählen Alles, was sie erlebten, wahrhaft, ehrlich, aufrichtig, sie sind Christen von der rechtschaffenen Art, ohne alle Süßelei. Daß sie es unterlassen, der mongolisch-thibetanischen Hochherzigkeit gegenüber Vergleiche anzustellen und den Geist des Fanatismus und der Ausschließlichkeit mancher Abendländer hervorzuheben, mögen wir ihnen nicht verargen. Kein einziges Mal hat man sie irgendwie ihres Glaubens wegen behelligt, ist gegen sie vielmehr stets und überall mild, liebreich, zuvorkommend gewesen, in einer Weise, für welche den Europäern der Maßstab, weil der Begriff, abgeht. Es ist von den „Barbaren“ doch mitunter allerlei Nachahmenswerthes zu lernen! Freilich nicht von den Chinesen, diesen schlauen, abgeriebenen und abgetriebenen Leuten, die von keinem andern Volke der Welt an Schachergeist und Verschmitztheit übertroffen werden, nicht einmal von Yankee's oder Armeniern. Und doch ist der Armenier, was Handel und Wandel anbelangt, ein neunmal durchgesiebter Jude, und der Yankee ein neun und neunzigmal durchgesiebter Armenier.

Gleich im Beginn der Reise, welche die Missionäre zu Anfang des Jahres 1844 antraten, wohnten die beiden christ-

lichen Sendboten dem Feste der Mondsbrode bei. Sie waren von einem alten Mongolen in sein Zelt eingeladen worden. Jenes Fest bezieht sich auf den uralten Gestirncultus, welcher der Buddhaverehrung Platz gemacht hat. Für die Chinesen hat es eine nationale Bedeutung. Denn als 1368 eine Verschwörung im ganzen Reiche ausbrach, um das Joch der Nachkommen Dschingischans abzuwerfen, wurde am Tage dieses Festes das Zeichen zu einem Gemetzel gegeben, welches man eine mongolische Vesper nennen könnte. Man pflegt an jenem Morgen seinen Bekannten einige kleine Kuchen zu schicken, gleichsam Visitenkarten; im Jahre 1638 steckte in jedem solcher Kuchen ein kleiner Papierzettel, zum Zeichen, daß man über die Mongolen herfallen solle. Das geschah; alle in China zerstreuten Mongolen wurden ermordet. Den Nachkommen dieser letzteren ist aber das Andenken an jenen blutigen Tag fast abhanden gekommen. Der Gastfreund der Missionäre kannte freilich das Ereigniß und bemerkte, daß die Zeit kommen werde, da man von den Chinesen Rechenschaft verlangen wolle. Dann sprach er weiter zu den christlichen Mönchen: „Heilige Männer, für uns ist heute Festtag dadurch, daß ihr meine schlichte Wohnung beehrt.“ Und dann wurde ein homerisches Gastmahl veranstaltet. Der Sohn des Zeltbesitzers brachte einen mächtigen Hammel, zerlegte ihn und schnitt den saftigen Schwanz der Länge nach durch; dieses acht Pfund schwere Prachtstück wurde den beiden Gästen als Ehrengericht aufgetischt, dazu trank man Thee; dann trat ein Spielmann auf, nahm eine Cither mit drei Saiten von einem an der Zeltstange befestigten Bockshorn und machte Musik. Er war ein Toolholos oder Barde, ein fahrender Sänger, deren es viele giebt. Sie wandern von einem Zelte zum andern, sind überall willkommen und ziehen wohlbegabt von dannen, um anderwärts in der Steppe, im „Lande der Gräser,“ volksthümliche Lieder zu singen, durch welche mongolische Heroen verherr=

licht werden. Jener Toolholos stimmte auch ein Lied an von dem gewaltigen Timur, dem Weltstürmer Tamerlan, vor welchem Morgenland und Abendland erbebte. Noch lebt die Erinnerung an ihn. Der Barde sang:

„Als der göttliche Timur unter unseren Zelten wohnte, da war das Volk der Mongolen furchtbar und kriegerisch; wenn er sich rührte, dann erzitterte die Erde; sein Blick machte die zehntausend Völker erstarren, welche die Sonne bescheint. O göttlicher Timur, wird deine große Seele bald wieder geboren werden? Komm zurück, kehre wieder; wir erwarten dich, Timur!"

„Wir leben auf unseren weiten Steppen sanft wie Lämmer und ruhig; aber in unserm Herzen, das voll Feuer ist, kocht es. Das Andenken an Timur's ruhmreiche Zeit verfolgt uns ohne Unterlaß. Wo ist der Held, der uns zu Kriegern machte und sich an unsere Spitzen stellt? O göttlicher Timur rc."

„Der junge Mongole hat einen starken Arm; er kann den wilden Hengst bändigen; er erkennt schon von fern im Grase die Spur des verirrten Kameels. Aber ach, ihm fehlt die Kraft, den Bogen seiner Ahnen zu spannen, sein Auge erspähet nicht die Listen des Feindes. O göttlicher Timur rc."

Der letzte Vers dieses Bardenliedes lautet folgendermaßen:

„Wir haben wohlriechendes Holz vor den Füßen des göttlichen Timur verbrannt, mit der Stirn am Boden haben wir ihm das grüne Blatt des Thee's und die Milch unserer Heerden geopfert. Nun sind wir bereit, die Mongolen stehen aufrecht o Timur! Und du, Lama, mache, daß Glück auf unsere Pfeile und Lanzen herabsteige! O göttlicher Timur, wird deine große Seele bald wieder geboren werden? Komm, kehre zurück, wir harren dein, o Timur!" —

Mehr als einmal begegnete den Reisenden ein lebendiger Gott, ein vermittelst der Seelenwanderung Fleisch gewordener

Buddha. Einst trafen sie mit einem solchen aus dem Königreich Kartschin zusammen, der nach „dem ewigen Heiligthum," nämlich nach der Stadt Lhassa, eine Wallfahrt unternahm. Er war ein Jüngling von achtzehn Jahren, angenehmen Umgangsformen und fern von allem Hochmuth. Man hatte ihn zum Schaberon, das heißt für einen lebenden Buddha, erklärt, als er erst sechzig Monat alt war, und er sollte nun in einem Kloster des buddhistischen Rom seine theologischen Studien vollenden. Ein Bruder des Königs von Kartschin und mehrere hohe Geistliche geleiteten ihn. Er besuchte die Missionäre, ließ sich viel über Europa erzählen, fand Alles, was ihm über die europäische Religion mitgetheilt wurde, recht hübsch, lehnte aber die Zumuthung der beiden abendländischen Lama's ab, selber dem Glauben seiner Väter den Rücken zu kehren. Sie waren dreist genug, den jungen Gott auch nach seinen früheren Seelenwanderungen zu fragen, erhielten indessen keine befriedigende Antwort.

In der mongolischen Steppe ist die Zahl der Klöster unzählig; mindestens jeder fünfte Mensch ist ein Geistlicher und damit für immer zur Ehelosigkeit verdammt. Wahrscheinlich hat nie zuvor ein Christ Gelegenheit gehabt, das Klosterleben der Buddhisten so gründlich kennen zu lernen, wie Huc und Gabet. Oft verweilten sie monatelang unter dem gastlichen Dache buddhistischer Priester, deren Ansichten und Lebensweise sie auf eine sehr anschauliche Weise darstellen. In Kuku Hote oder der blauen Stadt, einer keineswegs großen Ortschaft, fanden sie in fünf großen Klöstern mehr als zehntausend Lama's; außerdem waren noch fünfzehn kleinere Klöster vorhanden; im Ganzen hatte diese eine Stadt an zwanzigtausend Mönche. In dem Kloster der fünf Thürme lebt ein Hobilgan, das heißt ein Oberlama, der sich mit der Ursubstanz des Gottes Buddha identificirt und schon manche Seelenwanderungen durchgemacht hat.

Jenes Kloster war einmal Schauplatz eines blutigen Ereignisses. Kaiser Kang Hi hatte einen Kriegszug gegen das mongolische Volk der Delöten unternommen und war nach Kuku Hote gekommen. Dort residirte in dem eben genannten Kloster der fünf Thürme ein lebendiger Gott; er war Oberhaupt der Lamahierarchie und führte den Titel Guison Tamba. — Der Kaiser macht ihm einen Besuch und nahet sich mit Ehrfurcht dem Sitze, auf welchem der geistliche Herr thront. In ungöttlichem Uebermuth würdigt der Guison Tamba den Beherrscher des Reiches der Blume der Mitte kaum eines Blickes, erhebt sich nicht, thut, als ob er den Monarchen nicht sehe. Darüber ist ein Kian Kiun, das heißt ein militärischer Obermandarin, äußerst empört; er rächt den Schimpf, welcher seinem Kaiser von dem mit untergeschlagenen Beinen dasitzenden Geistlichen angethan wird, indem er denselben niedersäbelt. Der Gott rollt in den Staub hinab. Aber nun entsteht Aufruhr in allen Klöstern, die tausend und abertausend Mönche erheben sich und bestürmen in wildem Tumulte den Kaiser, welcher dem feurigen Obermandarin seine rasche That verweist. Der Soldat entgegnet: „War der Guison Tamba kein lebendiger Gott, weshalb ist er denn vor seinem und meinem Kaiser, dem Beherrscher der Welt, nicht aufgestanden und ihm achtungsvoll begegnet? Und war er ein lebendiger Gott, weshalb hat er dann nicht gewußt, daß ich ihn niederhauen würde?“ — Aber bei dieser Logik beruhigten sich die Lama's nicht; fast alle Begleiter Kang Hi's wurden in diesem Aufstand erschlagen, und der Kaiser selbst konnte sich nur mit genauer Noth in der Verkleidung eines gemeinen Soldaten retten. Jener übermüthige Guison Tamba ist aber bald nachher vermittelst der Seelenwanderung wieder lebendig geworden im Lande der Kalkas Mongolen, unweit der russisch-sibirischen Grenze. Dort kann man ihn sehen in der großen Klosterstadt Kuren, wo die Lama's zum Andenken an jene Mordthat in Kuku Hote

noch einen schwarzen Rand am Kragen ihres Rockes tragen. Der chinesische Kaiser hat indessen befohlen, daß der Guison Tamba, wenn er aus seiner irdischen Hülle scheidet, seine Wiedergeburt und Seelenwanderung nicht in der Mongolei, sondern im fernen Thibet zu bewerkstelligen habe, was denn auch allemal geschieht. Der Monarch will nicht, daß ein so einflußreicher Priester ein Mongole von Geburt sei; die Staatsklugheit verlangt, ihn im Auslande wieder lebendig werden zu lassen.

Ueberhaupt verstand es die feine Politik des Pekinger Hofes, die vielen mongolischen Stammfürsten, obwohl sie über ein so ausgedehntes Steppenland vertheilt sind, und oft einige hundert Meilen von China entfernt ihre Zelte aufschlagen, in strenger Abhängigkeit zu erhalten. Er verlangt, daß sie an jedem Neujahrstage in seinem Palast zu Peking erscheinen und die große Cour mitmachen; nur solche, die im fernen Westen des Reiches wohnen, haben insoweit eine Begünstigung erlangt, daß sie nur an jedem zweiten oder dritten Neujahrstage sich einzufinden brauchen. In Folge dieses Zwanges erhält dann die gelbe Sandwüste oder die grüne Steppe zeitweilig einen poetischen Anstrich, wird Zeuge einer Romantik, die an unsere Ritterzeiten erinnert.

Unsere Reisenden hatten in den Einöden der Ordos, unfern der sogenannten Hundert Brunnen ihr Zelt aufgeschlagen und genossen ihr einfaches Mahl. Da sahen sie, wie aus einer von zwei steilen Bergen gebildeten Schlucht eine Karawane hervor kam, schwer beladene Kameele in langer Reihe, und zu beiden Seiten reichgekleidete Reiter. Vier derselben, Mandarinen vom blauen Knopf, sprengten heran. Der eine sprach: „Meine Herren Lama's, Friede sei mit euch! wohin lenkt ihr eure Schritte?" — „Wir sind Männer aus dem fernen Westlande und ziehen auch gen Westen. Mongolische Brüder, ihr kommt in großer Anzahl durch die Wüste, euer

Zug ist glänzend; wohin wollt ihr?" — „Wir sind aus dem Reiche Aleschan; unser König zieht gen Peking, um sich niederzuwerfen vor dem, welcher unter dem Himmel thront."

Nach diesen Worten erhoben sich die vier Reiter ein wenig in ihren Sätteln, grüßten und vereinigten sich wieder mit der Karawane, die inzwischen näher kam. Der König war unterwegs, um dem Kaiser seinen Glückwunsch zum Neujahre darzubringen. Voran zog eine Vorhut; dann kam ein von zwei Maulthieren getragener Sessel mit goldenen Stangen, seidenen Franzen und mit Drachen, Vögeln und Blumen bemalt. In demselben saß der mongolische Fürst mit übereinander geschlagenen Beinen. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren und mit gutmüthigem Gesichtsausdruck. Die beiden Missionäre riefen ihm zu: „König der Aleschan, möge Frieden und Glück deine Schritte begleiten." — Der König antwortete mit verbindlicher Handbewegung: „Männer des Gebets, bei euch möge stets Friede weilen!"

Ein alter, weißbärtiger Lama auf einem Prachtrosse leitete das vordere Maulthier des Königlichen Palankins am Zaume; er war Anführer der Karawane. Es ist hergebracht, daß man dieses Amt einem der geachtetsten Geistlichen anvertraut; die Mongolen meinen, jeder Unfall werde von ihnen fern bleiben, so lange ein Vertreter der Gottheit an ihrer Spitze ziehe.

Der Palankin war von einer berittenen Ehrenwache umgeben; die mongolischen Cavaliere tummelten munter ihre herrlichen Gäule. Gleich hinter dem König schritt ein prächtiges weißes Kameel einher, von einem Jüngling an seidenem Bande geleitet und unbeladen; es war zum Geschenk für den Kaiser bestimmt; die beiden fetten und prallen Höcker hatte man mit seidenen Fähnchen geschmückt. Nachher kamen die Lastthiere und Troßknechte.

Gegen Abend saßen Huc und Gabet an einem Wüstenbrunnen und kochten Thee; die Karawane war längst weiter

gezogen, da kamen abermals drei Mongolen angesprengt, einer vom rothen, die beiden andern vom blauen Knopfe, und fragten, welchen Weg der König der Aleschan genommen habe. Nachdem sie Auskunft erhalten, beschlossen sie, nicht weiter zu reiten, sondern die Nacht über im Zelte der abendländischen Lama's zu bleiben. Diese drei Männer waren Taitsi oder hohe Beamte des Königs, jener vom rothen Knopf ein Minister; sie hatten einen befreundeten Fürsten der Ordos besucht und sich ein wenig verspätet. Alle drei waren offene, gutmüthige Männer von feiner Sitte, und wenn sie viel fragten über die Länder gen Abend, so erzählten sie hingegen auch viel von den Ländern gen Sonnenaufgang. Der Mandarin vom rothen Knopf berichtete Folgendes über die große Cour am Kaiserhofe:

„Alle Fürsten der Welt müssen zum Neujahrsfest in Peking erscheinen. Vor dem alten Buddha, nämlich dem Kaiser, dürfen nur die Fürsten sich niederwerfen; wir Uebrigen haben diese Ehre nicht und erscheinen lediglich als Gefolge unserer Könige." — Die unter chinesischer Oberherrlichkeit stehenden Monarchen stellen sich in Peking vor, um den Beweis zu liefern, daß sie gehorsam und unterwürfig seien; dann auch, um dem Kaiser, dessen Vasallen sie sind, Geschenke zu überbringen, die jedoch im eigentlichen Sinne des Wortes ein Tribut sind, und in Kameelen und schönen Pferden bestehen, in Fleisch von Rehen, Hirschen und Bären, das während der kalten Winterszeit auch aus entlegenen Theilen der Mongolei nach Peking gebracht werden kann; ferner Fasanen, Fische, eßbare Schwämme, gewürzige Pflanzen und Pelzwerk. Eine ganz eigenthümliche Abgabe muß von einem der Banner in Tschakar erlegt werden. Die Mongolen werden bekanntlich in Fahnen oder Banner eingetheilt, deren jedes seine eigene Farbe hat und nach derselben benannt wird. Jene Tschakarfahne hat alljährlich eine große Menge Fasaneneier an den Hof zu liefern, die bei

der Bereitung der Pomade für das kaiserliche Frauenzimmer verwandt werden und dem Haar der Schönen im Palast einen ganz besondern Glanz verleihen.

Zur Neujahrscour erscheinen in Peking manchmal nahebei zweihundert mongolische Fürsten. Jedem wird eine eigene Palastherberge angewiesen, und zwar allen in demselben Stadtviertel, das unter Aufsicht eines Großwürdenträgers der Krone steht. Die Fürsten haben mit dem Kaiser nicht etwa eine Unterredung; er hält sie fern; sie sind nur da, um den steifen Pomp einer asiatischen Feierlichkeit zu erhöhen. So will es „der Beherrscher der vier Weltmeere und der zehntausend Völker auf Erden." Ihm liegt die Pflicht ob, am ersten Tage des ersten Mondes den Tempel seiner Ahnen und Vorfahren zu besuchen. Vor dem Eingang stellen die Fürsten sich auf, zu beiden Seiten drei Reihen bildend, alle in prächtiger Staatstracht von Seide. Sie harren des Kaisers, der zu anberaumter Zeit mit pomphaftem Gefolge aus seiner „Gelben Stadt", das heißt seinem Palast hervorkommt. Zu jener Stunde sind die Gassen von Peking schweigsam und menschenleer; denn es ist bei Todesstrafe geboten, alle Thüren verschlossen zu halten und still im Hause zu bleiben. Sobald der Monarch die erste Stufe der langen sanftansteigenden Treppe berührt, auf welcher die Fürsten seiner warten, rufen die Herolde: „Werft euch alle nieder, hier ist der Erde Gebieter!" Die zweihundert Könige antworten: „Zehntausendmal Glück und Heil!" und werfen sich zur Erde, so daß ihr Gesicht den Staub berührt. Es ist verboten den Kaiser anzuschauen. Der Sohn des Himmels durchschreitet die Reihen und wirft sich seinerseits zu Boden, sobald er die Stätte im Tempel erreicht hat, wo die Namenstafeln seiner Vorfahren sich befinden. Die zweihundert Fürsten bleiben inzwischen liegen bis der Kaiser seine Andacht verrichtet hat und wieder durch ihre Reihen zurück geschritten ist. Darin besteht die ganze Feierlichkeit, und

um ihr beizuwohnen, müssen manche Fürsten eine Reise von zwei= bis dreihundert deutschen Meilen machen!

Der Kaiser läßt ihnen allen eine freilich keineswegs erhebliche Jahressumme verabfolgen, die sie bei ihrer Anwesenheit in Peking ausgezahlt erhalten. Davon bleibt allemal viel an den Fingern der Finanzmandarinen kleben; ja der Kaiser selbst hat sich kein Gewissen daraus gemacht, Falschmünzerei zu treiben und die gutmüthigen Mongolen zu betrügen, denn er gab ihnen statt der Silberbarren nur versilberte Kupferstangen. Das war zu jener Zeit, da der Krieg mit den Engländern den chinesischen Staatsschatz trocken gelegt hatte. Die Mongolen durften natürlich „den alten Buddha,“ den „Sohn des Himmels,“ nicht der Falschmünzerei beschuldigen, sondern nur annehmen, daß von Seiten der Mandarinen ein unfreiwilliger Irrthum stattgefunden habe.

Es bleibt auffallend, daß bei einem so gutmüthigen und milden Volke wie den Mongolen, einzelne Gebräuche sich erhalten, die einen grellen Gegensatz zu dem ganzen übrigen Sein und Wesen dieser Nomaden bilden. Manchmal kommt es nämlich vor, daß man die Könige in wahrhaft barbarischer Weise begräbt. Man bauet ein Grabgebäude, das mit Standbildern ausgeschmückt wird; diese stellen Menschen, Löwen, Tiger, Elephanten und verschiedene Gegenstände aus der buddhistischen Fabellehre dar. In dieses Haus bringt man die Leiche, welche in einem ausgemauerten Tiefgewölbe neben Gold, Silber, Edelsteinen, Prachtgewändern, Waffen und anderen Dingen beigesetzt wird, die der verstorbene König etwa in einem andern Leben ungern vermissen würde. Dann sucht man eine Anzahl Kinder aus, Knaben und Mädchen so schön sie nur zu finden sind, und läßt sie so lange Quecksilber verschlucken, bis sie daran ersticken. Dadurch, sagen die Mongolen, behalten sie ihre frische blühende Gesichtsfarbe. Man stellt sie aufrecht um die Leiche des Königs herum, damit sie im Nothfall ihm alle

Dienste verrichten, die er im Jenseits verlangt. Sie halten Tabakspfeife, Schnupftabaksfläschchen, Fächer und dergleichen in den Händen. Und damit die verstorbene Majestät nicht in ihrer Grabesruhe gestört, der Schatz nicht geraubt werde, hat man am Eingange eine Höllenmaschine eigener Art angebracht, die eine große Menge von Pfeilen zugleich abschießen und den Eindringling im Augenblicke todt niederstrecken würde.

Im Uebrigen sind die Begräbnisse ohne grausame Zuthat und in den einzelnen Landestheilen verschieden. Einige Völker begraben die Todten, andere tragen die Leichen auf einen Berg, oder werfen sie in eine wilde Schlucht oder in die platte Steppe, zur Beute für wilde Thiere und Raubvögel, in ähnlicher Weise, wie es bei den Parsi's der Fall ist. Reiche Familien verbrennen ihre Todten in einem Begräbnißofen unter Anleitung von Priestern, welche die Knochen zu Staub zerreiben, diesen mit Weizenmehl vermischen und Kuchen daraus backen; diese werden pyramidenförmig in einem zum Grabmal bestimmten Thürmchen beigesetzt. Dergleichen Grabthürme sind in der Mongolei in großer Menge vorhanden, namentlich auf Bergen und in der Nähe der Klosterstädte.

Es ist ein eigenthümliches Leben und Treiben in diesen letzteren, ganz verschieden von dem Mönchs- und Klosterwesen der Christen, obwohl der buddhistische Cultus im Uebrigen mit dem römisch-katholischen so genau und bis in viele kleine Einzelnheiten übereinstimmt, daß die beiden katholischen Missionäre mehrere Seiten anfüllen, um alle diese Aehnlichkeiten aufzuzählen. Die Buddhisten haben nicht vereinzelt liegende Klöster sondern Klosterortschaften, in denen alles dem geistlichen Stande angehört, wo bis zu zwanzigtausend und noch mehr Geistliche zusammenleben und alle möglichen Hantierungen treiben. Wir wollen dem Leser ein eigenthümliches Bild vorführen. In der südlichen Mongolei, etwas südöstlich vom Kuku Noor, dem blauen See, liegt die Klosterstadt Kunbum. Unter den

dreihundert Millionen Bekennern Buddhas steht sie im Rufe hoher Heiligkeit; dort wollten die beiden Missionäre überwintern. In Begleitung eines Lama, den sie zum Sprachlehrer angenommen, verlassen sie die geräuschvolle Handelsstadt Tang Keu Eül und machen sich auf den Weg. Als sie noch etwa eine halbe Stunde Weges von Kunbum entfernt sind, beginnt es zu dunkeln; aber vier Bekannte ihres Sprachmeisters sind ihnen entgegengekommen, Männer in geistlicher Tracht, mit rother Schärpe und gelber Bischofsmütze. Sie nahen sich den Fremden mit gemessenem Gang, ihre Worte sind ernst, würdig und werden mit leiser Stimme gesprochen. Als der Wagen, welcher das Gepäck der Fremdlinge aus dem fernen Abendlande trägt, bei den ersten Häusern der Klosterstadt anlangt, muß er halten, und die vier Lamas beeilen sich alle Glocken am Halse der Pferde mit Stroh auszustopfen. Denn die heilige Ruhe darf nicht gestört werden; der Zug geht langsam und unter tiefem Schweigen durch die öden Gassen dieser Lamagemeinde. — Der Mond war schon untergegangen, aber beim hellen Schein der Gestirne konnten die Reisenden deutlich erkennen, wie die Häuser der Lamas am Bergabhange zerstreut lagen, und wie die Dome der riesigen Tempel sich gleich Geisterphantomen vom blauen Himmel abhoben. Ueber der ganzen Stadt lag tiefe Ruhe, ein feierliches majestätisches Schweigen, das nur einigemale durch fernherschallendes Hundegebell unterbrochen wurde oder durch den dumpfen melancholischen Ton der Seemuschel, auf welcher ein Wächter bläst, um die Stunde zu melden. Endlich erreichten die Missionäre das Haus, in welchem sie übernachten sollten. Die vier Lamas bereiteten ihnen Thee, trugen Butter, Schöpsenfleisch und Brod auf, und überließen danach die Fremden der Ruhe. Am andern Morgen erschien ihr Sprachlehrer und brachte ein Frühmahl. Dann öffnete er einen Schrank, nahm eine große lackirte Schüssel, brei-

tete Rosapapier darüber und ordnete vier saftige Birnen symmetrisch. Das Ganze bedeckte er mit einer Khata.

Was ist eine Khata? Eine Glücksschärpe, ein seidenes Tuch von länglich viereckiger Gestalt, das in der Mongolei, insbesondere aber bei den Thibetanern eine große Rolle spielt. Sie ist dünn, wie Gaze gewoben und weiß oder bläulich, dreimal so lang als breit und an jedem Ende ausgefranzt. Auch der Allerärmste kann der Khata nicht entbehren. Wenn ich einen Höflichkeitsbesuch mache, wenn ich jemand um etwas bitte, oder ihm für etwas danke, wenn ich einem Freunde nach längerer Zeit wieder begegne, — immer muß ich damit anfangen, daß ich die Khata in beide Hände nehme und sie überreiche, bevor ich ein Wort rede. Schreibe ich einen Brief, dann muß ich eine kleine Khata mit einschlagen. So will es die Höflichkeit, und man legt einen ganz unglaublichen Werth auf diese Khata. Das werthvollste Geschenk und die schönsten Worte sind gar nichts ohne diese Glücksschärpen, von denen jährlich viele Millionen verkauft und verschenkt werden.

Mit der Schüssel, den Birnen und der Khata begeben sich nun die beiden Christen auf die Straße, um den Mitbewohnern des Hauses, welches sie zu beziehen gedenken, einen Antrittsbesuch zu machen. Unterwegs begegnen sie vielen Geistlichen, aber keiner wirft einen neugierigen Blick auf sie. Endlich langen sie vor der Thüre an, treten ein und befinden sich in einem Hofraum. Der Hausbesitzer ist eben damit beschäftigt, Roßdünger in der Sonne zu trocknen, um Brennstoff zu bereiten, denn Holz und Kohlen sind in der Mongolei sehr selten. Sobald er die Fremden erblickt, legt er seine geistliche Schärpe um, geleitet jene in ein Zimmer, reicht ihnen Thee und weist sofort eine sehr bequeme und gemächliche Wohnung an. Sie fühlen sich tief bewegt und preisen diese buddhistischen Lamas, welche andersgläubige Fremdlinge „so hochherzig, gastfrei und brüderlich aufnehmen," und den geraden Gegensatz zu

den vertrockneten, habgierigen und krämerhaften Chinesen bilden, die dem Reisenden keinen Tropfen Wasser ohne Bezahlung geben. Als die Missionäre ihre Gemächer beziehen, lassen ihre neuen Hausgenossen es sich nicht nehmen, ihnen ihr Gepäck zu tragen, die Zimmer zu kehren, den Ofen zu heizen und den Stall in Ordnung zu bringen.

Der Hausbesitzer war ein alter Lama, hatte sein Vermögen in guten Werken verzettelt, aber sein zufriedenes Gemüth bewahrt. Zur Miethe wohnten bei ihm ein alter geiziger Chinese, der Koffer voll Silberstangen besaß und sich in Lumpen kleidete; ein Knabe, der bei ihm das Beten lernen sollte, und ein stotternder Candidat der Arzneiwissenschaft. Kunbum zählt etwa viertausend Geistliche; es hat eine entzückend schöne Lage am Abhange eines hohen Berges, über einer bewaldeten Thalschlucht; an den Abhängen sind die Wohnungen der Lamas umher zerstreut, kleine und große, alle von einer Mauer umzogen und sauber geweißt. Dazwischen erheben sich goldfunkelnde Tempel; von den Dächern der Oberpriester flattern Fähnchen; auf allen Wänden liest man in großen thibetanischen Schriftzügen, schwarz oder roth gemalt, fromme Sprüche; man findet sie auch auf Thüren, auf Steinen, auf Papierstreifen, auf Wimpeln an hohen Stangen. In den Straßen sieht man nur Lamas mit rothen Röcken und gelben Mützen; sie schreiten ernst und würdig einher, sprechen wenig und niemals laut, halten sich meist in ihren Zellen auf, oder wandeln zur Erholung in den Buschgängen in der Nähe dieser heiligen Stadt, in welcher fast an jedem Tage Pilger aus weiter Ferne anlangen. Zur Zeit des Blumenfestes aber drängen sie sich zu Tausenden herbei.

Dieses Blumenfest der mongolischen Lamas in der Klostergemeinde Kunbum ist einzig in seiner Art Die „Blumen" sind nicht etwa Kinder der Flora, sondern Bilder, welche geistliche oder weltliche Gegenstände darstellen, auch die verschiedenen

asiatischen Völker in Physiognomie, Trachten, Landschaften, Schmuck &c., — alles in Figuren aus frischer Butter. Drei Monate lang sind die Künstler, nach Anweisung eines Rathes der Künste damit beschäftigt, die Figuren herzurichten. Skizzen und Pläne für die verschiedenen Gruppen und Figuren liegen bereit. Aus den Händen der Bildner gehen die Sachen in jene der Maler über. Am dritten Tage des großen Festes werden diese „Blumen" in freier Luft vor den verschiedenen Tempeln ausgestellt. Alles ist nicht durch Oel, sondern eben auch durch Butter beleuchtet; die Kunstwerke strahlen in wunderbarem Glanz. Auf Gerüsten stehen große metallene Kelche, aus welchen lichte Helle herausbricht. Die beiden Missionäre konnten sich vor Erstaunen über das seltsame Schauspiel kaum fassen. Wir hätten, sagen sie, kaum für möglich gehalten, daß in der mongolischen Wüste unter zum Theil halbwilden Völkern so ausgezeichnete Künstler vorhanden seien. Die Butterfiguren waren zum Theil von kolossaler Größe. Sie stellten Begebenheiten aus der Geschichte des Buddhismus dar; der Ausdruck der Physiognomien war wunderbar treu, die Gruppirung der Figuren natürlich und voll Leben, die Tracht zwanglos und anmuthig, auf den ersten Blick ließ sich erkennen, welche Zeugstoffe der Maler hatte darstellen wollen, und geradezu bewundernswürdig erschien die Nachbildung des Pelzwerks. Dem Antlitze Buddhas hatten die mongolischen Künstler die Physiognomie der kaukasischen Race gegeben. Die Verzierungen, welche als Rahmen die großen Basreliefs umgaben, stellten Thiere und Blumen vor, gleichfalls in Butter und in Form und Färbung fein und prächtig. Auf den Wegen zwischen den verschiedenen Tempeln waren kleinere „Blumen" aufgestellt; Jagden, Begebenheiten aus dem Nomadenleben, Ansichten von Klöstern und dergleichen mehr. Vor dem Haupttempel stand ein Theater von Butter, mit Decorationen von Butter, mit Personen von Butter; letztere etwa einen Fuß hoch. Sie

stellten eine Versammlung von Lamas dar, die sich zum Gebet in den Tempel begeben. Auch Gruppen von Teufeln fehlten nicht. Plötzlich entstand eine große Bewegung in den Menschenmassen; das Schmettern der Trompeten und der dumpfe Ton der Seemuschel verkündeten das Herannahen des buddhistischen Erzbischofes, der als Oberlama höchster Würdenträger der Klostergemeinde, zugleich lebendiger Buddha ist und auch den Krummstab und violetten Mantel trägt. Er beschauete alle die Butterherrlichkeiten mit ernster Würde. Als er in sein Klosterhaus zurückgekehrt war, überließ alles sich der tollsten Lustigkeit; sämmtliche Blumen wurden unter wildem Lärm zerschlagen, und die ungeheuren Massen von Butter am andern Morgen in die Schlucht getragen, ein Leckermahl für die zahlreichen Raben.

Einen Tumult ganz anderer Art erlebten die beiden Reisenden unweit von Kunbum, in der Handelsstadt Tan Keu Eül, wo Menschen aus allen Theilen der Mongolei und der angrenzenden Länder zusammenströmen, und ein buntes Durcheinander von Mongolen, Chinesen, Ostthibetanern oder Sifan, Hug Mao Eül oder Langhaarigen, Kolo, Tataren vom blauen See und Muselmännern aus Turkestan bilden. Keiner traut dem andern, alle gehen bewaffnet, stets bereit auf der Gasse mit dem ersten besten Gegner einen blutigen Streit auszufechten. In diesem Völkergewirr spielen die Hug Mao Eül eine Hauptrolle. Alljährlich kommen sie in großen Karawanenzügen aus ihrer Heimath an den Abhängen des Bayankharatgebirges nach der Stadt, um gegen Landesprodukte allerlei Waaren einzutauschen. Inzwischen weidet ihr Vieh in der Umgegend. Eben damals als die Missionäre in Tang Keu Eül sich befanden, trieben Koloräuber, welche die Wüste unsicher machen, die Verwegenheit bis zu einem so hohen Grade von Unverschämtheit, daß sie den „Langhaarigen," denn so werden jene wilden Söhne des Gebirges genannt, einige tausend Ochsen stahlen. Die

öffentlichen Weiden jener Stadt sind den chinesischen Behörden unterworfen, welche dort polizeiliche Aufsicht halten sollen. Das war versäumt worden. Deßhalb stürmten die Langhaarigen in aufgeregten Rotten mit dem Säbel in der Faust zu den Mandarinen und schrieen um Rache und Gerechtigkeit. Sogleich mußten zweihundert chinesische Soldaten ausrücken, während die Beraubten selber zu Pferde stiegen, um das weggetriebene Vieh wieder zu holen. Allein die Räuber hatten einen weiten Vorsprung gewonnen, und den feigen Chinesen lag nichts daran, handgemein zu werden. Sie schlugen an einem Bach ihre Zelte auf, verzehrten die mitgenommenen Lebensmittel wohlgemuth, und kehrten dann heim mit dem Bericht, daß in der Steppe von Räubern keine Spur zu entdecken sei. Einmal freilich habe man geglaubt sie erwischen zu können, aber die Hexerei habe alles verdorben. Denn man glaubt in jenen Gegenden alles Ernstes, daß die Räuber Hexenmeister seien und sich unsichtbar machen können, wenn sie einige Hammelknochen nach hinten über die Schulter werfen oder über die Handfläche den Hauch ihres Mundes blasen. Die Langhaarigen sind ein unbändiges Geschlecht: auf den ersten Blick erkennt man sie für das, was sie in der That sind, Söhne der Wildniß. Sie tragen zottige Röcke aus Schaffell, das meist den Boden streift, und wenn aufgeschürzt nur bis an die Kniee reicht. Dann sieht der Hug Mao Eül einem aufgeblasenen Schlauch ähnlich. Seine weiten Lederstiefel reichen nur bis an die Wade hinauf, die Beine bleiben unbekleidet, das schwarze fettige Haar fällt in langen Zotteln über Schultern und Gesicht hinab, der rechte Arm bleibt immer nackt. Im Gürtel steckt quer vor dem Leibe ein langer Säbel in einer manchmal mit sehr werthvollen Edelsteinen verzierten Scheide. Diese Langhaarigen züchten die schönsten Pferde in der Mongolei, sind mannhaft, kurz angebunden, von wildem Unabhängigkeitssinn, und derb und kräftig im Ausdruck ihrer Rede. Sie

geben in Tang Keu Eül den Ton an, machen die Mode, und da alles ihnen nachäfft und eben so tapfer und unbändig erscheinen will, so hat die ohnehin sehr unsaubere, mit Dieben und Gaunern überfüllte Stadt das Ansehen eines Räubernestes.

In dieser Stadt schlossen sich Huc und Gabet der großen Gesandschaftskarawane an, welche von Peking nach Lhassa zurückkehrte; die vier Monate dauernde Reise war mit unendlichen Beschwerden verbunden. Sie ging von Anfang bis zu Ende nur durch Steppenwüsten und über beschneiete Alpengebirge, mitten im Winter, bei entsetzlicher Kälte. Nicht ohne lebendige Theilnahme und innige Rührung liest man die Schilderung der Mühseligkeiten, welche diese eifrigen Lamas aus dem fernen Abendlande zu erdulden hatten. Nachdem sie in der Mitte Novembers die fetten Weiden am blauen See, Kuku Noor, verlassen, gewinnt das Land weit und breit ein ödes, düsteres Ansehen; der dürre und steinige Boden ist überall mit Salz geschwängert. Auf diesen Ebenen der Mongolen von Tsaïdam erhebt sich das Gebirge Burhan Bota; jäh und steil fällt es ab und ist nur unter äußerster Anstrengung zu erklimmen. Die Reisenden geben folgende Darstellung: „Bald wollte oder konnte kein Pferd seinen Reiter mehr tragen; wir alle mußten absteigen und gingen mit kleinen Schritten vorwärts. Alle Gesichter wurden bleich, wir verspürten Uebelkeit, die Beine wollten uns kaum noch weiter bringen. Man legt sich an die Erde, steht wieder auf, macht einige Schritte und legt sich abermals hin. So macht man die Reise über das Burhan Bota. Großer Gott, was ist das für ein Elend! Man fühlt, daß alle Kräfte schwinden; es wirbelt einem im Kopf, alle Glieder sind wie ausgerenkt, das Unwohlsein gleicht der Seekrankheit. Und doch muß man sich zusammen nehmen, vorwärts gehen, unablässig auf die armen Thiere schlagen, die bei jedem Schritte niedersinken und nicht wieder aufstehen wollen. Man

mußte eilen, um den Gipfel zu erreichen; denn es ist eine Eigenthümlichkeit des Burhan Bota, daß an seiner Nord- und Ostseite die Abhänge mit kohlensaurem Gase gleichsam überzogen sind, während auf der andern Seite die Luft rein ist. Man spürt bei unruhigem Wetter kaum etwas von den bösen Dünsten, aber bei stillem heiterm Himmel sind sie sehr gefährlich. Das Gas ist schwerer als die atmosphärische Luft, verdichtet sich über der Oberfläche des Bodens und bleibt dort wie ein Schleier hängen, bis der Wind es in Bewegung setzt, auseinander treibt und dadurch unschädlich macht."

Doch diese Beschwerden und Gefahren waren noch gering im Vergleich zu jenen, die bald nachfolgten. Die große Karawane mußte sich in eine Menge kleiner Trupps auflösen, weil die Weiden für das Vieh immer dürftiger wurden. Die Reisenden hatten auf dem Bayan-Kharat-Gebirge die höchsten, für Menschen passirbaren Gegenden Hochasiens erreicht. Und dort stürmte volle vierzehn Tage lang bei heiterm Wetter ein schneidenden Nordwind. Die Kälte war so entsetzlich, daß alle Wanderer unabläßig in Furcht schwebten, zu erfrieren. An jedem Morgen genossen die beiden Missionäre etwas Thee mit Gerstenmehl und dann bis zum Abend nichts mehr. Um unterwegs einen Imbiß zu haben, kneteten sie Kugeln aus Mehl und Thee; diese wickelten sie in ein heißes Tuch und legten sie auf die bloße Brust. Sie waren mit einem großen Schafpelz, mit einem Rocke von Lammfell, einer kurzen Jacke aus Fuchspelz und einem dicken wollenen Wamms bekleidet; nichtsdesto weniger gefroren ihnen diese Mehlkugeln auf dem bloßen Leibe, denn wenn sie dieselben hervorzogen, hatten sie Eiskitt in der Hand, den sie hinabwürgen mußten, um nicht zu verschmachten. Die Pferde und Maulthiere waren in Filzdecken genäht; den Kopf hatte man ihnen dicht mit Kameelwolle umwickelt. Viele Menschen erlagen; manche mußten unterwegs noch lebend zurückgelassen werden.

„Eines Tages waren unsere Thiere so erschöpft, daß wir hinter unserm Karawanentrupp zurückblieben. Da sahen wir einen Reisenden etwas abseit auf einem Steine am Wege sitzen. Der Kopf hing ihm auf die Brust hinab, die Arme waren fest an die Seite gedrückt; er saß da wie eine Bildsäule. Auf unsern Zuruf gab er keine Antwort. Als wir näher traten, erkannten wir in ihm einen jungen mongolischen Lama, der uns oft in unseren Zelten besucht hatte. Sein Antlitz sah aus als wäre es von Wachs, seine offenen Augen waren wie gläsern, an Nase und Mund hingen Eiszapfen. Wir hielten ihn für todt. Doch er bewegte die Augen, die uns mit einem entsetzlichen Ausdruck von Stupidität anglotzten. Der Unglückliche war erfroren, seine Gefährten hatten ihn zurückgelassen. Wir aber nahmen ihn auf und setzten ihn wohleingehüllt auf ein Maulthier. Gegen Abend suchten wir seine Gefährten auf, die dankbar vor uns niederknieten. Aber als wir wieder in unser Zelt kamen, war der Lama todt. Damals sind mehr als vierzig Reisende noch lebendig, aber schon erfroren in der Bergwüste zurückgelassen worden. So lange einige Hoffnung dämmerte, nahm man sie mit, wenn sie aber nicht mehr essen und sprechen, nicht mehr auf dem Kameel oder zu Pferde sitzen konnten, ließ man sie am Wege zurück. Verloren waren sie doch einmal! Ein herzzerreißender Anblick! Als letzten Beweis der Theilnahme stellten wir ein mit Gerstenmehl gefülltes Näpfchen neben den Erfrierenden; dann zog man weiter. Geier und gierige Raben lauerten schon auf die sichere Beute.“ —

Und in dieser eisigen Wüstenei und bei solcher Kälte laueren der Karawane Räuber auf! Es sind Ost=Thibetaner, Kolo; sie haben ihre Schlupfwinkel in den Quellgegenden des Hoang ho, in schwer zugängigen Bergklüften, wo sie durch wilde Bergströme und tiefe Schluchten gegen Feinde gesichert sind, und von wo aus sie in die Wüste ziehen, um den Reisen=

den aufzulauern. Sie verehren Buddha sehr andächtig, noch andächtiger jedoch eine besondere Gottheit, nämlich jene des Raubes, die ihre besonderen Lamas und ihren eigenen Cultus hat. Die Mongolen behaupten, der Kolo esse das Herz seiner Feinde, weil er glaube, daß dadurch sein eigenes Herz noch muthiger werde.

Nicht blos die Steppe hat ihre Romantik, auch der thibetanischen Bergeinöde bleibt sie nicht fremd. Als die Reisenden durch ein beschneietes Thal zogen, kamen ihnen siebenundzwanzig Reiter entgegen; sie trugen Luntenflinten, und im Gürtel zwei mächtige Säbel; das lange Haar hing in Flechten herab; über den Kopf war ein Stück Wolfsfell gezogen. Die Zahl der Reisenden betrug nur achtzehn. Lassen wir die letzteren selbst erzählen.

„Beide Theile stiegen ab. Ein muthiger Thibetaner, Anführer unserer kleinen Karawane, trat vor, um mit dem Räuberhauptmann zu reden, den er an zwei hinter dem Sattel flatternden rothen Fähnchen erkannte. Nach einem lebhaften Zwiegespräch fragte der Kolo, auf Herrn Gabet zeigend, der krank und deshalb auf dem Kameele sitzen geblieben war: „Wer ist der Mann, welcher nicht abstieg?“ —

„Ein Oberlama aus dem Westen, und die Macht seines Gebetes ist unendlich.“ Der Kolo legte seine gefalteten Hände an die Stirne und blickte Herrn Gabet an, welcher in seinem armseligen Zustande aussah wie ein Götzenbild. Dann flüsterte er dem thibetanischen Kaufmann einige Worte zu, gab seinen Gefährten ein Zeichen, und gleich darauf sprengten alle fort. Der Thibetaner äußerte: „Wir wollen nicht weiter gehen, sondern hier lagern; die Kolo sind Räuber, doch ihr Herz ist großmüthig. Sie werden uns nicht angreifen, wenn sie sehen, daß wir uns in ihre Gewalt begeben; auch glaube ich, daß sie die Macht der Lamas aus dem Westen fürchten.“

Nach einer Weile kam der Räuberhauptmann wieder und fragte den Thibetaner, wie er es nur wagen möge, gerade hier seine Zelte aufzuschlagen. Jener entgegnete, die Karawane zähle nur achtzehn Mann gegen siebenundzwanzig, und von jenen seien viele erkrankt, sonst würden sie sich wehren, wenn es sein müsse. „Ich habe schon bewiesen, daß ich mich vor den Kolo nicht fürchte." — „Du hättest dich mit den Kolo gemessen? Wann, wo und wie, das sage mir!" — „Vor fünf Jahren; als die Kolo der von Lhassa nach Peking ziehenden Gesandtschaft auflauerten. Hier ist noch ein Andenken." Dabei zeigte der Thiebetaner ein Wundenmal am rechten Arm. Der Räuber lachte und wollte den Namen wissen. Der Kaufmann entgegnete: „Ich heiße Kala Tschembe; kennst du diesen Namen?" — „Ja, alle Kolo kennen ihn." — Und der Räuber stieg vom Pferde, zog einen Säbel aus dem Gürtel und überreichte ihn dem Thibetaner. „Da, nimm den Säbel, er ist mein allerbester, wir haben mit einander gekämpft; wenn wir fortan uns begegnen, wollen wir Brüder sein."

Der Thibetaner nahm den Säbel und gab als Gegengeschenk einen werthvollen Bogen mit Pfeilen, den er in Peking gekauft hatte. Nun kamen auch die übrigen Kolo und tranken mit uns armen Reisenden Thee. Wir athmeten frei auf, denn alle diese Räuber benahmen sich äußerst liebenswürdig. Sie sagten uns, daß sie geschworene Feinde des Kaisers von China seien."

Diese Gefahr war also überstanden, aber die Beschwerlichkeiten wollten immer noch nicht enden. Die Reisenden mußten über das gewaltige Gebirge Tant La, in welchem immer eine Kette amphitheatralisch über die andern emporsteigt. Sechs Tage mußten sie hinanklimmen, bevor die Hochebene erreicht wurde, auf welcher sie zwölf Tage im Schnee wanderten, und dann unter eben so großer Anstrengung vier Tage lang hinabstiegen an dem zugleich langen, schroffen und jähen Ab=

hang, der einer Riesentreppe gleicht, auf welcher jede einzelne Stufe ein Gebirge ist.

Endlich gelangten sie wieder zu einem menschlichen Wohnort, dem ersten Platze in Thibet, Na Pteschu, von wo Lhassa, das Ziel ihrer Reise, nur noch etwa sechszehn Tagreisen entfernt ist. Am fünfzehnten Tage erreichten sie Pampu, das von den Pilgern als Vorhalle des ewigen Heiligthums betrachtet wird, denn es liegt nahe bei Lhassa und ist von diesem nur durch einen allerdings steilen Berg getrennt. Sie waren länger als drei Monate in der Wüste und Wildniß gewesen; nun jauchzten sie auf vor Freude, als sie sich von milder Luft angeweht fühlten und Häuser, Pflüge, bestellte Aecker und Bäume erblickten. Am 29. Januar 1846 früh um ein Uhr brachen sie auf, um den hohen Berg zu ersteigen, waren um zehn Uhr auf der Höhe angelangt, und als sie gegen Sonnenuntergang in ein breites Thal abbogen, lag ihnen zur Rechten Lhassa, die Hauptstadt der buddhistischen Welt, mit ihren hohen weißen Häusern und Thürmen, mit den goldschimmernden Tempeldächern und dem Buddha La, auf welchem der Tempelthron des Dalaï (richtiger Tale) Lama steht, der als Papst und menschgewordener Gott von dreihundert Millionen Asiaten verehrt wird. Nach achtzehn Monaten waren sie am Ziel ihrer weiten Wanderung.

In Lhassa eröffnete sich den beiden europäischen Mönchen eine neue großartige Welt. Sie staunten den asiatischen Vatican an, diesen Palast, zu welchem jährlich hunderttausende von Andächtigen pilgern. Unweit vom nördlichen Ende der Stadt erhebt sich inmitten des weiten Thales ein kegelförmiger Felshügel, gleich einer Insel aus einem See. Er heißt Gottesberg, Buddha La. Auf diesem gewaltigen, von der Natur errichteten Sockel haben die Verehrer des Dalaï Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in ihm residirt die fleischgewordene Gottheit der Buddhisten. Das Ganze besteht aus einer Masse

verschiedener Paläste, über welchen das gewaltige, vier Geschoß emporragende Mittelgebäude mit vergoldetem Tempeldom und vergoldeten Säulenhallen sich stolz erhebt. Von diesem hohen Heiligthum übersieht der buddhistische Papst weit und breit das Land; an hohen Festtagen überschauet sein Auge die unzählbare Schaar der Andächtigen, welche heranzogen, um vor ihm sich in frommer Demuth niederzuwerfen. Die übrigen um und neben dem Tempelpalast des göttlichen Oberpriesters gruppirten Paläste werden von Lamas aller Klassen bewohnt; sie sind allzeit des Papstes gewärtig, um seinen Willen zu vollstrecken. Zwei herrliche Baumgänge laufen von der Stadt bis an den Fuß des Buddha La. Dort begegnet man zu allen Tageszeiten fremden Pilgern, die ihren Rosenkranz beten; Lamas vom Hofe, prächtig gekleidet, sprengen auf muthigen Rossen einher; stets herrscht um den heiligen Berg große Lebhaftigkeit, aber jedermann tritt mit würdigem Ernst und schweigsam auf. Dagegen ist die Stadt selbst unruhig; in wirrem Gedräng schreiet alles durch einander, kauft und verkauft. Handel und Andacht ziehen unablässig Fremde herbei, und bei diesem ewigen Kommen und Gehen ist Lhassa ein Sammelplatz für Leute aus allen asiatischen Völkern geworden. Der Thibetaner selbst gehört dem großen mongolischen Menschenstamm an; er ist von starkem Körperbau, ebenso gewandt und beweglich wie der Chinese, aber weit kräftiger, gymnastischen Uebungen und dem Tanze leidenschaftlich ergeben, singt gern und schreitet leicht einher. Dabei ist er von offenem Charakter, hochherzig, tapfer und ohne Todesfurcht; er ist so fromm wie der Mongole, aber weniger leichtgläubig, liebt Pracht und Luxus, läßt sein Haupthaar lang wachsen und kleidet sich mit Geschmack.

Aber in Bezug auf die Frauen herrscht ein Gebrauch, der sonst auf Erden nicht wieder vorkommt. Die Thibetanerin nämlich muß allemal, sobald sie ihre Wohnung verläßt und sich öffentlich zeigt, ihr Gesicht mit einem klebrigen Ruß schwärzen,

um recht häßlich zu erscheinen. Und recht häßlich sehen die Frauen allerdings aus, wenn sie die schmutzige Masse kreuz und quer im Gesicht herum gestrichen haben. Die Sage will wissen, daß vor Jahrhunderten beim schönen Geschlecht Putzliebe und Ueppigkeit in höchst bedenklicher Weise überhand nahmen, und selbst die fromme Priesterschaar durch Weiberverlockung auf schlüpfrige Irrwege gerieth. Da griff der Nomekhan, welcher an der Spitze der weltlichen Regierungsgeschäfte stand und ein sittenstrenger Mann war, nachdrücklich ein und brachte wieder Zucht unter Geistliche und Weiber. Er verordnete, daß keine Frau sich ferner öffentlich blicken lassen dürfe, ohne das Antlitz in der eben geschilderten Weise angeschwärzt zu haben. Widerspenstige hatten nicht bloß den Zorn Buddhas im Himmel, sondern auch Züchtigung von Seiten der löblichen Sittenpolizei auf Erden zu gewärtigen. Auffallend bleibt, daß das zarte Geschlecht sich ohne weiteres fügte; die Geschichtsbücher erzählen sogar, die Damen hätten sich nun dermaßen verdunkelt, daß den Männern bange vor ihnen geworden sei, wie vor schönen — Teufelinnen. Gegenwärtig ist man in Thibet darüber einig, eine Frau für um so schöner zu halten, je widerwärtiger sie Nase, Stirn, Wangen und Kinn bepinselt. Da jedoch, wie man weiß, auch dann und wann eine Frau zu Widersetzlichkeiten geneigt ist, so darf es nicht befremden, daß in den Städten einzelne Damen sich über die hergebrachten Sitten hinwegsetzen und nicht geschwärzt, sondern mit natürlichem weizengelbem Antlitz auf die Gasse sich hinauswagen. Freilich geht dabei ein Theil ihres guten Rufes verloren, und sie müssen schnell das Antlitz verhüllen, sobald ein thibetanischer Polizeidiener nahe kommt.

Thibet ist ein durchaus theokratisch regierter Staat. Alle Gewalt liegt in den Händen der Geistlichkeit, die hierarchisch gegliedert ist und in dem fleischgewordenen, lebendigen Gott, dem Tale (Dalaï) Lama ihre Spitze hat. In seinem Namen

wird das Land verwaltet, aber er ist so hochheilig, daß man irdische Sorgen ihm nicht auferlegen darf. Diese sind einem Majordomus anheim gegeben, der den Titel Nomekhan führt; vier Minister, Kalons, verwalten neben ihm die Staatsgeschäfte. Nun begab es sich in unseren Tagen, daß dreimal hintereinander in kurzem Zwischenraum der lebendige Gott, der Tale Lama, seine irdische Hülle verließ, und allemal im Jünglingsalter vom Tode hinweggerafft wurde. Man munkelte sich anfangs leise zu, und sprach bald öffentlich aus, dreimal sei der Gott auf grauenvolle Art ermordet worden, und kein anderer als der Nomekhan habe die Frevelthat verübt. Der eine Tale Lama sei erwürgt, der andere von der Decke seines Schlafgemachs erschlagen, der dritte vergiftet worden. Aber die Gewalt des Missethäters war so groß, daß Niemand gegen ihn aufzutreten wagte. Er hatte die aus fünfzehntausend Mönchen bestehende Klostergemeinde Sera, die nicht über eine halbe Stunde von Lhassa entfernt liegt, unter seinen besondern Schutz genommen, sie mit Gunstbezeugungen und Privilegien überhäuft, die wichtigsten Staatsämter Geistlichen aus Sera übertragen. Alle diese Mönche waren ihm blindlings ergeben, hatten ihn für einen Heiligen ersten Ranges erklärt und ein Inhaltsverzeichniß aller seiner „zehntausend" Vollkommenheiten entworfen.

Nachdem drei lebendige Götter so rasch gestorben waren, schritt man zu einer neuen Wahl. Das Collegium der Hutuktu (Cardinäle) bezeichnete demnach abermals ein Kind, in dessen Körper die Seele des lebendigen Buddha übergewandert sei. Der Nomekhan bewies auch dem neuen Tale Lama anscheinend große Ehrfurcht. Um aber zu verhindern, daß nicht abermals ein Mord begangen werde, wandten die vier Kalons, das heißt die Minister, sich insgeheim an den Oberherrn von Thibet, den Kaiser von China, der ohnehin sich ausdrücklich für den Beschützer des Tale Lama erklärt hat. Unverweilt schickte er einen außerordentlichen Bevollmächtigten, der sogleich in aller

Stille den Nomekhan gefangen nahm, dessen vertraute Anhänger auf die Folter brachte und ihnen lange feine Bambusnadeln unter die Nägel schlagen ließ, um sie williger zum Geständniß zu machen. Sie gaben rückhaltlose Aussagen, und der Nomekhan selbst gestand ein, er habe allerdings dreimal sich des Mordes schuldig gemacht; dem einen lebendigen Gott verhalf er dadurch zur Seelenwanderung, daß er ihn erwürgte, den zweiten hatte er erstickt, den dritten vergiftet. Das Protokoll darüber wurde nach Peking geschickt.

Drei Monate später war die Hauptstadt von Thibet in einer fürchterlichen Aufregung. Am Palaste des Nomekhan und in den Hauptstraßen sah man eines Morgens ein großes mit thibetanischen, mongolischen und chinesischen Schriftzeichen bedrucktes Papier. Es war ein gelbes kaiserliches Edict mit einem Rande von geflügelten Drachen. In demselben legte der Kaiser die vom Nomekhan verübten Verbrechen dar und that männiglich kund, daß er diesen bösen Mann zur Strafe in einen fernen Winkel der Mandschurei verbanne. Darüber geriethen die Mönche von Sera in wilde Wuth, stürmten bewaffnet nach Lhassa und wollten alle Chinesen niedermetzeln. Die thibetanischen Minister leisteten Widerstand, und die Mönche mußten in ihr Kloster zurückflüchten. Seitdem ist Ruhe in Thibet gewesen; der 1844 erwählte buddhistische Papst ist nicht ermordet worden.

In dieser heiligen Stadt verweilten die Missionäre zwei Monate lang unangefochten. Insbesondere der weltliche Regent und das Oberhaupt der in Lhassa lebenden Mohammedaner bewiesen ihnen treue Freundschaft und unendliche Güte. Auch der Bevollmächtigte des Kaisers von China verfuhr gegen die offen mit ihren subversiven Bestrebungen hervortretenden Fremdlinge mit einer Rücksicht und einer feinen Höflichkeit, mit einem so hohen Grade von Humanität, daß die Jahrbücher europäischer Behörden gar kein Beispiel daneben zu setzen haben. Er

sagte: Wohl wisse er, daß die Religion des Himmelsherrn, nämlich die christliche, hochheilig sei, und er achte sie sehr. Doch wäre es vom Gesetz verboten, sie im Reiche auszubreiten. „Ich bin vom Kaiser hierhergeschickt worden, um den lebendigen Buddha zu beschützen; es ist also meine Pflicht, alles zu entfernen, was ihm Nachtheil bringen könnte. Verkündiger der Religion des Himmelsherrn, Leute, die im übrigen ganz vortreffliche Absichten haben mögen, verbreiten eine Lehre, die im Grunde darauf abzielt, das Ansehen des Tale Lama zu untergraben und seine Macht zu stürzen. Ihr eingestandener Zweck geht darauf hin, ihre Religion an die Stelle des Buddhismus zu setzen und alle Bewohner von Thibet für ihre Lehre zu gewinnen. Was soll aus dem Tale Lama werden, wenn er keine Verehrer mehr fände? Die Einführung der fremden Lehre zielt darauf ab, das Heiligthum des Buddha La, folglich die lamaische Hierarchie und die thibetanische Regierung zu stürzen. Darf ich euch in Lhassa dulden? Beantwortet die Frage selbst."

Man sieht, daß der chinesische Staatsmann in derselben Weise argumentirte, wie es in Europa hergebracht ist; er stellte sich auf durchaus conservativen Boden. Die Missionäre wies er aus, aber er sorgte doch zugleich auf das Beste für ihre Bequemlichkeit, ließ sie auf Staatskosten reisen und trefflich verpflegen, stellte sie unter den Schutz einer militairischen Bedeckung und eines hohen Mandarinen, und gewährte ihnen Beweise ehrenvollen Vertrauens, indem er nicht seinen Soldaten, sondern denselben Fremdlingen, welche er über die Grenze trieb, seine Geldschätze in Verwahrung gab.

Wir können den Missionären, die sich als durch und durch ehrenwerthe Männer bewährten, auf ihrer abenteuerlichen Wanderung nicht weiter folgen, und wollen nur noch sagen, daß sie glücklich China erreichten.

Das Erwachen der Südsee*).

Werfen Sie einen Blick auf die Weltkarte. Sie sehen, wie zwischen Amerika's westlichem Gestade und den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes, des indischen Archipelagus und des australischen Continentes ein ungeheueres Wasserbecken sich ausdehnt, mit einer Oberfläche von mehr als drei Millionen Geviertmeilen; dasselbe bedeckt also reichlich den dritten Theil unseres Erdballes. Diesen Großen Ocean erblickte, zuerst von allen Europäern, der Spanier Vasco Nuñez de Balboa im September des Jahres 1513 von einem Hügel der Darienlandenge. Vor ihm lag der Raum, welchen die Seefahrer als Stilles Weltmeer oder als Südsee bezeichnen. Sechs Jahre später wurde von Ferdinand Magellan, dem ersten Erdumsegler, diese Fläche in der Richtung nach Nordwesten bis zu den Philippinen beschifft, und eine neue Fahrbahn, eine bis dahin unbekannte Weltstraße, war gefunden.

Seitdem sind nahe an vierthalb Jahrhunderte verflossen. Aber bis auf unser Menschenalter hinab hat diese herrliche Südsee gleichsam todt dagelegen. Die Aufmerksamkeit der seefah-

*) Ein Vortrag, welchen ich im März 1858, also vor Entdeckung des Goldes am Fraserstrom, zu Brünn in Mähren gehalten habe, um, so viel an mir lag, einen gemeinnützigen Zweck zu fördern.

renden Völker Europa's war vorzugsweise den atlantischen Regionen, der östlichen Seite Amerika's, zugewandt; dort lag die Achse, um welche die Colonialinteressen sich einige Jahrhunderte gedreht haben, und Spanien bot Alles auf, um seine Nebenbuhler im Handel von den pacifischen Gestaden abzuhalten. Kühne Holländer wagten sich von den sundischen Inseln aus nach Südosten und entdeckten Küstenstriche von Neuholland; englische Freibeuter plünderten spanische Handelsstädte, die mexikanische Silbergalleone fuhr alljährlich einmal, aber stets auf demselben Striche in ewigem Einerlei, von Acapulco nach Manila auf Luzon und von dort zurück. Aber der Entdeckungsgeist war in den Spaniern erloschen, nachdem sie im Lande Montezuma's und im Reiche der Inkas Gold und Silber in reichlichster Fülle gefunden hatten. Doch verbreiteten ihre Schiffer Sagen von einem großen, noch unbekannten Australlande, das unendlichen Ueberfluß an Perlen und edlen Metallen habe; dadurch reizten sie ihre batavischen Feinde zu kühnen Seefahrten an. Im Uebrigen blieb von Magellan bis auf Cook die pacifische Oberfläche zum großen Theil noch mit Nacht bedeckt. Zwar die Gestadeländer waren zumeist bekannt; aber die meisten Inseln und Eilandsfluren, mit welchen die Südsee gleichsam übersäet ist, sind erst seit Cook aus langem Dunkel hervorgetreten, und für den großen Weltverkehr hat dieser Meeresraum seine rechte Bedeutung erst in unseren Tagen gewonnen. Er ist durch die oceanische Allgegenwart der germanischen Seefahrer, denen das atlantische Meer zu enge geworden war, aus seinem tiefen Schlafe erweckt, und damit ist die Weltgeschichte und die Entwickelung des Menschengeschlechtes in eine neue Phase getreten.

Sie wissen, daß während unseres Vierteljahrhunderts der große Weltverkehr eine völlige Umwandlung erlitten hat und neue Factoren, von denen man früher auch nicht eine Ahnung gehabt, einen in seinen weiteren Folgen noch unberechenbaren Einfluß gewonnen haben. Und dieser durchgreifende Umschwung

ist so rasch gewesen, daß man nur mit Mühe alle Verhältnisse, welche er hervorruft, in ihrem ganzen Zusammenhange übersieht und beherrscht. Der Austausch an Gedanken wie an Waaren ist nun erst recht eigentlich kosmopolitisch geworden; die Cultur- und Handelsbahnen umfassen heute unsern ganzen Planeten. In die geringe Spanne Zeit von nur anderthalbhundert Monaten drängen sich die wichtigsten Thatsachen, Erfindungen und Entdeckungen zusammen: die Anwendung der Dampfkraft auf die oceanischen Fahrten, die Benützung des elektrischen Telegraphen, für welche auch das Meer kein Hinderniß bildet, die Eröffnung Chinas und Japans für den Verkehr, die neue Völkerwanderung über See auch von Osten nach Westen, die wichtigsten technischen Erfindungen und Entdeckungen, die Verallgemeinerung der Eisenbahnen, die Vervollkommnung der großen und kleinen Schießwaffen, die Auffindung der unerschöpflichen Goldgruben in zwei Regionen an der Südsee, und endlich der gewaltig gesteigerte Verbrauch von Colonialwaaren; — das Alles fällt in Tage, die wir erlebt haben. Seit Anbeginn unseres Jahrhunderts hat der Seeverkehr sich mindestens versechsfacht; der nordamerikanische Staatenbund gewann die ganze Breite des westlichen Continentes und kehrt nun seinen Januskopf zugleich uns Europäern und den Asiaten zu. So ist er recht eigentlich das Land der Mitte auf dem Erdballe geworden, und diese Neugermanen am Hudson und an der Bay von San Francisco trachten dahin, einen großen Theil des Weltverkehrs in ihre Handelsbahnen zu lenken. Es giebt keine passiven Meeresstrecken, seitdem die Walfischfahrer den Leviathan der Tiefe auch bis über die Behringsstraße hinauf verfolgen, und bald wird kein großer Strom mehr der internationalen Schifffahrt verschlossen bleiben. Nordamerikanische Kriegsdampfer sind den chinesischen Yang tse Kiang hinaufgefahren, und der Amur in der Mandschurei ist durch die Russen eröffnet worden. Seit Entdeckung der californischen Goldgruben wurde die ame-

rikanische Westküste aus ihrem langen Schlafe zu frischer Lebendigkeit aufgestachelt und das Gold hat dem australischen Continent eine Wichtigkeit verliehen, welche dieser halbfertige, nur am Rande besiedelungsfähige Erdtheil durch Wolle, Pferde, Kupfer und Talg niemals erlangt haben würde. Die Monopole der großen Handelsgesellschaften sind gefallen, und das alte Colonialwesen brach zusammen, als die Pflanzländer Amerika's zu unabhängigen Staaten wurden. In allen Erdtheilen macht sich das Streben geltend, dem Verkehr die Fesseln abzustreifen und eine ungehemmte Entwickelung anzubahnen. In einer solchen Zeit wenden sich die Menschen mit einer Art von Inbrunst den Gewerben und Künsten des Friedens zu; die Naturstudien haben in bewundernswürdiger Weise an Tiefe wie an Ausdehnung, die technischen Wissenschaften an Aufschwung gewonnen, und viele unter den besten Köpfen richten ihre geistige Thätigkeit mehr auf praktische Ziele, als auf das Abgezogene. Dem philosophischen Jahrhundert ist das realistische gefolgt. Man ehrt den Gedanken, aber man würdigt auch das Sachliche und Greifbare.

Das Meer ist Band zum Verkehr; das nasse Element auf dem Erdboden erleichtert die Wanderung für den Menschen und seine Waarenballen. Die Dampfschifffahrt ist eine Fortsetzung der Eisenbahn; sie scheuet keine Meeresgegend, und auch der Segelschiffer unserer Tage kennt keine Furcht mehr; für ihn haben die arktischen wie die antarktischen Wogen ihre Schrecken verloren. Er steuert wohlgemuth um Cap Horn oder durch die schmalen Eingänge der gefährlichen Barrièreriffe, welche ein Wurm als Schutzmauern gegen die oceanischen Wogen aufwirft, in ruhiges Wasser.

Der Handel hat in unseren Tagen vermittelst der neuen Bahnen, welche ihm eröffnet worden sind, einen größern Umfang gewonnen, als je zuvor, er ist recht eigentlich Weltverkehr. Jedes Gewerbs- und Handelsvolk sendet seine Waaren über

alle Oceane. Der Neuseeländer kleidet sich in Stoffe von australischer Wolle, die in Europa gesponnen und verwebt wurde, und nachdem sie den Weg um den Erdball gemacht, wieder in die Südsee zurückkam. Honolulu auf der Hawaiigruppe ist ein Stapelplatz auch für unsere deutschen Manufacturen geworden, und ich möchte nicht daran zweifeln, daß vermittelst unserer Bremischen Walfischfahrer schon Stücke jener Tuche, durch welche diese Stadt Brünn einen industriellen Weltruf sich erworben, in den Läden jenes pacifischen Marktes Abnehmer gefunden haben, um von dort nach den chinesischen Häfen gebracht zu werden. Der Kannibale auf den Fidschi-Inseln erfreut seine Kinder und sich selbst an Nürnberger Tand oder einer thüringischen Harmonika, und der Verbrauch europäischer Fabrikate ist in Australien längst viel bedeutender als in Indien. Ladungen von Eis, welches in den klaren Teichen von Massachussetts oder bei Neuarchangel geerntet wurde, finden willige Abnehmer in Sydney, Canton, Batavia und Calcutta und werden vertauscht gegen Wolle und Gold, Thee und Rohseide, Kaffee und Indigo, Reis und Spießglanz. Handel und Schifffahrt auf der Südsee sind heute solidarisch mit dem Verkehr der übrigen Welt verknüpft. Wo früher ein einsamer Walfischjäger oder eine malayische Prahu einlief, da wirbeln nun auch bei unseren Gegenfüßlern Rauchsäulen aus den Feuerschiffen und das einst öde Meer trägt tausende von Fahrzeugen.

Durch die Dampfschifffahrt und die Belebung der Südsee hat der ferne Orient unserer Erdhälfte seine alte Bedeutung für den Weltverkehr nicht nur wieder gewonnen, sondern auch gesteigert. Diese ganze indische und chinesische Welt mit ihren vier- oder fünfhundert Millionen Menschen, die weite Region vom Ausgange des arabischen Meerbusens bis zum japanischen Archipelagus wird ihre große Wichtigkeit für unser Europa stets behaupten; sie ist aber auch heute schon von nicht geringem Belang für das ihr gegenüberliegende Westamerika

und sieht sich dadurch, sammt der Südsee, aus vereinsamter Ferne in die Mitte des Weltverkehrs gerückt. So wurde sie gleichsam elektrisirt; sie kann ihre ungeheuere Productenfülle leichter abgeben. Das pacifische Gestadeland Asiens ist nun nicht mehr einseitig gestellt, sondern ein Nebenstück, eine Ergänzung zum pacifischen Gestadelande des westlichen Continents, und die Verbindung zwischen beiden wird vermittelt durch die Südsee.

Dieses Becken, als ein jetzt in hohem Grade actives Wasser, erscheint gleichsam als ein asiatisch-amerikanischer Golf, oder ein Mittelmeer, ein mediterraneischer Ocean, und alle in demselben zerstreuten Inselfluren empfinden commercielle Pulsschläge. Ueberall in der Südsee hat das Dampfschiff seine Eroberungen gemacht; es fährt vom Nutkasunde bis zum südlichen Chile, von San Francisco nach den Sandwich-Inseln, bald auch nach Schanghai und Japan; von Panama nach Sydney, von Ningpo bis Singapore, und berührt viele wichtige Häfen. Diese Fahrten und Linien sollen demnächst allesammt in einander greifen. Und die Natur hat im nördlichen wie im südlichen Theile des Stillen Weltmeeres zwei, ich möchte sagen Brückenpfeiler oder Halteplätze geschaffen, da wie dort paradiesische Eilande; die Gruppe von Otaheiti und jene von Hawaii. Beide werden als fertig gegebene Mittelpunkte des Verkehrs immer wichtiger werden; nicht minder Australien, das gewissermaßen einen Abschluß der hinterindischen Eilandfluren bildet. Dazu kommt Neuseeland, dessen große Zukunft schon unser Georg Forster wahrschauete, als er mit Cook die Südsee befuhr. Er schrieb 1787: „Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein, als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die

Königin der südlichen Welt.“ Zwei Jahre später erhielt das benachbarte Australien seine ersten Ansiedler und Neuseeland hat sein Parlament.

Der friedliche Verkehr, die freundschaftliche Berührung und Ausgleichung der Interessen, welche derselbe im Gefolge hat, entwickelte sich auch in der Südsee aus kleinen Anfängen und schritt langsam fort, bis dann die Goldentdeckungen elektrisch wirkten. Nach jenen Entdeckern, welche nicht nach Handelsvortheilen oder edlen Metallen trachteten, sondern ein höheres Ziel verfolgten, indem sie noch unerforschte Räume zu erkunden und einen großen Theil des Erdballs gleichsam zu enthüllen strebten, — nach ihnen, den Bahnbrechern, kamen der wagende Kaufmann, der unverzagte Walfischjäger und der glaubenseifrige Sendbote. Der Handelsmann legt vor dem Bewohner der Eilande Waaren aus, deren Zierlichkeit oder Verwendbarkeit im täglichen Leben die Aufmerksamkeit und den Wunsch nach Besitz bei den Wilden erregt; die Frauen nehmen Nadeln, Scheeren und bunte Stoffe, die Kinder Spielzeug, die Männer sind begierig nach Axt, Messer und Säge, leider auch nach Waffen und starken Getränken, welche man ihnen niemals hätte zuführen sollen. Solch ein Austausch, welchen anfangs der Zufall hervorgerufen, nimmt bald eine regelmäßige Gestalt an. Indem er Bedürfnisse kennen lehrt und sie zugleich befriedigt, bindet er den Wilden an den Europäer. Oftmals muß auch der Missionär vermöge des Handels festen Fuß zu gewinnen suchen, und sich durch ihn den Weg zum Gemüthe jener Menschen bahnen, welchen er eine neue milde Lehre bringt. Auf jenen Eilanden der Südsee, die der braune Menschenschlag bewohnt, fand der allmächtige Thaler Eingang und wurde Werthmesser im Verkehr. Auf den Navigatoren hat er die feingewebten Matten verdrängt, welche auf dieser Samoagruppe das Tausch- und Zahlmittel der Insulaner bildeten; und selbst auf den Fidschi-Inseln zahlt das dunkelhäutige Volk seinen Häuptlingen die

Abgaben nicht mehr allein in Haifischzähnen, sondern auch in europäischen Zeugen und Eisenwaaren.

Der Schiffer ist ein unstäter Wanderer auf dem Ocean; sobald er sein Geschäft beendet hat, lichtet er die Anker und segelt weiter; doch der Sendbote bleibt. Ihm war der Güteraustausch nur Nebenzweck. Er möchte den Heiden statt der Götzen einen Gott und einen Erlöser geben, und statt der Anthropophagie die Liebe zum Nächsten. Nicht selten fällt er als ein Opfer seines eifrigen Strebens und Priester und Häuptlinge weiden sich beim Festmahl an seinem Herzen und seiner Leber. Aber bald tritt ein anderer unerschrockener Mann, welchen der grauenvolle Tod seines Vorgängers nicht schreckt, in die Lücke. Lediglich mit seinem Glauben bewaffnet, geht er den bluttriefenden Kannibalen muthig entgegen und erringt am Ende wohl auch einigen Erfolg.

Und welch ein Feld gesegneter Wirksamkeit liegt vor dem Missionär in jenem weiten Ocean! Die Häuptlinge auf den Fidschi-Inseln lieben es, oftmals neue Häuser für sich bauen zu lassen. Die Arbeit wird von Sklaven verrichtet, welche allemal nach beendetem Werk lebendig begraben werden. Nach dem Hinscheiden eines schwarzen Königs erschlägt man eine Anzahl seiner Sklaven, um sie bei der Leichenfeier zu verzehren. Jeder Häuptling bedient sich der Sklaven als Unterlage und Roller, wenn er sein Boot vom Strand in's Meer gleiten läßt. Das Schicksal ganzer Menschenklassen ist von der Geburt an in gräßlicher Weise unverbrüchlich besiegelt. Klein oder erwachsen, sie sind nur vorhanden, um bei öffentlichen Festlichkeiten geröstet und verzehrt zu werden. Durch keinerlei Schranke wird die Willkür der Priester und Häuptlinge eingeengt. Einst hatten Bewohner eines Dorfes dem Häuptlinge Fleisch vorgesetzt, das ihm nicht mundete. Zur Strafe mußten sie Alle Bimsstein verschlingen, und sie thaten es, ohne zu murren. Ein Missionär war Augenzeuge und konnte doch die Barbarei nicht abwenden. Alle be-

jahrten Leute auf denselben Fidschi-Inseln werden, ohne Unterschied des Geschlechts, lebendig begraben; aber der ersten oder obersten Frau des Königs bleibt nach dem Ableben ihres Gemahls das Vorrecht, sich von ebenbürtiger Hand erwürgen zu lassen. An allen diesen entsetzlichen Bräuchen hängen insbesondere die Priester mit zähester Starrheit, und bis heute haben sie sich durchaus ablehnend gegen alle Missionäre verhalten, während die Häuptlinge einige Geneigtheit blicken ließen, sich vom Kannibalismus abzuwenden. Sie sagten: „Unsertwegen mögen die Menschen am Leben bleiben; wir wollen sie nicht schlachten, wenn ihr uns Ochsen schafft.“ Und die Sendboten haben Zuchtstiere und Kühe eingeführt.

Die Zeit wird lehren, ob bei den Fidschi-Bewohnern der Kampf der Gesittung gegen die Barbarei so rasch zu einigen Ergebnissen führt, wie auf den Tonga-Inseln und den Navigatoren, der Cooksgruppe und dem Tubuaï-Archipel, auf den Hawaii-Inseln und den Eilanden des gefährlichen Archipels. Dort überall gewann das Christenthum an Boden und auf den Neuen Hebriden fängt es an, einige Wurzeln zu schlagen. Aber nirgends hat die Versittigung einen so raschen und erfreulichen Fortgang genommen, als auf Neuseeland, bei den Maori. Noch vor einem Vierteljahrhundert waren gerade sie unter den Kannibalen der Südsee die wildesten und streitbarsten; sie hatten die Blutrache, eine wahrhaft corsische Vendetta; sie rösteten die im Krieg Erschlagenen, und Menschenfleisch war das leckerste Gericht. Die im Rauch getrockneten Köpfe der Feinde bildeten eine gesuchte Handelswaare und galten für den besten Schmuck der Wohnungen. Von fünf neugebornen Mädchen wurden allemal wenigstens vier gleich nach der Geburt erwürgt, und bei den Müttern war das natürliche Gefühl in solchem Grad erstickt, daß sie selber Hand an die Kinder legten, welche sie unter ihrem Herzen getragen.

Die Geschichte liefert, wenn die Missionäre Recht haben, kein zweites Beispiel von einer so raschen und durchgreifenden Einwirkung auf einen Menschenstamm wie jenes auf Neuseeland. Binnen fünfzehn Jahren sind diese Inselbewohner, bis auf wenige tausende, vom Heidenthume abgezogen worden; der Kannibalismus ist verschwunden und der Kindsmord gehört nur noch der Sage aus einer trüben Zeit an. Der Maori, ein anstelliger und mannigfach begabter Mensch, ist Vollbürger eines Staates geworden, gleich dem friedlich neben ihm wohnenden weißen Ansiedler, mit welchem er dieselben Rechte ausübt; er liest das Evangelium und den Robinson Crusoe in seiner Sprache; Söhne wilder Kriegshäuptlinge sind friedliche Geistliche und predigen; andere haben sich mit Vorliebe dem Straßenbau oder Handwerken zugewandt, und neuseeländische Matrosen stehen an Tüchtigkeit nicht einmal hinter jenen unserer Nordseegestade zurück. Auch auf den Gesellschafts-Inseln, für deren Perle Otaheiti gilt, werden die Stufen der Morais oder Opferstätten längst nicht mehr von Menschenblut geröthet, und auf der Hawaiigruppe, wo Cook erschlagen wurde, führen im Namen eines getauften Königs nordamerikanische Missionäre eine parlamentarische Regierung über ein friedliches Volk.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in manchen Beziehungen der weiße Mensch auf den Südsee-Inseln wohlthätig gewirkt hat. Aber die Schattenseite fehlt nicht. Entlaufene Matrosen haben auf manchen Eilanden Laster und Krankheiten der schlimmsten Art eingebürgert, die Häuptlinge zu Kriegen aufgestachelt und der Barbarei nur noch Vorschub geleistet. Rohe Schiffsführer erlauben sich Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen und entsittlichen sie völlig durch Branntwein. Die Missionäre machen dem Menschenopfer, dem Götzendienste und dem Kannibalismus ein Ende; aber auf mehr als einer Eilandgruppe hat sich in Folge eines allerdings wohlgemeinten Zwanges eine Heuchelei in's Leben geschlichen, mit welcher die wahre

Sittlichkeit sich nicht verträgt. Dazu kommt, daß die Sendboten der verschiedenen Bekenntnisse ihren leidigen und unfruchtbaren Zwiespalt auch in die Südsee übertragen haben, und durch gegenseitige Befehdung die Gemüther der kaum dem Heidenthum Entrissenen in schwerer Weise beirren. Nicht selten haben braune Katholiken und braune Protestanten derselben Insel einander mit den Waffen befehdet um des Glaubens willen. Die Schuld liegt, wie gewöhnlich bei dergleichen Fällen, auf beiden Seiten, aber die christliche Liebe hat dabei niemals gewonnen.

Noch ein anderes Moment tritt in den Vordergrund. Die Berührung mit den Europäern wird für alle Eingebornen Australiens und Polynesiens geradezu verhängnißvoll. Sie sind alle, mehr oder weniger, bei sehr verschiedener Anlage, Art und Begabung, im Vergleich zum Weißen, ein passiver Menschenschlag. Der Weiße tritt überall als Gebieter auf, wohin er kommt, und aus hundert Gründen und Ursachen fällt ihm die Herrschaft von selbst zu. Der braune oder schwarze Mensch mag anfangs noch so heftigen Widerstand leisten, am Ende fügt er sich doch und gehorcht dem höher civilisirten Menschen, der dann seine ethnische und geschichtliche Ueberlegenheit im Guten wie im Schlimmen geltend macht.

Freilich kann erst die Zukunft lehren, ob dieser Anflug von Civilisation dauernde und nachhaltige Ergebnisse bringt. Die Missionäre sind, wie gewöhnlich, in ihren Hoffnungen sehr sanguinisch und zuversichtlich, während andere Beobachter darüber klagen, daß selbst bei den Sandwich-Insulanern die Hinneigung zum alten Heidenthum wieder auftauche. Auf Neuseeland erfolgen alljährlich Rückschläge in die alte Barbarei, und das alte wilde Wesen tritt gerade am schärfsten bei solchen Häuptlingen hervor, die man für die eifrigsten Bekehrten gehalten und deren Christenthum und deren kirchlichen Eifer man als so erbaulich und der Nachahmung würdig laut gepriesen hatte.

Sie befehden einander und drohen gegenseitig, „Fleischerläden zu eröffnen und der Feinde (Menschen=) Fleisch öffentlich zu verkaufen.“ Ein Arzt, der seit sechs Jahren in der Colonie Neu=Plymouth lebte, entwirft von den Maoris kein so günstiges Bild wie die Missionäre; er sagt im Jahre 1858: „Sie verachten uns und unsere Gesetze. Mit ihrer ganzen vielgerühmten Civilisation ist es nichts; was man davon sagt, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsere Kleidung, unsern Pflug und manches Andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotzdem und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsere Missionäre haben nun seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und viel von ihren Erfolgen gerühmt; sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind, als zu jener Zeit, da sie noch Heiden waren.“

In der Südsee wirkt der Contact zwischen dem weißen und dem dunkelgefärbten Menschen, sei er braun oder schwarz, nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald= und Prairie=Indianern Nordamerika's. In Australien und Tasmanien verschwindet der Eingeborene; auch auf Neu=Seeland, das kaum noch hunderttausend Maoris zählt, nimmt die Volkszahl rasch ab; auf der Hawaiigruppe ist sie seit Cook's Tagen um vier Fünftel zusammengeschwunden, auf Otaheiti zeigt sich Aehnliches und auf den übrigen Inseln läßt die gleiche Erscheinung sich beobachten. In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen, und doch tritt es schon klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlauf der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein.

Diese Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus dem Gleich=

gewicht geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die starken Getränke, und die Bemühungen der Missionäre, diese Gifte von ihnen fern zu halten, können immer nur bis zu einem gewissen Grade von Erfolg sein. Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Racen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat dergleichen Blendlinge überall nur ungern und vervielfältigt sie aus ihnen selbst heraus erst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich, meist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Mischlinge, welche fortbestehen wollen, müssen sich stets Zuschuß an Blut aus den reinen, nicht hybriden Schlägen holen. Aber in der Südsee nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor den weißen Menschen verschwinden werden; er zersetzt und vernichtet auch sie. Das braune Menschenelement also, der Mischling wie der Urtypus, ist im Abzuge, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eines der nächsten wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborene Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen, vielleicht in weniger friedlicher Weise. Aber verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation.

Die Zukunft der Südsee ist dem weißen Menschen und seinem Verkehr gesichert. Er beherrscht ihr östliches Gestade von der Behringsstraße bis zum Feuerlande; er hat die wichtigsten Inseln und Hafelungen, welche über diesen weiten Ocean zerstreut sind, staatlich oder kaufmännisch, mittelbar oder unmittelbar von sich abhängig gemacht. Die

Sandwichinseln und die Boningruppe werden den Nordamerikanern zufallen; Frankreich hat sich die Gesellschaftsinseln, die Markesas und Baladea-Neucaledonien zugeeignet; England gebietet über Australien und Neuseeland. Im indischen Archipelagus haben Holländer, Engländer, Portugiesen und Spanier festen Fuß gewonnen; an der Eröffnung China's arbeiten die großen seefahrenden Völker gemeinschaftlich. Japan hat sich dritthalbhundert Jahre lang gegen die Europäer, welche ihm Bürgerkrieg in's Land brachten, abgeschlossen; jetzt, wo es von den Wellenschlägen des Weltverkehrs mannigfach berührt wird, läßt es die alten Ueberlieferungen fallen, wenn auch noch mit Zurückhaltung und kluger Vorsicht. Die im Mittelalter so berühmten Kaiserreiche Kathay und Zipango, über welche Marco Polo seinen staunenden Zeitgenossen so viel Wunderbares und doch Wahres erzählte, und die Columbus auf westlichem Seewege aufgefunden zu haben glaubte, sind zu Domänen des weißen Kaufmannes und Schiffers geworden. Wir holen ihre Erzeugnisse, ohne dieselben mit erheblichen Mengen unserer Manufacturwaaren bezahlen zu können, denn jener Orient steht mit seiner eigenartigen Gewerbsamkeit auf einer hohen Stufe und läßt sich an Fabrikaten genügen, die er sich selber liefert. Liverpool allein erhält jährlich im Durchschnitt für fünf Millionen Pfund Sterling Thee aus China. England wirft den Bewohnern des Blumenreiches das verderbliche Opium in's Land und deckt damit einen Theil der Bilanz, aber der bei weitem größere Rest der Deckung besteht in Silber, das der ganze Orient in ungeheurer Menge verschlingt, um nur einen geringen Theil wieder herauszugeben. So wirkt unser Handelsverkehr nach den Gestaden des großen Oceans in verhängnißvoller Weise auf den gegenseitigen Stand des Werthes der beiden edelen Metalle, und jener ferne Orient, gemeinschaftlich mit Indien, Siam und Cochinchina, wird am Ende die Frage entscheiden, ob Silber oder Gold der Hauptwerthmesser,

wenigstens im europäisch-amerikanisch-australischen Geschäftsverkehr werden solle. Ich erinnere Sie daran, daß der Orient seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts für etwa 3500 Millionen Thaler an Silber aus Europa gezogen hat.

Die Länder an der Südsee gehören zu den gold- und silberreichsten der Erde. Ein großer Theil der Gestade ist mit Lagern edler oder werthvoller Metalle gleichsam eingesäumt. Chile und Südaustralien besitzen ergiebige Kupfergruben, deren Erz in Wales verschmolzen wird; Peru, Bolivia und Mexiko mit Sonora sind classischer Boden für das Silber; wer hätte nicht von den Minen der Real del Monte und von Potosi gehört? Californien und Australien haben binnen neun Jahren für mehr als tausend Millionen Thaler Gold in den Verkehr geworfen. Sie Alle wissen, in welcher tief eingreifenden Weise der unverhoffte Fund auf das gesammte Güterleben eingewirkt, welche Antriebe zur Entwickelung aller stofflichen Belange er gegeben hat und noch ununterbrochen giebt, und wie der Einfluß dieses Goldes bis auf die letzte Hütte auch in unserm Erdtheile wirkt.

Das wahre Dorado, welches man so lange auf der atlantischen Seite Amerika's vergeblich gesucht, und das zu so manchen abenteuerlichen Fahrten den Anlaß gegeben, wurde beinahe gleichzeitig in zwei Gestadeländern der Südsee durch Zufall gefunden, in verschiedenen Gebieten, welche den beiden größten Handelsvölkern der Welt gehören. Sie erinnern sich, welch ungeheure Aufregung sich der Gemüther bemächtigte, als alle Nachrichten aus dem großen Ocean die Bestätigung brachten, daß Californiens und Australiens Goldgruben nicht nur in hohem Grade ergiebig seien, sondern auch auf lange Zeit hinaus nicht erschöpft werden können.

Nun begann die neue wunderbare Völkerwanderung. Im Sommer 1848 gelangte die Kunde von dem Goldfunde in Californien nach den Vereinigten Staaten. Vom De-

cember jenes Jahres bis zum April des nächsten, also binnen fünf Monaten, gingen allein aus den östlichen Häfen 309 Schiffe mit etwa 20,000 Goldsuchern nach Californien in See, und nie zuvor war das stürmische Meer am Cap Horn so befahren gewesen. Der Andrang dauerte fort, und zu Ende des Jahres 1852 war das westliche Dorado schon von mehr als dreimalhunderttausend Eingewanderten bevölkert. Zuerst hatten sich Mexikaner aus dem benachbarten Sonora eingefunden; fast gleichzeitig mit ihnen kamen Ackerbauer und Pelzjäger aus Oregon und dem Gebiete der Hudsonsbaygesellschaft; schon nach wenigen Monaten schaufelten auch Kanacka's, Eingeborene von den Sandwichinseln, rüstig in den Diggings und Placeres. Und dann brach, wie ich eben sagte, zu Anfang 1849 der gewaltige Strom von Osten gen Westen nach Californien herein. Aber nicht allein auf dem Seewege; denn goldlüsterne Abenteurer bedeckten mit ihren langen Wagenreihen die weiten Wiesenfluren im Westen des Mississippi, überstiegen die Pässe der Felsengebirge, das große Binnenbecken, in welchem die Mormonen sich häuslich eingerichtet haben, die schneebedeckten Seealpen, und stiegen dann hinab in das grüne Thal des San Sacramento. Andere kamen über die Landenge von Panama, welche damals noch nicht mit Schienen belegt war, oder wählten den Weg durch Nicaragua, der seit jener Zeit seine große Bedeutung gewonnen hat. Auch viele Tausende von Anwohnern der Südsee waren bestrebt, sich Antheil an der reichen Beute zu sichern; an Bergbau gewöhnte Arbeiter aus Chile und Peru eilten in Menge herbei, und nachdem schon Australien aus den Reihen der dorthin deportirten Verbrecher manchen Abschaum nach Californien geworfen, schwammen auch plumpe Dschonken und raschsegelnde Clipper aus den Häfen von Fo kien zweitausend Meilen weit gen Osten, um in der Bucht von San Francisco Chinesen zu landen. Sie hatten das Blumenreich der Mitte verlassen, um neben den rothborstigen Barbaren

Gold zu graben. Bewohner aller fünf Erdtheile fanden sich ein, denn auch aus Europa waren viele Tausende, aus Afrika, namentlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, wenigstens Hunderte herbeigekommen.

So war das Durcheinander verschiedener Menschenstämme und Volksthümlichkeiten so bunt, wie kaum in einem andern Lande; San Francisco zeigte gleich nach seinem Entstehen ein ethnologisches Gewirr wie Calcutta, Kapstadt oder Singapore. Und doch hat sich, allerdings unter manchem Ruck und vielen Aufwallungen, in diesem Chaos Alles wunderbar schnell zurecht gefunden, und in Californien eine Staatsgesellschaft gebildet, deren Angehörige zu überwiegendem Theil aus rechtschaffenen Leuten bestehen. Das neue Land warf seinerseits viel Schaum wieder fort und die Luft wurde durch politische Gewitter gereinigt. Der Raubbau wich allmälig einem sachgemäßen Betriebe, der Ackerbau zog manche Kräfte an, und noch bevor drei Jahre seit der Goldentdeckung verflossen waren, trat Californien als der ein und dreißigste Staat in den großen nordamerikanischen Bund.

Heute zählt dieses Kernland, aus welchem nebst Oregon und dem Gebiete Washington, einst ein mächtiges angelsächsisches Reich an der Südsee sich entwickeln wird, mehr als eine halbe Million Seelen. Seit 1849 hat Californien im Durchschnitt jährlich für mehr als fünfzig Millionen Dollars Gold erzeugt, und dem Anscheine nach wird dieser Ertrag auf eine lange Reihe von Jahren hinaus sich nicht vermindern. Und geschähe es, so würde Sonora, dieses nicht blos an Gold, sondern auch an Silber unendlich ergiebige Land im Süden des Rio Gila und am californischen Meerbusen doppelt und dreifach den Ausfall decken. Dieses Sonora ist nicht minder ein Dorado, und schon jetzt haben die Nordamerikaner einen Theil desselben, das Arizonagebiet, von den

Mexikanern erworben, mit der unverkennbaren Absicht, bei günstiger Gelegenheit das ganze Land ihrem Staatenbunde einzuverleiben. Dann wird auch dort nachdrucksvolle Betriebsamkeit und feste Ordnung an die Stelle jener heillosen Zerrüttungen und Bürgerkriege treten, durch welche das ganze ehemals spanische Amerika sich erschöpft und zu Grunde gerichtet hat.

Californien ist nicht blos eine Goldgrube geblieben, sondern, wie ich schon andeutete, auch ein Agriculturland geworden. Der Boden dieses „pacifischen Italiens," wie Oberst Fremont es genannt hat, zeigt vielfach ausgiebige Fruchtbarkeit, während andere Gegenden vortreffliches Weideland darbieten. Im Laufe eines einzigen Jahres wurden mehr als 150,000 Häupter Hornvieh und 60,000 Schafe vom Mississippi nach dem Stillen Weltmeer getrieben. Das Klima ist mild; Berg und Thal wechseln in reicher Mannigfaltigkeit ab und fahrbare Ströme durchziehen das Land. Der Tag wird kommen, an welchem Californien zwölf bis zwanzig Millionen Menschen ernährt, und Oregon mit Washington halb so viele. In diesen Regionen sind alle Grundbedingungen zu einem gedeihlichen, nachhaltigen Aufschwunge gegeben. Sie besitzen, von edelen Metallen und der prächtigen Weltlage ganz abgesehen, Holz und Kohlen, Wasserkraft und schiffbare Gefliesse, üppigen Boden und einen kräftigen, unternehmenden Menschenstamm, der alle diese Vortheile, vorab die herrlichen Seehäfen, nicht ungenützt läßt. Bevor ein Jahr vergeht, wird über die Richtung der Riesenbahn entschieden sein, welche die atlantischen Gestade mit Californien und Oregon verbinden soll. Aber diese Schienen sollen nicht lediglich entfernt liegende Theile ein und desselben Staatenbundes, und Hafenplätze an zwei Oceanen sammt dem zwischenliegenden Lande, mit einander verknüpfen, oder Ansiedler in noch unbewohnte Gegenden ziehen; man will noch mehr und Größeres erreichen und ist sich dessen wohl bewußt.

Diese große Westbahn ist auch bestimmt, den Handel eines Theiles von Indien, des malayischen Archipelagus, China's und Japans und der Südsee, in nordamerikanische Verkehrsbahnen zu lenken. Der Yankee weiß, daß seit dem Erwerbe von Californien und Oregon sein Gebiet recht eigentlich das Land der Mitte auf Erden bildet und mehr interoceanisch ist, als irgend ein anderes. Er möchte die Controle des Welthandels zum größten Theil an sich bringen; Neu-York und San Francisco sollen Weltstapelplätze werden, welche selbst London überflügeln. Er gedenkt die Vortheile der natürlichen Lage in aller Weise geltend zu machen. Die Fahrt auf den Schienen von Ocean zu Ocean wird er in sechs bis acht Tagen zurücklegen, und binnen zwanzig Tagen will er mit seinen Dampfern von San Francisco nach Schanghai fahren. Die californischen und oregonischen Häfen, und die schönen Buchten des Pugetsundes liegen dem östlichen Asien um einige Monate Schifffahrtszeit näher, als die europäischen am atlantischen Meere, und jenen am Mittelmeer würde auch ein Suezkanal einen Vorsprung im Weltbewerb nicht sichern können. Man darf nicht daran zweifeln, daß eine solche Westbahn eine der größten Schlagadern des Weltverkehrs bilden wird.

Seit Jahrhunderten hat man eine schiffbare Durchfahrt von Osten nach Westen und umgekehrt gesucht und sie nirgends gefunden. Die ungeheure Wichtigkeit einer Verbindung zwischen beiden Weltmeeren sprang schon dem Eroberer Cortez in die Augen. In unseren Tagen trachtet man in der alten wie in der neuen Welt darnach, durch die Kunst nasse Verkehrswege zu schaffen, wo die Natur dergleichen versagt hat. Bei der Bedeutung des Walfischfanges, der gesammten Südsee und des asiatischen Handels kann jedoch eine einzige Straße von Meer zu Meer nicht ausreichen oder genügen. Schon vor länger als zehn Jahren hatte man den Plan zu

einem Kanal durch Nicaragua entworfen, zu dessen Director der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen ausersehen war. Aber das Project fiel, weil dieser Wasserweg im besten Falle nur für kleinere Seeschiffe hätte fahrbar werden können. Der Verkehr unserer Tage verlangt Tiefe für Seeschiffe von dreitausend Tonnen Trächtigkeit. Gerade jetzt stellen die Nordamerikaner Forschungen an, ob ein Lieblingsplan unseres Alexander von Humboldt auf unbesiegbare Schwierigkeiten stoßen werde, nämlich ein Kanal vermittelst des Atrato und Truando, dessen Kosten im Voraus auf mehr als zweihundert Millionen Thaler veranschlagt worden sind. In Anbetracht der unbestreitbaren Vortheile, welche eine solche Verbindungsstraße gewähren müßte, wäre jene Summe nicht zu hoch, aber die Möglichkeit der Ausführung, auch der technischen, müßte zuvor bündig erwiesen sein.

Inzwischen hat man Schienen über die Landenge von Panama gelegt; man baut gegenwärtig an den Eisenbahnen durch Honduras und über den Isthmus am Tehuantepec, auch ist der Transit durch Nicaragua wieder hergestellt worden. Alle diese Verkehrswege stehen thatsächlich unter nordamerikanischer Controle. Bei den langwierigen diplomatischen Streitigkeiten um den Clayton-Bulwer-, den Crampton-Webster- und Dallas-Clarendon-Vertrag, bei den Flibustierunternehmungen gegen Nicaragua, bei den Einmischungen in die heillosen Wirren der zerrütteten Staaten Centralamerika's, — bei alle diesem handelt es sich in erster Linie stets um die Controle der Verbindungswege nach der Südsee, um den Handel von und nach Indien, den sundischen und malayischen Inseln, China und Australien. Nordamerika möchte überall den Vorsprung gewinnen. Es hat schon Dampfer in der Fahrt zwischen Panama und Sydney gehabt und bewiesen, daß der Weg aus England nach Australien auf dieser Strecke mindestens eben so rasch zurückgelegt werden kann, als über Suez. Schon mehr

als einmal hat auch australisches Gold den Weg nach London über Panama und Aspinwall genommen. Daß zwischen San Francisco und Honolulu eine Dampferlinie im Entstehen ist, welche nach China verlängert werden soll, wurde schon bemerkt. Mit maritimer Spürkraft, welche ein germanisches Erbtheil ist, haben die Yankee's schon im Voraus den Peelshafen auf der Boningruppe besetzt und damit gewissermaßen eine Seewarte gewonnen, von welcher aus sie die Küsten China's und Japans überwachen. Und eben jetzt sind sie im indischen Archipelagus thätig, um mit einigen malayischen Fürsten, wo möglich auf Sumatra, Verträge über die Einräumung von Häfen zu schließen. Sie wollen, gleich Europa's seefahrenden Völkern vor ihnen, in den indischen Gewässern festen Fuß gewinnen.

Der Wettkampf zwischen Bruder Jonathan und John Bull wird mit friedlichen Waffen geführt, aber er ist kolossal. Es handelt sich um die commerzielle Weltbeherrschung. Die Engländer sind nicht minder scharfsichtig als ihre Nebenbuhler und wissen wohl, was auf dem Spiele steht. Sie möchten das ganze Land von Canada bis zum Nutkasunde besiedeln, und auch ihrerseits einen Schienenweg quer durch den ganzen amerikanischen Continent legen. Jetzt eben lassen sie durch Capitain Palisser die Region am Saskatschewan erforschen, um dort eine Kette von Niederlassungen zu gründen. An ihrem pacifischen Gestade besitzen sie Häfen, welche an Trefflichkeit jenen des Pugetsundes nicht nachstehen, und zu Endpunkten einer Verkehrslinie bestimmt sind, die zu Montreal am St. Lorenzstrom und zu Halifax in Neuschottland beginnt. So viel scheint außer Zweifel, daß die nächsten Jahrzehnte eine atlantisch-pacifische Weltbahn durch Nordamerika vollendet sehen, eine Straße, welche in den Verkehrsverhältnissen eine so durchgreifende Umgestaltung hervorrufen wird, wie keine andere es vermöchte, außer etwa ein Darienkanal.

Schon im Anfang unserer Betrachtungen habe ich darauf hingewiesen, welche Wichtigkeit auch Rußland, die große europäisch-asiatische Continentalmacht, der Südsee beilegt. Und mit vollem Rechte. Das in vieler Beziehung werthvolle und zukunftreiche Sibirien besaß im Osten keine bequeme Eingangs- und Zugangspforte, keinen Wasserweg zum Ocean. Ein solcher ist durch den Amur gewonnen worden. Während der letztverflossenen fünf Jahre sind manche moskowitische Niederlassungen an diesem einst mandschurisch-chinesischen, nun aber russischen Flusse gegründet worden; sein mindestens sieben Monate im Jahre schiffbares Wasser trägt schon Dampfer, die Mündung wird durch Festungswerke geschützt; auf dem Stromwege sind unternehmende Yankee's bis Nertschinsk vorgedrungen und haben in den Grubenrevieren Sibiriens Läden eröffnet. Der Besitz des Amur wird im Fortgange der Zeit jenen der ganzen Mandschurei und eines Theils von Nordchina nach sich ziehen, und der Czaar, dessen Thron an der Newa steht, wird auch eine pacifische Macht bilden. Ihm muß mit Nothwendigkeit ein Antheil der Controle über Japan und China zufallen, und russische Stimmen haben uns jüngst versichert, daß die Weltbahn von Moskau durch Sibirien bis zur Amurmündung, eine große östliche Schlagader des Verkehrs, vollendet sein werde, bevor unser Jahrhundert in den Schooß der Zeiten hinabgerollt sei. Rußland besitzt in seinem Sibirien das dritte große Dorado im Uralgebirge, und mit uralischem Golde soll die Eisenstraße gebaut werden.

Also Rußlands kluges und wohlberechnetes Trachten geht dahin, von den Vortheilen, welche der Verkehr mit den Ländern der Südsee gewährt, nicht ausgeschlossen zu bleiben. Schon vor länger als einem Vierteljahrhundert tastete es im Ocean umher und versuchte, sich auf der Hawaiigruppe festzusetzen. Der Plan mißlang, aber noch zur Zeit der spanischen Herrschaft gründeten die Russen in Californien, nördlich von

San Francisco, eine Niederlassung an der Bodegabucht und bald nachher das Fort Slawinskoï Roß. Diese verständig ausgewählten Küstenpunkte in einem getreidereichen Lande sollten gleichsam eine Ergänzung bilden für die Colonien, welche der Czaar schon im vorigen Jahrhundert durch Robbenschläger und Pelzjäger an den unwirthlichen und rauhen Gestaden von Nordwestamerika hatte gründen lassen. Bis 1841, also bis sieben Jahre vor der Goldentdeckung wurden Bodega und Slawinskoï Roß von den Russen behauptet, und nur aufgegeben, weil ein Vertrag mit der englischen Hudsonsbay-Gesellschaft jenen Niederlassungen im hohen Norden eine ausreichende Zufuhr an Getreide sicherte. Der Hauptort Neu-Archangel oder Sitka unterhält regen Handelsverkehr mit Honolulu.

Für den gesammten amerikanisch-pacifischen Verkehr, namentlich auch mit China und Japan, wird aber San Francisco der Mittelpunkt bleiben, der Hafen, zu welchem der Eingang wahrhaftig durch eine goldene Pforte führt. Dort soll die Riesenbahn von Osten her ausmünden; schon jetzt treffen die großen Schifffahrtslinien von Nord, Süd und Westen her an jenen Chrysopylen der Neuen Welt zusammen. Zum Verkehrsgebiete wird dieser Weltstapelplatz nicht blos das ganze nordamerikanische Hinterland in einer Breite von siebenhundert deutschen Meilen haben, sondern sämmtliche Länder an und in der Südsee. Vor zwölf Jahren zählte das Dorf Yerba Buena, an dessen Stelle sich San Francisco mit siebenzigtausend Bewohnern erhebt, einige dreißig Rohrhütten. Die gesammte Westküste von Chile bis Neu-Archangel, und gegenüber das Amurland, sind von ihm nicht minder in Handelsabhängigkeit gerathen, wie das chilenische Valparaiso, der frühere Stapelplatz an der Südsee, von welchem aus nicht nur europäische Fabrikate, sondern auch indische und chinesische Waaren vertheilt wurden.

Und doch ist Alles noch in den ersten Anfängen. Die Tage der Größe und des Glanzes werden erst erscheinen, nach-

dem die atlantisch-pacifische Verkehrsader ihr Pulsschläge begonnen hat. Dann wird von jenem Platz aus der Handel nicht nur zwischen Amerika, Ostasien und den Inseln und Hafelungen der Südsee und der sundischen Gewässer vermittelt, sondern auch Europa wird diesen Weg und diese Stadt für Bezug und Versendung in nicht geringem Umfange benutzen.

Eine solche Stellung Californiens und seiner Capitale kann nicht lediglich von kaufmännischem Belange sein, sondern muß auch in staatlicher und sittlicher Hinsicht tief eingreifend und umgestaltend wirken. Von dort und von Oregon aus empfängt die ganze Südsee germanischen, angelsächsischen Sauerteig, der eine mächtige Gährung hervorruft, und was im Organismus der indianisch-creolischen Mischlingsvölker etwa noch lebensfähig sein mag, aufweckt und befruchtet, aber mit seiner gewaltigen, zersetzenden und ätzenden Kraft Alles beseitigt, was nicht Kern genug hat, einer solchen Einwirkung zu widerstehen. Die Geschichte unserer Tage lehrt, in welcher Weise eine solche Auflösung rasch von statten geht. Ich erinnere Sie daran, wie das abgestandene spanische Wesen in Texas und Californien sogleich unterlag, als es in Berührung mit angelsächsischen Elementen kam, und wie in Centralamerika ein kühner und zäher Mann, Wilhelm Walker der Flibustier, mit sechsundfünfzig Gefährten nach Nicaragua kam und sich zum Herrn des Landes aufwarf. Ich weise Sie hin auf die geradezu heillosen Zustände von Mexiko, Peru und Bolivia, wo überall die Lebenskraft im Weichen und keine Rettung mehr zu hoffen ist.

Das sind die verhängnißvollen Folgen der Blutmischung zwischen verschiedenen Menschenracen, wenn und wo ihnen die innere Anziehungskraft, Affinität, abgeht. Man hat das europäische Blut nicht rein gehalten und damit die sittliche Energie verloren. Das sind ferner die Nachwehen des verderblichen spanischen Colonialsystems, welche für die Creolen geradezu vernichtend wirken.

Gestatten Sie mir, dieses Colonialsystem einer südeuropäischen, romanischen Regierung in kurzen Umrissen zu kennzeichnen, und demselben das Verfahren eines nordeuropäischen Staates, eines germanischen Volkes gegenüberzustellen. Sie werden sehen, weshalb das ehemals spanische Amerika zu Grunde geht, das germanische aber sich einer großen Gegenwart erfreut und einer noch glänzendern Zukunft entgegensieht.

Spaniens Colonialherrschaft stellte sich nicht auf den Pflug, sondern auf das Schwert, nicht auf Freiheit, sondern auf Zwang. Die Spanier suchten Gold und immer wieder Gold; das Mutterland war zu menschenarm, um eine hinlängliche Menge von Einwanderern in die ausgedehnten überseeischen Besitzungen zu senden. So blieb die weiße Bevölkerung überall in der Minderzahl und vermischte ihr Blut mit jenem der Indianer und der Neger. Was etwa die Reinheit der Hautfarbe bewahrt hatte, ist allezeit von Madrid aus mit Mißtrauen behandelt worden. Der Creole büßte das alte spanische Mark ein, und ist ohne Ausdauer und sittliche Spannkraft. Den Colonien fehlte ein kerniges, kräftiges, bürgerliches Element völlig, und zwischen den verschiedenen neben einander liegenden Schichten der Bevölkerung herrschte seit Jahrhunderten Racenfeindschaft und Entfremdung.

Die spanische Colonialpolitik suchte in den Pflanzländern den Anwuchs der Bevölkerung künstlich zu hindern; den Gesetzen zufolge hatte jeder Fremde sein Leben verwirkt, wenn er ohne ausdrückliche Erlaubniß, die doch nur in seltenen Fällen ertheilt wurde, den Boden einer spanischen Colonie betrat. In diesen stand Alles auf Monopol und Ausbeutung zu Gunsten des Mutterlandes.

In einem durchaus neuen Lande ohne geschichtlich gegebene Verhältnisse, wo Alles erst geschaffen werden muß, ist kein Fortschritt denkbar ohne freie, völlig ungehemmte Entwickelung aller Kräfte. Das hat man aber in Madrid nie begriffen, und

Spaniens Herrschaft, so goldgierig sie war, ist eisern geblieben vom blutigen Anbeginn bis zum nicht minder blutigen Ausgange. Den Colonien ist niemals eine andere Berechtigung zugestanden worden, als jene: unbedingt zu gehorchen und sich ohne Einsprache ausbeuten zu lassen. Ihnen wurde keinerlei Art von freier Beweglichkeit gestattet; ein Creole, der Anlauf zu rüstiger Thätigkeit nahm, galt für verdächtig, und der Vicekönig übte dieselbe unbedingte Gewalt, wie sein Herr in Castilien. Aber dieser war mißtrauisch; seine hohen Beamten wurden häufig gewechselt, damit nicht etwa ihre Interessen mit jenen der Amerikaner sich verflechten konnten. Jeder spanische Beamte sollte ein Fremdling im Lande sein und bleiben, er war lediglich zur Ueberwachung und für Altspanien dort, und nie hat man am Manzanares sich zu dem gesunden Gedanken erhoben, daß es gemeinsame Vortheile zwischen Mutterland und Colonien geben könne. Die einträglichen Aemter in Amerika wurden zu Madrid an den Meistbietenden verkauft. Buenos Ayres hatte in noch nicht dreihundert Jahren 170 Vicekönige und von diesen waren nur vier in Amerika geboren, von 610 Generalcapitänen in den verschiedenen Colonien waren nur vierzehn keine Altspanier. Und so ging das Verhältniß durch alle Amtsstufen bis zum einfachen Schreiber hinab; der Creole blieb systematisch ausgeschlossen. Die spanische Politik wollte auch keine Annäherung zwischen den verschiedenen Colonien aufkommen lassen. Jede einzelne blieb von der andern unabhängig und alle bildeten unter sich Gegensätze. Ein argwöhnisches Ueberwachungssystem hemmte jede Thätigkeit; der Geschäftsgang war unglaublich weitläufig und schleppend; vielen Classen von Beamten war ausdrücklich verboten, in Amerika Grundeigenthum zu erwerben oder dort zu heirathen. Allmälig war das Beamtenheer ins Ungeheure angewachsen, aber je mehr Räder in die träge, verwickelte und künstliche Maschine einsetzte, um so schlechter ging sie.

Den spanischen Amerikanern hatte man die Hände gebunden, viele Ackerbauzweige und Handwerke waren ihnen verboten und der Verkehr war lahm gelegt. Wer Handel mit einem Ausländer trieb, unterlag gesetzlich der Todesstrafe. Als zu Anfang unsers Jahrhunderts Alexander von Humboldt sich in Mexiko befand, traf aus Madrid der Befehl ein, die im Land angepflanzten Reben zu vertilgen; denn die Kaufleute in Cadiz hatten Beschwerden darüber erhoben, daß Mexiko seit einigen Jahren weniger spanische Weine kaufe als früher. Als Regel, die nur einige wenige Ausnahmen erlitt, stand fest: in keiner Colonie solle Hanf, Flachs, Safran oder Oel gebaut werden; alle Eisengeräthe mußten aus Spanien bezogen werden. Die Steuern waren drückend, die Rechtspflege abscheulich; als man in Lima die Kerker öffnete, fand man viele Gefangene, die nie eines Vergehens auch nur angeklagt waren. Kein Creole durfte Schiffseigenthümer sein oder Rhederei treiben; es war verboten, Waaren an ihn zu consigniren, und nur spanisches Capital durfte angelegt werden. Noch mehr, das System wollte überhaupt nicht spanische Schiffe durchgängig von den Colonien ausschließen und verbot ihnen das Einlaufen. Selbst schiffbrüchige Fahrzeuge, welche eine Zuflucht suchten, wurden mit Beschlag belegt, und die Mannschaften verhaftet. Weshalb kamen sie auch in die Südsee? Die Ordonnanz von 1692 besagt, daß fremde Schiffe als Feinde behandelt werden müssen, selbst wenn der Staat, unter dessen Flagge sie fahren, mit Spanien im Bunde stand. Als vor sechszig Jahren ein englischer Walfischfahrer um Cap Horn gesegelt und dort von einem spanischen Fahrzeuge gesehen worden war, erhielten die Behörden aller Häfen von Chile bis Californien Befehl, ihn jedenfalls zurückzuweisen, wo möglich ihn aber aufzubringen. Die Erzeugnisse des Gewerbfleißes anderer Nationen waren vom spanischen Amerika entweder ganz ausgeschlossen, oder durften nur aus spanischen Häfen, in spanischen Fahrzeugen und von

spanischen Kaufleuten eingeführt werden. Dann waren die verschiedenen Zollabgaben höher, als der Werth der Waare. Begreiflicherweise rief ein so widersinniges System einen ausgedehnten Schleichhandel hervor, und mit der Contrebande kamen auch verbotene Ideen ins Land.

Diese verbotenen Ideen wirkten auf eine leicht erregbare, aber auch von geistiger Entwickelung planmäßig zurückgehaltene Bevölkerung sehr rasch. Das Schulwesen war in hohem Grade vernachlässigt; Bitten um höhere Lehranstalten, welche die Creolen aus eigenen Mitteln gründen und erhalten wollten, wies man zurück; was einmal vorhanden war, sollte für immer ausreichen. Häufig wurden Verbote gegen die Anlage von Elementarschulen erlassen. Ein spanischer Minister hatte amtlich erklärt, Lesen und Schreiben sei reichlich genug für einen Amerikaner; König Karl der Vierte sprach aus: ihm erscheine es ungeeignet, daß in den Colonien der Unterricht allgemein werde. Wer mit den geistlichen Lehranstalten, den einzigen, welche vorhanden waren, nicht ausreichen zu können glaubte, mochte nach Altspanien kommen, falls er dazu Erlaubniß erhielt.

So wird begreiflich, daß unter den Creolen die Erstarrung allgemein wurde und der Unternehmungsgeist völlig abhanden kam. In ganz Californien gab es auch nach der spanischen Zeit nur drei kleine Küstenfahrer, und vor zwölf Jahren besaß Mexiko auf seiner Küstenstrecke an der Südsee nur 23 kleine Handelsschiffe, deren gesammte Trächtigkeit kaum dem Tonnengehalte von vier Dreimastern gleich kam, dergleichen unsere Häfen an der Weser und Elbe in Menge besitzen.

Die spanischen Colonien an der Südsee trugen in Folge aller angedeuteten Verhältnisse das Gepräge geistiger und materieller Verkommenheit, sie hegten aber tiefen Ingrimm gegen ein Mutterland, welches sie so stiefmütterlich behandelte. Und als dann die Wogen der Revolution nach und nach immer stärker aus Nordamerika und Europa auch an die

Gestade des mexikanischen Golfes und der Südsee brandeten, warfen die Creolen ein Joch ab, das ihnen nun unerträglich schien. Spaniens Herrschaft fiel, unbedauert und unbetrauert; aber den nun in selbstständige Gemeinwesen umgewandelten Colonien ist aus der Befreiung kein Segen erwachsen. Sie waren unabhängig geworden und konnten sich doch in die staatliche Freiheit nicht finden. Der Mangel eines tüchtigen und aufgeklärten Mittelstandes trat nicht minder empfindlich zu Tage, wie die gegenseitige Abneigung zwischen den verschiedenen Hautfarben der Bevölkerung, welche nun alle gleiche Berechtigung erhielten. Man nahm die republikanische Staatsform an, ohne Grundlagen und Menschen zu besitzen, durch welche man sie ersprießlich hätte machen können. Und so hat denn das Schwanken zwischen Anarchie und Dictatur seit fast einem halben Jahrhundert kein Ende genommen, und alle diese Republiken, vielleicht mit Ausnahme von Chile und der Argentina, wo das weiße Element am meisten vorschlägt, sind über kurz oder lang dem Untergange geweiht.

Ganz anders in den germanischen Colonien, in welchen die Ansiedler von vorne herein jener freien Beweglichkeit theilhaftig waren, ohne welche ein neues Land der Verkümmerung preisgegeben bleibt. Unter Obhut der Krone waren die Gemeinden selbstständig, sie übten die Verwaltung durch selbstgewählte Beamten aus, sie gaben sich alle rein örtlichen Gesetze durch ihre eigenen Vertreter; denn an der Themse hatte der Grundsatz Geltung, daß die Ansiedler ihre Angelegenheiten zweckmäßig und am besten selbst besorgen können. In Betreff des Handelsverkehrs machte sich freilich auch von England aus der Geist des alten Colonialsystems lange geltend; aber niederdrückend konnte er gegenüber der staatlichen und kirchlichen Freiheit nicht wirken. Deshalb zeigte sich überall reges Leben und gesundes Emporwachsen; und gegen die Einwanderung wurden die Colonien nicht etwa abgesperrt, sondern

man öffnete ihre Pforten für Alle, welche auf der andern Seite des Weltmeeres eine neue Heimath suchen wollten.

Die Ergebnisse liegen zu Tage. Die nordamerikanische Union hat sich zu einer Großmacht emporgeschwungen und wirkt bestimmend auf die Weltverhältnisse. Der Pflug des Yankee hat ganz andere Eroberungen gemacht als das Schwert des Conquistadoren. Das ganze spanische Amerika hatte dreihundert Jahre nach der Entdeckung kaum fünfzehn Millionen Bewohner, von denen noch nicht der sechste Theil eine weiße Haut trug. Die Vereinigten Staaten Nordamerika's zählen heute an fünfundzwanzig Millionen weißer Menschen, zumeist germanischer Abstammung.

Wir sehen, daß auf der andern Seite der Südsee ein ähnlicher weltgeschichtlicher Proceß begonnen hat; aber er nimmt in den Tagen der Dampfschifffahrt und unter der Begünstigung unserer Verkehrsverhältnisse einen raschern Gang, als während des vorigen Jahrhunderts in Amerika möglich war. Dort liegt Australien, vor dreißig Jahren noch ein großes Zuchthaus und jetzt eine blühende Colonie mit mehr als einer Million Bewohner. Vor siebenzig Jahren landeten die ersten Engländer, um sich dauernd niederzulassen, und noch leben alte Männer, welche mit ihren Augen die dürftigen Hütten aus Baumrinde gesehen haben, unter denen die Verbrecher und ihre Hüter Obdach fanden. Den ehrlichen Mann ergriff ein Schauder, wenn er an Botanybay auch nur dachte, an diesen Aufenthaltsort von deportirten Bösewichtern. Von dort kam lediglich Kunde über Schafweiden, Wüsteneien, Kängeruhs, Mord und Todtschlag, schwarze Wilde und noch schlimmere weiße Verbrecher, welche das Mutterland zu den fernen Antipoden verbannt hatte, um sich auf immer unverbesserlicher Menschen zu entledigen. Heute liefert dieses ehemalige Zuchthaus alljährlich für mehr als achtzig Millionen Thaler Gold; 1840 führte es

etwa zehn Millionen Pfund Wolle aus, jetzt an 50 Millionen. England hat in den Jahren 1840 bis 1854 von dort nicht weniger als 427 Millionen Pfund Wolle bezogen und dafür eine ungeheure Menge seiner Fabrikerzeugnisse zurückgegeben; allein im Jahre 1856 für mehr als 100 Millionen Thaler.

Weshalb haben die Spanier aus diesem Lande nichts gemacht? Sie kannten Australien seit Anfang des 17. Jahrhunderts, und Torres hat schon 1606 die nach ihm benannte Straße entdeckt. Im Süden dieser engen und durch Korallenriffe gefährlichen Durchfahrt liegt die Terra australis incognita, auf der wir jetzt Kerne und Ansätze zu einem zweiten angelsächsisch-pacifischen Weltreiche erblicken. Spanien versank unter schwachen und bigotten Königen in einen tiefen Schlaf; es verlor die Gewürzinseln an die Holländer, deren nächstes Bestreben lange Zeit darauf gerichtet sein mußte, ihre Herrschaft in dem reichen, an Handelserzeugnissen so ergiebigen Archipelagus von Hinterindien auszudehnen und zu sichern. Für sie hatte das große Australland keine Anziehungskraft mehr, seitdem sie durch Dirk Hartog und den trefflichen Seefahrer Abel Jansen Tasman nur öde Küsten desselben kennen gelernt. Sie fanden dort weder Muskatnüsse, noch Edelsteine oder Gold. Auch Englands Aufmerksamkeit wurde erst durch Cook auf jene Gegenden gelenkt, und daß man sie überhaupt nur als Verbrechercolonie zu benutzen gedachte, war eine Folge der Unabhängigkeit der dreizehn nordamerikanischen Provinzen, nach welchen man von 1619 bis 1774 Missethäter deportirt hatte. Seitdem besaßen die Colonien auf der westlichen Erdhalbe für England nicht mehr die frühere Wichtigkeit, und der Schwerpunkt seiner Colonialpolitik wurde nach Indien und Australien verrückt. Wir sehen die Folgen, welche jener Tag gehabt hat, an dem im Bostoner Hafen eine Ladung Thee ins Wasser geschüttet wurde. Bald nachher war das schönste Juwel aus Englands Krone herausgebrochen, aber sie entschä-

digte sich dafür durch andere Kleinode im Osten, und unter diesen ist Australien nicht das mindest werthvolle.

Betrachten wir den Gang seiner Entwickelung. Die größte geistige Persönlichkeit unsers Jahrhunderts, einer der gewaltigsten Menschen, welche die Welt je gesehen, unser Alexander von Humboldt, war ein achtzehnjähriger Jüngling, als die ersten mit Verbrechern belasteten Schiffe nach Botanybay unter Segel gingen. Das war im Mai 1787. Sie hatten 600 männliche und 250 weibliche Verbrecher am Bord, die von dritthalbhundert Soldaten bewacht wurden; mit diesen kamen vierzig Frauen. Im Januar 1788 landeten sie in der Botanybay und bauten Hütten an dem nahegelegenen Port Jackson. Damit waren die Anfänge der australischen Besiedelungen gegeben. Für freie Auswanderer hatte ein ohnehin in weiter Entfernung liegendes Land und eine solche Gesellschaft keine Anziehungskraft; was sie in der Fremde suchten, konnten sie in Amerika näher und mindestens eben so gut haben. Deshalb blieb die Ansiedelung in Neu-Südwales über ein Menschenalter in kümmerlichen Verhältnissen. In der ersten Zeit lieferte sie nicht Lebensmittel genug für die Colonisten, welche mehr als ein Mal Hungersnoth litten und mit Brot, Salzfleisch und Gemüsen aus England versorgt werden mußten. Von gesunden gesellschaftlichen Verhältnissen konnte da keine Rede sein, wo lange Zeit das Verhältniß der Frauen zu den Männern sich wie Eins zu Sechs verhielt und ehrenhafte, unbescholtene Menschen zu den Ausnahmen gehörten. Bald nahmen Trunksucht und Völlerei in einer wahrhaft grauenerregenden Weise überhand und der verderbliche Rum war allgemeines Tausch- und Zahlmittel. In den Jahren 1800 bis 1806 bestand die Einwohnerschaft von Neu-Südwales aus zwei Classen; die eine verkaufte Rum und die andere trank ihn. Selbst der Polizeimeister von Sydney hielt einen Rumladen und die Offiziere der königlichen Bewachungstruppen hatten sich einige Zeit das

Monopol des Rumverkaufs anzueignen gewußt. Und als der Gouverneur Bligh diesen Handel beschränken wollte, brachen sie in Meuterei aus, warfen ihn in den Kerker, setzten Beamte ab und ein, und waren Gebieter der Colonie. Dort fand man keinen einzigen rechtschaffenen Rechtsgelehrten; ein wegen Meineides aus England deportirter Advocat bekleidete das Richteramt und sprach einmal in trunkenem Zustande ein Todesurtheil aus.

Unter solchen Verhältnissen gehörte ein gedeihlicher Aufschwung zu den unmöglichen Dingen, und nach Ablauf eines halben Jahrhunderts war die Bevölkerung erst auf die Ziffer von 129,000 Seelen gestiegen. Von 1788 bis 1840 hatte das Mutterland 54,583 Verbrecher nach Australien deportirt, von denen nur 7500 weiblichen Geschlechts waren. Rechnet man die in der Colonie geborenen Kinder hinzu, so ergiebt sich leicht, wie gering die Anzahl der freien Einwanderer gewesen ist. Aber seitdem vor fünfzehn Jahren die Deportation von Missethätern aufhörte, drängten sich achtbare Leute in Menge herbei und die Umwandelung zum Bessern ging rasch von statten. Ackerbau und Viehzucht gewannen in gleichem Maße an Aufschwung und der Handel gedieh in erfreulicher Weise schon bevor das Gold entdeckt war. Die ganze Tüchtigkeit des englischen Volkscharakters bewährte sich wiederum in Australien und hat auch dort die störenden und unreinen Elemente rasch zu überwältigen oder unschädlich zu machen gewußt. In einem Lande, wo deportirte Diebe mit leichter Mühe sich zu wohlhabenden Grundbesitzern emporarbeiten konnten, war es zugleich klug und vortheilhaft, das Eigenthum zu achten, und sowohl in Neu-Südwales wie in Tasmanien (dem ehemaligen Vandiemensland) kommen Verbrechen nicht häufiger vor als in unseren alten europäischen Staaten. Freilich sind manche Unverbesserliche der Zuchtruthe entflohen und „in den Busch gegangen,“ aber auch die Zeit dieser Buschrangers gehört nun schon zum großen Theil der Vergangenheit an. Der üble Ruf der austra-

lischen Colonien ist geschwunden, seitdem nahe an neunmalhunderttausend Menschen in ihnen leben, welche nicht durch gerichtlichen Zwang kamen, sondern freiwillig eine neue Heimath gesucht haben. Nur allein näch Westaustralien werden von England aus noch Deportirte geschickt, weil die Ansiedler am Schwanenflusse ausdrücklich einen solchen Zuwachs an Arbeitskräften verlangten. Freilich bleiben die Tausende von Convicts und sogenannten Emancipisten ein sehr unwillkommener Bestandtheil der Gesellschaft, von der sie begreiflicher Weise mit vollkommen berechtigter Zurückhaltung behandelt werden, obschon manche von ihnen Hunderttausende, andere sogar Millionen Thaler erwarben und in der Colonie keines Vergehens sich schuldig gemacht haben.

Australien ist vorzugsweise in seinen Gestaderegionen anbaufähig und auch da nur theilweise. An herrlichen Häfen hat es Ueberfluß, aber wir kennen dort auch nicht einen einzigen schiffbaren Strom in unserem Sinne, denn selbst der Murray kann nur während einiger Monate befahren werden. Der Charakter der australischen Gefließe ist der Art, daß sie auf eine kurze Zeit rasch zu gewaltiger Höhe anschwellen und weit und breit das Land an beiden Ufern nicht etwa fruchtbar bewässern, sondern, manchmal bis zu sechzig Fuß Höhe anschwellend, wie der Hawkesbury, dasselbe verheerend überfluthen; bald nachher schwinden sie dann wieder zusammen. Ein großer Theil des Bettes liegt ganz trocken, oder schmale Wasserläufe verbinden eine Reihe von Teichen, deren Tiefe selten beträchtlich ist. Wir kennen in Australien kein Gebirge, das bis zur Schneehöhe reicht, und die dortigen Alpen führen diesen Namen sehr mit Unrecht. Die verschiedenen Entdeckungsreisen haben dargethan, daß in einzelnen Theilen des Innern allerdings einige Strecken auch für den Ackerbau geeignet sind, daß aber der bei weitem größte Theil dieses Inselcontinentes aus unfruchtbaren, steinigen Wüsteneien besteht. Die Stromläufe sind

unfertig geblieben, Dammerde und in manchen Gegenden sogar Sand mangelt, nur am östlichen und südlichen Rande liegen Strecken, welche den Anbau reichlich lohnen. Die Colonie Victoria läßt in dieser Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig. Nichts hindert, daß die Gestadeländer einen Zustand hoher Blüthe erreichen.

Die Engländer haben ihre heimischen Staatseinrichtungen mit in das Land der Gegenfüßler hinübergenommen; diese erfreuen sich nun längst der Selbstverwaltung und einer parlamentarischen Regierung, gleich dem Mutterlande, das ihnen gegenüber die frühere Politik der Einschränkung, welche einst wohl räthlich erschien, völlig aufgegeben hat. Jede der vier Provinzen des australischen Festlandes: Neu-Südwales, Victoria, Südaustralien und Westaustralien, nicht minder die Insel Tasmanien, wählt ihr Parlament mit zwei Häusern, dem gesetzgebenden Rath und der gesetzgebenden Versammlung. Sie besteuern sich selbst, und können ihren eigenen Zolltarif feststellen. Nur darf kein australisches Gesetz den britischen Reichsgesetzen zuwider lauten, und die Krone hat ein Einspruchsrecht, ein Veto. So sind sie, gleich den nicht minder freien Ansiedlern auf Neu-Seeland, ihres eigenen Glückes Schmiede.

Die Colonien in einem durchaus neuen Lande sind niemals ein genauer Abdruck des Mutterlandes; die Natur verschmäht eine unbedingte Reproduction. Boden, Klima, Lage, Volksbestandtheile, Mischungen und Verkehrsverhältnisse tragen wesentlich zu einer Umgestaltung bei, aus welcher sich im Fortgange der Zeit ein neuer Volkscharakter herausarbeitet. Wir sehen es beim Nordamerikaner und nicht minder schon jetzt bei den Australiern. Die Colonien gehen stets darauf hinaus, ihre besonderen Interessen um so stärker geltend zu machen, je kräftiger sie sich entwickelt haben. Es liegt in der Beschaffenheit der Dinge, daß sie dahin trachten, aus mehr oder weniger abhängigen Provinzen selbstständige Reiche zu werden.

In Sydney und Melbourne, in Adelaide und Hobarttown ist seit einigen Jahren eine Partei, welche sich als die nationale bezeichnet, eifrig beflissen, die Vereinigung der verschiedenen Colonien zu einem Föderativstaate in nordamerikanischer Weise anzubahnen, und die Vereinigten Staaten von Australien in's Leben zu rufen. In der gesetzgebenden Versammlung zu Sydney, in welcher während des verflossenen Sommers ein solcher Plan ausführlich erörtert wurde, erkannte man allgemein die Nothwendigkeit und die Vortheile einer solchen Verbindung an. Bevollmächtigte der verschiedenen Provinzen sollen zusammentreten, um eine Bundesverfassung zu entwerfen, welche demnächst den einzelnen Gesetzgebungen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt wird. Man sagt ganz offen und gewiß auch sehr richtig, daß die Erreichung des Zieles lediglich eine Frage der Zeit sei. Wenn aber diese Union in's Leben treten und die Vereinigten Staaten von Australien als eine vollendete Thatsache dastehen sollen, dann muß die Trennung vom Mutterlande bei der einen oder andern Gelegenheit ganz von selbst erfolgen. Das nordamerikanische Beispiel wirkt über die Südsee hinüber, und die allmälig locker werdenden Bande zwischen Australien und England werden reißen. Aber doch nur in politischer Beziehung, nimmermehr in Rücksicht auf die Verkehrsverhältnisse. Gleich den Nordamerikanern werden auch die Australier sich ununterbrochen neuen Zuwachs an Menschen, Kräften und Cultur aus unserm alten Europa holen müssen, an welches sie mit tausend Fäden geknüpft sind. Gerade das Gold, welches binnen wenigen Jahren sechsmalhunderttausend Menschen nach Australien gelockt hat, wird die Verbindungen und den Austausch nur um so mannigfaltiger machen. Australien muß ein Wiederhall von England bleiben, auch wenn es längst sich zur zweiten großen Macht in der Südsee emporgearbeitet haben wird. Der angelsächsische, der germanische Typus bleibt und wird allezeit vorschlagen, ähnlich wie in Nordame-

rika, trotz der Hunderttausende von Irländern und einer Buntschäckigkeit der Volksbestandtheile, welche hier nicht weniger mannigfaltig ist, als in Californien. Die Asiaten und die Malayen werden sich einzuordnen und zu fügen haben, sie sind vermöge ihrer ganzen Anlage nicht dazu angethan, das Leben dort zu beherrschen oder nur wesentlich zu bestimmen, wo sie mit Menschen germanischer Abkunft in Gemeinschaft und in ein und demselben Staatsverbande sich befinden. Von diesem bleibt der Ureingeborene Australiens ausgeschlossen; ihm steht kein anderes Loos in Aussicht, als völlig zu verschwinden. Ihm ist dasselbe Schicksal beschieden wie vielen Pflanzen- und Thierformen seines Landes. Seitdem Europäer dasselbe betraten, hat ein Proceß begonnen, der in hohem Grade merkwürdig erscheint, denn unzählige Flecke asiatischer Vegetation, ganz abgesehen von unseren Getreidearten, verbreiten sich, manchmal im Umfange von vielen tausend Morgen, von der Nord- und Ostküste und seit einigen Jahren auch von Süden her, selbst bis über den Wendekreis hinaus, und fressen die uraustralische Vegetation gleichsam auf, welche vor ihnen verschwindet, wie die Beutelthiere vor den zugebrachten europäischen Thierformen. So auch der schwarze Australier; er kann so wenig auf dem Boden leben, welchen der Europäer dauernd betritt, wie das australische Unkraut da, wo Pflug und Hacke wühlen. Der afrikanische Neger hat überall in den tropischen und subtropischen Himmelsstrichen die Fähigkeit zur Ausdauer, gleich dem Chinesen, aber dem Australier mangelt sie in seiner eigenen Heimath. Er steht auf einer der tiefsten Stufen des menschlichen Organismus, ihm mangelt alle Begabung, sich an- und einzuarten, er füllt keine Lücke aus, und Niemand wird ihn vermissen, wenn er aufgehört hat zu sein.

Werfen wir noch einmal einen Gesammtblick über die weite Südsee. Wir finden, daß sie vorzugsweise germanische Antriebe und Einflüsse empfängt. Mit dem Vor-

walten dieses Elementes ist die Vorherrschaft, die Hegemonie, die Initiative der germanischen Völker im Weltverkehr für alle Zeiten gesichert, und damit auch das Vorherrschen der englischen Sprache, die selber ein Gemisch verschiedener Idiome ist, gleichwie die Menschen, welche sie reden, zwar angelsächsischen und scandinavischen Typus, aber mit einiger keltischen und romanischen Zuthat haben. Wer die See beherrscht und den Weltverkehr bestimmt, bringt allemal auch seine Sprache zu allgemeiner Geltung. So waltete im Mittelalter, als der Verkehr vorzugsweise auf die mediterraneisch-levantinische Domaine beschränkt war, im Süden das Italienische, im Norden aber durch die Hansa das Deutsche vor. Seit Engländer und Nordamerikaner in erster Reihe stehen, hat das Englische ganz von selbst die weiteste Verbreitung gewonnen. Die oceanische Allgegenwart der Germanen wird dauernd sein. Auf den Meeren und im Ebbe- und Fluthbereich der Ströme schwimmen gegenwärtig etwa 150,000 große und kleine Handelsschiffe mit einer Trächtigkeit von fünfzehn bis sechszehn Millionen Tonnen; davon kamen im Jahre 1855 weit über drei Viertheile auf die germanischen Völker, nämlich 13 Millionen, oder, genauer ausgedrückt, 12,904,686 Tonnen, 90,081 Fahrzeuge. England und Nordamerika stehen in erster Reihe und halten einander die Waage; als dritte seefahrende Macht steht Deutschland da.

Frankreichs Bemühungen, in der Südsee eine hervorragende Stellung einzunehmen, müssen schon deshalb vergeblich sein, weil den Franzosen die Begabung zum Colonisiren mangelt. Sie haben drei Inselgruppen lediglich zu politischen Zwecken sich angeeignet. Auch ihr Handel mit China war stets ohne Belang; nachhaltigen Einfluß kann aber nur ein schwungreicher Verkehr geben. Portugal hat seine Seegeltung längst verloren, besitzt im indischen Archipelagus nur noch einen Theil

von Timor und in China die Stadt Macao. Spanien wußte seine schönen Philippinen niemals ausgiebig zu benutzen; die Holländer dagegen dehnen sich aus und halten die Molukken und Java fest.

Das große pacifische Becken, mit so weit geschwungenen Gestadeländern und unzähligen Inseln und Eilandfluren, kann jedoch nicht bestimmt sein, der Einseitigkeit anheimzufallen, es ist vielmehr ein Tummelplatz für alle thätigen Völker der Erde, denn die Südsee ist offen und gewährt freie Fahrbahn für Alle. Neben Germanen und Romanen weiß auch die dritte große Völkerfamilie Europa's sich ihren Antheil zu sichern. Die Slawen haben auf dem Seewege nie colonisirt, weil der maritime Instinkt nicht in ihrer Begabung liegt, und ihr Beitrag zur überseeischen Auswanderung und transatlantischer Befruchtung ist allezeit geringfügig gewesen. Die Natur hat ihnen territoriale Gebiete angewiesen, und ihrer größten Macht ist das nördliche und mittlere Asien zugefallen. Dort hat sie den Amur und mit ihm eine Fahrbahn zur Südsee gewonnen, während sie zugleich den nordwestlichen Küstenrand von Nordamerika besitzt. Aber dieser Antheil liegt abseit von den besuchten Fahrstraßen, und die maritime Entwickelung Rußlands kann immer nur eine verhältnißmäßig geringe, eine geographisch bedingte sein.

Ueber die Stellung Japans wird die Folge entscheiden. Das Volk ist das bei weitem gebildetste und begabteste unter allen Ostasiaten, tapfer, verwegen auf der See, und fleißig. Sobald Japan entmauert ist und alle alten Schranken fallen, ist ihm eine hervorragende Stellung sicher.

Die Chinesen wandern in Massen aus, und längst sind Millionen von ihnen im indischen Archipelagus, in Birma und Siam angesiedelt. Ueberall führen sie ihr heimisches Leben fort, wo sie mit malayischen Stämmen zusammentreffen, welchen sie durch emsige Betriebsamkeit, Ausdauer und Prosa des

Verstandes eben so sehr überlegen sind, wie sie an Muth und Tapferkeit hinter ihnen zurückstehen. Diese Söhne des Mandarinenlandes haben sich auch Australien und Californien zum Schauplatz ihrer Industrie auserkoren. Tausende kehren in die Heimath bereichert zurück und andere Tausende erscheinen an ihrer Statt. Viele aber lassen sich dauernd nieder. Zu San Francisco halten sie am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, festliche Umzüge, sie tragen eine mit dem Nationalsinnbild, dem Drachen, geschmückte Fahne voran, welche die Inschrift trägt: „Wir sind Amerikaner und republikanische Bürger dieses Landes!" Sie haben die Geheimbünde und ihre alten heimischen Fehden auch in die fernen Regionen übertragen. Man sieht sie nicht gern, weil sie ein gar zu fremdartiges Element in nicht unbeträchtlicher Masse bilden, aber sie sind zäh und bleiben. Ob die tägliche Berührung mit Europäern eine Umwandlung in diesem wunderbar eigenartigen Volke bewirken wird, ob und wie sie neuen Sauerteig in das von einem Mandschu beherrschte Kaiserreich tragen werden und ob dieser weit um sich greift, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Aber so viel ist gewiß: China und Japan sind in die Geschichte hineingedrängt worden, Europa und Nordamerika haben ihnen eine historische Rolle aufgezwungen.

Der ehemals spanischen Colonien an der Südsee habe ich schon erwähnt. Nur allein Chile ist lebensfähig; dieser Staat hat am willigsten den Fremden Eingang und Zulaß gewährt, und hauptsächlich durch deren Betriebsamkeit gelangt er zur Blüthe. Seine Handelsbewegung beläuft sich jährlich auf etwa 35 bis 40 Millionen Thaler, und er wird seine Bedeutung noch steigern, wenn er einst als das südlichste Passageland zwischen beiden Oceanen da steht. In Chile sattelt die große Cordillere bis auf einige tausend Fuß ein, und erlaubt den Bau eines Schienenweges von der Mündung des patagonischen Rio Negro zu den pacifischen Küsten.

Wie wird einst der Contact so verschiedener Völker und Racen wirken, welche gegenseitigen Einfluß auf einander üben, nachdem der lebhafte Verkehr sich einige Jahrhunderte hindurch fortgesetzt hat! Diese Südseeländer bringen die Erzeugnisse aller Himmelsstriche in den Welthandel, und liefern auch die wichtigsten tropischen Stapelwaaren. Sie geben Zucker und Kaffee ab, Indigo und Cacäo, Guano und Fieberrinde, Thee und Baumwolle, Tabak und Gewürze, Gold, Silber und Kupfer, Zinn und Blei, Sandelholz und Cocosöl, Wolle und Häute, Perlen und Holothurien, Pfeilwurz und Reis, Flachs und Pelzwerk, Walfischthran und Holz, und auch an den schwarzen Diamanten, den Kohlen, haben sie keinen Mangel. Ein stets anwachsender Verkehr ist ihnen gesichert. Und für die Culturentwickelung bleibt es von großer Bedeutung, daß sie nirgends der Sclavenarbeit bedürfen und somit von der Negerplage befreit bleiben werden.

Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts lag die ganze Südsee in starrem Schlafe; jetzt ist sie erwacht und pulsirt mit frischem, gesundem, vollem Schlage. Sie ist in die Geschichte eingetreten, und mit Riesenschritten. Sie wird nach jeder Richtung hin von Schiffen aller Völker befahren; sie hat viele Stapelplätze für den Welthandel und steht mitten im großen Verkehr. Wo das Kängeruh weidete, brennt Gas, wo der Indianer seinem Feinde die Schädelhaut nahm, steht ein Universitätsgebäude, und den Platz des bluttriefenden Morai hat die Schule oder Kirche eingenommen. Aus Verbrecherhöhlen sind Staaten geworden; in der Wildniß haben Capitalen von 70 bis 100,000 Einwohnern sich erhoben, wie Melbourne, Sydney und San Francisco; Panama gewinnt neuen Aufschwung; überall ist man thätig mit Pflug und Axt, mit Dampf, Hammer und Säge. Europa setzt sich bei den Antipoden fort, aber in einer neuen Entwickelungsphase. Es hat ihnen seine Dampfmaschinen und seine Dampfschiffe, seine

Telegraphen und Eisenbahnen, seine Schauspiele und Pferderennen, seine wissenschaftlichen Vereine und Schulen, seine Künste und Zeitungen, seine Literaturen, Kirchen und politischen Einrichtungen gegeben, nebst einer Weltsprache.

Ich bin zu Ende. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Verhältnisse dieser pacifischen Welt, bedenken wir, wie gewaltig und rasch die Umwandlungen in derselben gleichsam unter unseren Augen von Statten gehen, dann können wir uns des Staunens nicht erwehren. Das Ganze erscheint wie ein Wunder aus tausend und eine Nacht.

Licht und Gesittung kam uns Europäern aus dem Osten; von unserm Erdtheil aus, vorzugsweise durch germanische Völker, sind sie über den atlantischen Ocean getragen worden. „Denn nach Westen zieht die Weltgeschichte.“ Diese Cultur befruchtet Amerika, ist tief ins Innere jenes Continentes eingedrungen, und hat dort auf Jahrtausende zu arbeiten. An den tüchtigen, freien und seemächtigen Germanen der alten wie der neuen Welt findet sie strebsame und unermüdliche Träger, welche die salzige Woge als einen Leiter für die Verbreitung der Gesittung und des Verkehrs benutzen. Das Banner derselben haben sie an den westlichen Gestaden Amerika's aufgepflanzt, und lassen es zugleich auch im Osten Asiens und in der Südsee flattern, wo sie auf vielen Eilanden lebensfähige Keime pflanzen. Die pacifischen Inseln und Gestadeländer erhalten frische Säfte und Kräfte zugleich aus Europa und Amerika, deren Völker in diesen schönen Regionen einander begegnen und gemeinschaftlich an einer neuen Phase geschichtlicher Entwickelung arbeiten, die freilich jetzt erst im Anbeginn ist. Aber so viel sehen wir schon heute, daß dort eine große und gewaltige Zukunft liegt. Gewiß paßt ein Ausspruch unsres Dichters auf die Südsee:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Die afrikanische Republik Liberia

und die Farbigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Auch bei uns in Deutschland hat man neuerdings wieder die Fortschritte gerühmt, welche angeblich die schwarze Republik Liberia an der Guineaküste mache. Man sieht in ihr den Keim, aus welchem ein stattlicher Baum emporwachsen werde; man behauptet, daß von diesem Anfangspunkte die Negervölker aus sich selber heraus civilisirt werden könnten.

Es ist uns unmöglich dieser Ansicht beizutreten. Sie scheint uns aus einem völligen Verkennen der Eigenthümlichkeiten der Negerrace hervorzugehen, wir halten sie für unhistorisch; sie verstößt auch gegen die Gesetze der Menschenkunde und ist unpsychologisch. Gewiß verdient es alle Anerkennung, daß das Wohlwollen der Menschenfreunde die christliche Gesittung auch zu dem Samen Hams bringen möchte, welcher noch heute wie vor sechstausend Jahren körperlich und geistig von derselben Begabung ist, und seinen Fetisch anbetet. Es fragt sich nur, ob die Experimente, welche man seither in dieser Hinsicht anzustellen für gut fand, irgendwie gelungen sind, ob sie für die weitere Zukunft auf Gedeihen Anspruch machen können, oder ob die aufgewandten Bemühungen und Kosten nicht vergeblich sein werden.

Das letztere will uns leider am wahrscheinlichsten bedünken. Man wird fehl greifen, so lange man, aller Ethnognosie zuwider, den Neger für ein eben so entwickelungsfähiges Wesen betrachtet als den weißen Menschen, und demgemäß erwartet, man werde ihn religiös, staatlich, gesellschaftlich und intellectuell auf eine Culturstufe heben können, welche jener der weißen Europäer, oder selbst der ostasiatischen Mongolen, z. B. der Japaner und Chinesen, entspreche oder auch nur sich annähere. Die Culturvölker kaukasischen Stammes haben seit Jahrhunderten mit dem Neger in und außer Afrika die mannigfaltigsten Berührungen gehabt, man hat ihn getauft und unterrichtet, er hat in der Sklaverei und in der Freiheit gelebt, die Missionäre verschiedener Bekenntnisse haben sich bemüht ihn zu sittigen; aber es stellte sich immer und allemal auf der westlichen wie auf der östlichen Halbkugel heraus, daß die Ergebnisse auch der eifrigsten und nachhaltigsten Bemühungen nur sehr dürftig ausfielen; sobald man den Neger, gleichviel wo, wieder sich selbst überließ, erfolgte ein Rückschlag zur Barbarei. Man muß endlich begreifen, daß die angeborenen, auch psychisch anerzeugten, geradezu immanenten Eigenthümlichkeiten einer Menschenrace sich nicht willkürlich beseitigen, sondern höchstens künstlich und durch Zwang zurückdrängen lassen, und daß sie ihre natürliche Berechtigung stets dadurch geltend machen, indem sie wieder hervortreten, sobald der auferlegte Zwang schwindet. Man kann sie einigermaßen modificiren, aber nie völlig oder auch nur in erheblichem Maße entfernen; das usquo recurret, gilt auch von der specifischen Begabung und Anlage des Negers.

Allerdings lassen sich einzelne Individuen namhaft machen, welche durch sorgfältige Erziehung und guten Unterricht eine scheinbar eben so hohe Stufe der geistigen Ausbildung erreichten wie ein Europäer. Aber wenn man näher zusieht, wird man bald finden, wo die Grenzlinie sich befindet, über welche der Neger von ächtem Schrot und Korn nicht hinaus kann. Der

Neger ist nie in höherm Sinne erfinderisch, noch ist er es von Anbeginn der Tage je gewesen, seine ganze Naturanlage macht ihn eminent zu einem passiven Wesen, er sieht sich auch unter den günstigsten Verhältnissen darauf angewiesen, ein Proletarier in der Cultur zu bleiben. Auch hat er nie eine Geschichte gehabt; das schwarze Afrika ist unhistorisch, es hat stets nur vegetirt. In Westindien trat allerdings der Neger und der Mulatte in die Geschichte ein; seine Helden sind Toussaint Louverture, Dessalines, Soulouque! Auf Haiti ist er frei, d. h. kein Weißer bevormundet ihn; es giebt keinen schönern Fleck der Erde als jenes prächtige Eiland, das sein Eigen geworden ist; alles was die europäische Cultur bietet, liegt zu beliebiger Auswahl vor ihm. Aber ganz Hispaniola ist dem Verfall preisgegeben und verwildert, wie seine schwarzen Bewohner, die sich wieder dem Fetischdienst zuwenden und die nächtlichen Orgien des Vaudoux feiern. Es zeigt sich auch dort abermals, daß es dem Neger geht wie einer Pflanze, welche nicht gedeihen kann, sobald ihr die Stütze genommen wird. Wo er sich in seiner Weise und seinen Eigenthümlichkeiten gemäß auszubilden vermag, wird er es allemal mehr oder weniger in afrikanisch-barbarischer Weise thun. Sein Naturell schlägt durch, der ihm aufgezwungene Firniß von Civilisation fällt ab, seine zoologische und anthropologische Eigenthümlichkeit bringt sich wieder zu ihrem Rechte. Einzelne, wie bemerkt, erscheinen gewissermaßen als Ausnahme von der Regel. Da trat auf unseren Bühnen ein „schwarzer Roscius“ auf, Namens Ira Aldridge, den man als Muster für die geistige Entwickelungsfähigkeit der Neger aufstellt. Der Schreiber dieser Zeilen kennt Herrn Aldridge, hat sich vielfach mit ihm auch über die schwarze Frage unterhalten, und ihn als Mimen beobachtet. Seit dreißig Jahren agirt er auf der Bühne, in länger als einem Viertel-jahrhundert hat er es dahin gebracht, daß er 8, sage acht tragische Rollen gelernt, eingeübt und gespielt hat, dazu noch

eine Rolle in einem Lustspiele, den Mingo, in Bickerstaffes Vorlegeschloß! Nun ist Aldridge ein Fulahmischling, gehört also einem Stamme an, welcher unter den schwarzen Afrikanern, neben den Mandingos, für den begabtesten gilt, und von seinem achten Lebensmonate bis zum reifen Mannesalter verweilte er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er hat eine ganz europäische Schulbildung genossen. Rollen, in denen er eine wilde, grimmige Leidenschaft durchbrechen lassen kann, wie der Othello, gelingen ihm theilweise; aber schon für einen Shylock fehlt ihm alles innere Verständniß. Ich will den Mann nicht verkleinern, er leistet das mögliche, aber die Sphäre seines geistigen Vermögens ist eben eine solche, über welche auch der in seiner Weise höchstbegabte Neger nicht hinaus kann.

Man wird von Seite unserer Philanthropen wohl thun, das Dogma von der unbedingten Perfectibilität des gesammten Menschengeschechts fallen zu lassen. Sobald es eine menschenfreundliche Speculation bleibt, mag allerdings nichts dagegen einzuwenden sein; aber der Wissenschaft gegenüber hält es nicht Stich, eben so wenig da, wo man es auf das praktische Leben anwandte, es hat vielmehr nicht selten böse Folgen gehabt, und ganz entsetzliche Nachtheile verursacht. Man braucht nur auf Westindien hinzuweisen, wo die Emancipation den Negern nichts nützt, die Weißen zu Grunde richtet und der Verwilderung und Verarmung Vorschub leistete. Es ist nicht unsere Absicht, gegenwärtig auf diese Fragen ausführlicher einzugehen, wir mußten aber das oben Gesagte vorausschicken, um den Standpunkt anzudeuten, den wir durch unsere Studien und Beobachtungen gewonnen haben. Er ist, wie man sieht, ein ganz anderer, als jener der Philanthropen und Missionsfreunde, welche beide so viele mißlungene Experimente zu beklagen haben, sich aber immer noch nicht abschrecken lassen, neue Versuche zu wagen, die allemal den Verlust von Geld und Leben im Gefolge haben, ohne erhebliche Resultate zu bringen. Von zehn

Missionären, die nach Westafrika gehen, sterben allemal neun nach Verlauf weniger Jahre, oder sie müssen heimkehren.

Die Mischlinge von Weißen und Negern, der Mulatte und der Terzeron, stehen allerdings schon auf einer höhern anthropologischen Stufe als der Vollblutneger, sie sind in Folge kaukasischer Zuthaten schon intelligenter, haben bereits eine andere anatomische Structur, bilden einen intermediären Typus. Der Kopf eines Mulatten ist schon größer als der eines Negers, sein Vorderhaupt mehr entwickelt, sein Gesichtswinkel ein anderer. Aber der Mulatte hat physisch nicht die Dauerbarkeit des unvermischten Schwarzen oder Weißen, und sorgfältige Beobachtungen haben ergeben, daß er von allen Menschenklassen im Allgemeinen die kürzeste Lebensdauer aufweist. Er erträgt auf die Länge nicht jene Anstrengungen, welchen der Weiße und der Neger sich gewachsen zeigen, während er intellectuell zwischen beiden mitten inne steht; die Mulattinnen sind üppig und schlüpferig, aber vielen chronischen Krankheiten unterworfen, nähren ihre Kinder nicht gut und viele der letzteren sterben sehr jung. Wenn Mulatten unter einander sich verheirathen, dann sind sie weniger fruchtbar, als wenn Kreuzung mit dem weißen oder schwarzen Urtypus stattfindet. Diese Erscheinung ist so auffallend, daß man wohl nicht ohne Grund angenommen hat, die Mulatten seien unfähig einen permanenten Typus zu bilden, sie würden nach wenigen Generationen aussterben, wenn man sie sich selber überlassen, sie von jeder Vermischung mit reinen Racen, gleichviel ob von Schwarzen oder Weißen, fern halten könnte. In solchem Falle wäre demnach nicht zu befürchten, daß jemals eine eigentliche Mischlingsnation entstände. Bei den australischen und hottentotischen Mischlingen ist übrigens ganz dieselbe Erscheinung wahrgenommen worden, auch sie sind weniger fruchtbar als die reinen Typen, und auch ihnen wohnt eine Tendenz zum Aussterben inne; es ist gleichsam als ob die Natur dergleichen Bastardgeschlechter

nicht zu Kräften kommen lassen wolle, sie gewissermaßen in Abrede stelle und verläugne. Bis zum Quinteron hinab vermag ein geübtes Auge die Beimischung von Negerblut an einem Individuum auf den ersten Blick zu erkennen. Bemerkenswerth bleibt, daß alle diese Mischlinge von Mulatten bis zum Quinteron fast durchaus vom gelben Fieber ebensowohl verschont bleiben, wie der Neger selbst. Langjährige Beobachtungen in den Vereinigten Staaten lassen darüber keinen Zweifel.

Die Geschichte lehrt, daß die weißen und schwarzen Menschen nie und nirgends in gesellschaftlicher Gleichberechtigung mit und nebeneinander gelebt haben, wo auch der Gang der Dinge sie zusammengebracht habe; sie stoßen einander polarisch ab, und am schärfsten tritt dieser Gegensatz zwischen den germanischen Völkern und den Negern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den englischen Colonien zu Tage. Je mehr Mischlinge, um so corrupter wird die Gesellschaft, und man sieht was aus den Creolen der romanischen Völker geworden ist, weil sie sich nicht das reine Blut zu erhalten wußten. Der Mulatte, das Kind von Weiß und Schwarz, von Licht und Schatten, ist beiden Urtypen widerwärtig, denen er doch sein Dasein verdankt, und diese instinctmäßige Abneigung erwidert er seinerseits mit ingrimmigem Hasse gegen Neger und Europäer. Die Vorgänge auf Haiti, die Metzeleien der Schwarzen gegen die Gelben, die Feindschaft zwischen Soulouque's Kaisergebiet und der Mulattenrepublik Dominica, versteht man nur dann richtig, wenn man diesen instinctiven Gegensatz kennt und in Anschlag bringt. Der Neger kann, wenn er muß, wohl ertragen, daß der Weiße sein Herr und Gebieter sei, aber nie wird er willig sein, dem Mulatten Einfluß auf sich zu gestatten oder gar ihn über sich regieren zu lassen. Wie und in welcher Weise beide Elemente von einander sich ausscheiden, sobald sie sich selber überlassen sind, dafür giebt abermals Sanct Domingo den Beweis.

Ich komme auf Liberia zurück. Die Colonie ist vor etwa vierzig Jahren gegründet worden, und hat ununterbrochen frischen Zuzug aus Nordamerika erhalten, wo die Colonisationsgesellschaften sich bemühen, möglichst viele freie Neger und Farbige nach der afrikanischen Urheimath hinüber zu schaffen. Was in der „Republik“ an der Guineaküste an Gesittung, an Civilisation vorhanden ist, und das ist sehr wenig, erscheint dort als eine exotische Pflanze von amerikanischem Ursprung. Von einem Gewinn, den die Civilisation an eingebornen Afrikanern gemacht hätte, läßt sich auch heute, nach einem Versuche von beinahe einem halben Jahrhundert, noch nichts verspüren. Die Ansiedelung würde binnen wenigen Jahren verfallen, wenn einmal Zugang und Unterstützung aus Amerika ausbliebe. Gewiß giebt es unter den Colonisten auch respectable Leute, aber ihr wohlthätiger Einfluß auf die Gesellschaft, auf die große Mehrheit der schwarzen Republikaner, ist jedenfalls nur ein sehr begrenzter und beschränkter. Unsere Negrophilen täuschen sich völlig, wenn sie annehmen, daß die Schwarzen in Liberia sich auf eigenen Füßen zu erhalten vermöchten. Heute, nach so langer Zeit, treiben sie noch nicht so viel Ackerbau und Viehzucht, um sich selber alle nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, sie ziehen es vor, Fleisch und dergleichen sich aus Amerika schicken zu lassen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil besteht aus Mulatten; der vielbesprochene Gouverneur Roberts trägt nur ein Viertel Negerblut in sich, und man hat sehr unrecht, aus den Schriftstücken, welche dieser ehrgeizige Mischling vielfach veröffentlicht, nun auch zu folgern, daß Neger die sehr gewandt abgefaßten Actenstücke geschrieben hätten. Die angesehensten und rührigsten Liberianer sind Mischlinge; deshalb zeigt sich auch schon jetzt in dieser Mustercolonie an der Guineaküste ein ähnlicher Gegensatz wie auf Haiti, nur tritt er unter den dortigen Verhältnissen und Bedingungen, bei dem Einflusse, welche die zahlenden und mit Unterstützungen freigebigen Colonisationsgesellschaften üben,

nicht so schroff nach außen hervor. Aber er ist vorhanden, und wir werden weiter unten sehen, wie tief er bereits Liberia zerklüftet. Die Philanthropen sagen von solchen bedenklichen Symptomen nichts, wie sie denn auch, sicherlich manchmal ohne Wissen und Willen, sehr viele Unwahrheiten und Uebertreibungen in günstigem Sinne in die Welt schicken. Oft aber kann man nachweisen, daß sie mit Vorsatz nachtheilige Dinge verschweigen; und ferner ist es klar, daß die Mulatten Liberias geflissentlich Unwahrheiten behaupten, die der weniger Kundige dann für Wahrheit nimmt, und aus welchen natürlich nur falsche Folgerungen und Schlüsse gezogen werden können.

Ich finde in dem zu Baltimore erscheinenden „Maryland Colonisations-Journal" vom October 1852, Bd. VI. Nr. 17, den Bericht über eine zu Neu-York von Freunden Liberia's abgehaltene Versammlung, in welcher ein methodistischer Missionar, der Bruder des Präsidenten Roberts, und gleich diesem ein Mischling, sich ausführlich über die Verhältnisse der Ansiedelung verbreitet, leider nicht mit jenem Grade von Wahrheitsliebe, welcher auch besonders dem Geistlichen geziemt. Man hat auf seine Behauptungen hin gerade in Deutschland manches Irrige verbreitet; ich gehe deshalb näher darauf ein. Roberts schilderte die Bewohner von Liberia als ruhig, fleißig und ordnungsliebend, sie seien Gewerbs- und Handelsleute, Handwerker, Schneider, Schiffsbauern &c. (von Ackerbauern redet er nicht); Handwerker bezögen 2 bis 2½ Dollars Tagelohn, die Eingebornen aber für ihre Arbeiten etwa einen halben Dollar. Der Preis des Grund und Bodens betrage von ½ bis 5 Dollars für den Acker; man fange an Baumwolle in beträchtlicher Menge zu bauen, ein Mann habe 2500 Pfund Zucker geerntet und im Jahr vorher 3000 Pfund. Einzelne Einwanderer besäßen eine Habe von 5 bis 10,000 Dollars. Reis koste der Scheffel einen Dollar, Orangen seien in solcher Menge vorhanden, daß man sich nur die Mühe zu geben

brauche, sie abzuflücken; an Weintrauben und werthvollen Hölzern sei Ueberfluß. Das Klima sei sehr gut, so gut und angenehm wie in Neu-York. Jede einzelne Ansiedelung habe eine Schule, einige hätten deren zwei oder drei, und sie würden alle trefflich geleitet und gut besucht. Das Klima in Liberia gefalle ihm, Roberts, besser, als das in seiner Heimath zu Petersburg in Virginien. Die Ansiedler seien im allgemeinen sehr zufrieden; man habe einmal eine Person gefragt, ob sie nicht nach Amerika zurückkehren wolle, sie habe aber entgegnet: das werde sie nicht thun und wenn auch der Präsident für sie ein Dampfschiff ausrüsten wolle.

Diese Angaben sind mehr oder weniger Schönfärberei. Der methodistische Missionar hebt nur die Ausnahmen hervor, und sagt kein Wort von dem, was in Liberia die Regel bildet. Ueber bedenkliche Dinge schlüpft er hinweg, und was er über das Klima sagt, ist geradezu erlogen, wie wir weiter unten sehen. In derselben Versammlung wurde ihm ein gedruckter Bericht mitgetheilt, den eine menschenfreundliche weiße Frau, die als Missionärin nach Liberia geschickt worden war, in der zu Cincinnati erscheinenden „Christian Preß" veröffentlichte. Sie hatte gehört, daß 1851 von Liberia aus Sklaven verschickt worden seien; sie meldet, daß viele emancipirte Sklaven dem bösen Klima erlegen seien und nicht minder durch Mangel an Nahrungsmitteln beeinträchtigt wurden. Eine presbyterianische Frau, die seit drei Jahren in Liberia lebt, bekräftigt folgende Thatsachen: 1) daß die Colonisten Sklaven halten, und der Präsident deren 30 bis 40 besitze; 2) daß man Sklaven von den Eingebornen für den Werth von 1 bis 5 Dollars per Kopf kaufen könne; 3) daß die Sklaven grausam behandelt würden; das Prügelwerkzeug bestehe in einer Menge von Ledersträngen, welche an den Enden harte Knoten haben; damit wird den Sklaven der nackte Rücken gepeitscht, oftmals so stark, bis das Fleisch in langen Streifen bloßliegt; 4) die Sklaven würden

sehr grausam behandelt; in der Kirche sind ihnen nicht einmal ordentliche Sitze verstattet, sie müssen sich auf den platten Boden setzen; 5) von 165 Einwanderern starben binnen sechs Wochen nach der Ankunft nicht weniger als 105.

Roberts erklärte alle diese Angaben kurzweg für falsch. Sklaven halte man nicht, schon die Verfassung verbiete dergleichen, sagte er. Das ist ganz richtig, wenn man sich an den Namen hält; in der Sache selbst werden aber die dienenden Eingebornen von den Colonisten allerdings wie Sklaven behandelt, und sie befinden sich in einer kläglichen Lage. Roberts, der Missionär, sagte wissentlich Unwahrheiten; in Betreff der 165 Einwanderer gestand derselbe Mann, der Liberia's Klima eben noch als so angenehm und gesund gepriesen hatte, dann doch zu, nur vierzig von ihnen seien in der angegebenen Zeit vom Klima hinweggerafft worden; wie viele demselben später erlagen, das verschwieg er*).

---

*) Es ist mir unbegreiflich, wie man auf die lügenhaften Behauptungen dieses Roberts in Deutschland nur den geringsten Werth legen mochte, da doch Zeugnisse unverdächtiger Beobachter vorhanden sind, in deren Wahrhaftigkeit Niemand einen Zweifel setzen kann. Als ich das Obige schrieb, hatte ich das Werk von Forbes über Dahomey noch nicht gelesen; dasselbe ist mir erst im Sommer 1858 zu Gesicht gekommen. Dieser englische Seeoffizier stellt Betrachtungen über den Sklavenhandel an und macht Vorschläge zur Abschaffung desselben. Er hat Jahrelang an der Westküste von Afrika gekreuzt, um Negerschiffe aufzubringen, und kennt alle Häfen jener Gegend. In Liberia, sagt er, herrsche allerdings Sklaverei, und man thue am besten, auf jede Gefahr hin, selbst auf jene der Vernichtung dieser angeblichen Republik, dort den Dingen eine andere Wendung zu geben. Er erklärt die schöngefärbten Berichte, durch welche man Europa irre führt, für unwahr und die Liberianer für jeder Theilnahme unwürdig. Hier sind seine eigenen Worte: — „In Liberia there is as much, if not more, domestic slavery, — that is the buying and selling of Gods image — as in the States of America. It is difficult, to

In derselben Nummer des genannten Journals finde ich einen Bericht über die Missionsthätigkeit der Presbyterianer an der westafrikanischen Küste vom Januar 1833 bis 1850. Von 29 Missionären und weiblichen Sendboten waren 12 in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft gestorben; alle übrigen mußten spätestens nach Verlauf einiger Jahre wegen völlig zerrütteter Gesundheit und weil sie am Rande des Grabes standen, zurückkehren. Das von Roberts äußerst günstig geschilderte Klima raffte so viele hinweg, sie erlagen entweder dem „afrikanischen Fieber" oder der „afrikanischen Dyssenterie"; oder auch sie „starben," „gingen ein zur ewigen Ruhe," „vollendeten ihre irdische Laufbahn," oder „kamen gebrochen zurück," alle, alle, so daß die Presbyterianer mehrmals Jahre lang auch nicht einen einzigen weißen Missionar an jener „pestilentialischen Küste" haben konnten. Es ist allemal anzunehmen, daß von 1000 Missionären 990 dem Klima erliegen oder mit völlig zerrütteter Gesundheit aus Afrika scheiden.

---

see the necessity or the justice of the negro, who escapes from slavery on one side, crossing the Atlantic to enslave his sable prototype on the other. Yet such is the case; and so long as it lasts, notwithstanding the attractive reports that emanate from this new republic, it cannot be held as an example of future good, but, if possible, should be remodelled, even at the expense of internal revolution, or even total annihilation. I doubt if any benevolent christians in this country are aware, that the model republic is, in reality, a new name and form for slavery in enslaved Africa, and until the system be altered, totally undeserving of the high support and liberal charity it receives from the benevolence ef Englishmen." Deutlicher und stärker kann man sich nicht aussprechen. Siehe: Dahomey and the Dahomans, being the journals of two Missions to the king of Dahomey and residence at his capital in the years 1849 and 1850. By Frederick E. Forbes, London 1851. Band 1, S. 148.

Diese nutzlose Menschenvergeudung läßt sich nicht verantworten; man bemüht sich daher seit einiger Zeit Schwarze oder Mulatten für das Missionsamt auszubilden. Von einem derselben liegt mir ein Bericht aus Monrovia, der Hauptstadt der „Republik" vor; er ist vom 20. Junius 1854, und offenbar von einem wahrheitsliebenden Manne geschrieben, durch dessen Angaben die täuschenden Behauptungen des erwähnten Roberts in ihr richtiges Licht gestellt werden. Zunächst klagt der farbige Missionar, daß er schwer am Klimafieber zu leiden gehabt und mindestens zwanzig Pfund Fleisch verloren habe. Doch preise er sich glücklich, vom Fieber nicht so arg mitgenommen zu sein, wie fast allen geschehen sei, die ins Land kamen. „Das Fieber hat manche Aehnlichkeit mit jenen in den westlichen Staaten der Union, wirkt aber anders. Einige bekommen Fieberfrost erst nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Lande, andere vertreiben es durch mehrstündiges Transpiriren; etwa drei Procent der Ankömmlinge bleiben überhaupt von Krankheiten verschont. Manche gewöhnen sich bald an die afrikanische Kost, nämlich: Reis, Palmöl, Cassave, Pisang, dazu gesalzene Fische, gesalzenes Schweinefleisch, gesalzenes Ochsenfleisch, welches die Colonisations-Gesellschaft liefert." So träg also sind die Liberianer, daß sie noch nicht einmal Fleisch für den eigenen Bedarf erzeugen, und Gemüse eben so wenig, sondern sich von Nordamerika aus füttern lassen. Der farbige Missionar sagt: „Das ist aber nicht die Schuld der Colonisationsgesellschaft, sondern der Leute hier, die höchstens Gemüse für den eigenen Bedarf bauen und die Viehzucht den Eingebornen überlassen, und doch könnten sie Vieh in jeder beliebigen Menge züchten; jetzt leiden sie Mangel daran." Er kommt dann wieder auf die nachtheiligen Folgen des afrikanischen Fiebers, das unter den mannigfaltigsten Formen auftritt; manche Eingewanderte sind erst nach zwei, ja nach sechs Jahren acclimatisirt. Fremdes Schiffsvolk bleibt vom Fieber verschont, wenn es nur die Vor-

sicht nicht versäumt, bei Nacht am Bord zu schlafen, und so die Einflüsse des Landwindes vermeidet. „Wer aber am Lande schläft und sich wieder nach Amerika einschifft, bevor er sich acclimatisirt hat, kann neun gegen eins wetten, daß er während der Ueberfahrt das Fieber bekommen und demselben erliegen wird.“

Der farbige Geistliche entwirft eine Skizze der gesellschaftlichen Verhältnisse in Liberia, wie sie ihm nach einer nur sechsmonatlichen Anwesenheit erscheinen. „Die Gesellschaft zerfällt in drei Classen, nämlich die intelligente, respectable, begüterte und verfeinerte; die arme respectable arbeitende Classe, mit welcher in Folge der Umstände eine niedere Classe zusammenhängt, und zuletzt in die eingeborne Bevölkerung, welche aus verschiedenen Stämmen, z. B. Kongos, Ebos, Vies, Pessah, Goulah und anderen besteht. Die erste Classe kam meist arm, aber intelligent und respectabel ins Land, trieb Handel mit den Eingebornen und den Auswärtigen und wurde verhältnißmäßig wohlhabend. Sie ist sehr conservativ und hält zäh an ihren alten Rechten und ihren „alten Landmarken.“ Und vielleicht ist es ersprießlich für die junge Republick, daß dem so ist. Sie haben die Gewalt, alle unter ihnen stehenden Classen zu controliren; deßhalb fanden ehrgeizige Pläne und unbedachte Maßregeln keinen Boden; sie hätten Despotismus und Anarchie hervorrufen und das Land unter eine mächtige Fremdherrschaft bringen können. Die Freiheit hat in ihnen den Wunsch rege gemacht, den Geist auszubilden, und sie haben es in weiterm Umfang gethan, als unter dem Druck in Amerika der Fall gewesen sein würde. Aus dieser Classe wird die Regierung gewählt, sie hat alle einflußreichen Aemter inne, und sich einige Mühe gegeben, für dergleichen Stellungen geeignet zu sein. Sie fand keine Opposition, bis einige nördliche Eindringlinge hier eine Heimath suchten. Die neue Partei nennt sich die Anti-Administrationisten, und sie besteht aus einer Classe von

verschiedenen Leuten mit „verschiedenen Maaßregeln“; sie besitzen Talent und sind zum Theil wohlhabend. Ob sie aber umsichtige und zuverlässige Staatslenker sein werden, das wird sich erst noch ausweisen müssen. Ich meinerseits mische mich nicht in die Politik, aber die erstgenannte Classe scheint mir mehr Verbesserungs= und Fortschrittsgeist zu haben, als die andere. (Er will andeuten, daß sie Mulatten seien.) Daß diese andere zurückgeblieben, liegt vielleicht daran, weil sie sich unterdrückt fühlten und entmuthigt wurden (— von wem? —) und daß sie bis in die neueste Zeit hinein keinen Leiter und Führer hatten. Aber eine radicale Reform in allen Verwaltungszweigen, in Bezug auf Anlage von Straßen nach dem Innern, Hafen= und Stromarbeiten und überhaupt auf innere Verbesserungen ist so augenfällig und für das Wohlergehen des Gemeinwesens so dringend nothwendig, daß das Volk eine neue Verwaltung zu wählen entschlossen ist, wenn die bisherige ihrer Aufgabe sich nicht gewachsen zeigt.“ Man sieht, Logik ist nicht die starke Seite des farbigen Missionars.

Der farbige Geistliche äußert sich, wie man ferner sieht, recht vorsichtig, aber man kann zwischen den Zeilen lesen und erkennt, daß die Dinge folgendermaßen stehen: die Mulatten haben die Gewalt an sich gerissen, die Aemter sind in ihren Händen, sie haben aber eine nachlässige Verwaltung geführt, und nun hat sich eine Negeropposition gegen sie erhoben, an deren Spitze eingewanderte Schwarze aus Neu=England stehen. Der Geistliche hütet sich diesen verhängnißvollen Gegensatz der Farbe hervorzuheben; es läßt sich aber nicht verkennen, wie die Sachen eigentlich liegen. Die „Ladies“ der ersten Classe in Liberia vergleicht er den Frauen der Mittelclasse in Amerika; ihr Englisch freilich sei nicht ganz correct und enthalte „ungenaue Phrasen, welche gewissen Classen in den südlichen Staaten eigenthümlich sind,“ d. h. sie reden das Nigger=Yankee=Englisch der Sklaven auf den südlichen Plantagen. Dadurch

geschehe indessen ihrer Anmuth kein Eintrag. „Die erste Classe bekennt sich durchgängig zur Religion.“ Und nun folgt ein classischer Vergleich, wie ihn nur ein Farbiger anstellen kann. „Diese Ansiedler gleichen darin — nämlich daß sie sich zu einer Religion bekennen — und in ihrer Moral, so weit einer darüber urtheilen kann, der nicht hinter der Scene steht, den ersten Ansiedlern von Neu-England, während dagegen die Behandlung, welche sie den Eingebornen angedeihen lassen und ihr Geiz und ihre Habsucht im Geschäftsverkehr allerdings mit Religion und Moral sich nicht vereinigen lassen.“ In Bezug auf geistige Bildung, Künste und Wissenschaften könne man, wird hinzugefügt, die erste Classe der Liberianer auch nicht gerade mit den puritanischen Pilgervätern zusammenstellen. Das glaubt man gern; aber wo bleibt nun überhaupt der Vergleich?

Es ist ganz richtig, daß die Neger und Farbigen, welche aus Amerika nach der Guineaküste hinübergeschafft werden, dort eine exotische Pflanze sind, wenn sie aber sich darüber beklagen, „daß sie ohne Capital seien und im Lande eigentlich nichts anzufangen wüßten,“ so darf man ihnen wohl vorhalten, wie arm die Puritaner an die unfruchtbaren Küsten von Massachusetts kamen und wie sie durch Arbeit sich zum Wohlstand emporarbeiteten. Die Neger und Mulatten in Liberia leben in einem Lande, das wunderbar üppig ist, aber sie sind eben, und das liegt freilich in ihrer Natur, ohne Arbeitsdrang; sie sind träge von Hause aus, die Arbeit ist ihnen kein physisches Bedürfniß, sie betrachten dieselbe als eine Last, auch da wo sie frei sind, und es ist thöricht, gerade die Hauptursache zu verkennen, weshalb aus Negern und Mulatten nichts wird. Freilich werden sie in ihren bequemen Vorurtheilen durch weiße Philanthropen bestärkt; aber ohne frische Arbeitsthätigkeit haben Individuen, Völker und Racen nie eine höhere Gesittungsstufe erreicht. Daran vermag alle Declamation nichts zu ändern.

Die sogenannte mittlere Classe in Liberia muß etwas arbeiten um zu leben; sie zieht aber den Höker= und Kleinhandel, das Hausiren und Speculiren der soliden Arbeit vor. Wo der Acker Landes nicht viel über einen Gulden rheinisch kostet, wo die Orangen den Menschen in den Mund wachsen, wo der Boden keinen Dünger verlangt, da sollte man billig Früchte gewinnen. Was aber Liberia zur Ausfuhr bringt, ist auch heute noch gar nicht der Rede werth. Viele aus der Mittelclasse beschönigen ihr absolutes Nichtsthun damit, daß sie einmal das Klimafieber gehabt haben. Sie haben sich eine 6 bis 12 Fuß hohe Holzbarracke zusammengezimmert, und darin wohnen sie; andere bauten eine Schlammhütte, die keine 10 Dollars werth ist, und hausen darin ihr Leben lang; etwas Reis, Palmöl und Cassave ist hinreichend für die Bedürfnisse dieser Leute. Einige arbeiten für Taglohn, und diese haben dann wohl einen kleinen Garten, einiges Federvieh, etliche Schweine und behaarte Schafe. Aber unter beiden Classen findet man auch schon Individuen, welche der farbige Geistliche mit den berüchtigten Neu=Yorker Loafers vergleicht, also faullenzende Taugenichtse der schlimmsten Art. Trotz alledem bezeichnet er diese zweite Classe als „eine moralische, religiöse und friedliche Gemeinschaft!“ Die Eingebornen nennt er eine interessante Classe, diese werde aber von den beiden andern Classen gar nicht als zu ihnen gehörend betrachtet. „Sie sind kein Bestandtheil des common people, sondern von jenen durch einen Kastenunterschied getrennt, der so groß ist wie jener, welcher in den Vereinigten Staaten die Farbigen von den Weißen scheidet. In manchen Fällen bildet die Kaste zwischen dem Afriko=Amerikaner und dem eingebornen Afrikaner eine so weite Kluft, wie sie nur zwischen einem Brahminen und einem Menschen niedrigster Kaste in Indien gedacht werden kann. Darin liegt ein großes Hinderniß, die Eingebornen zu civilisirten Menschen und zu Christen zu machen.“ Die eingebornen

Diener des farbigen Geistlichen erhalten Lohn und kleiden sich zuweilen so, daß sie aussehen wie Amerikaner; sie sitzen am dritten Tische, essen sogar mit Messern und Gabeln, und thun manche andere Dinge wie civilisirte Leute. „Wenn ich sie aber an den zweiten Tisch zu meinen amerikanischen (farbigen) Mägden setzen wollte, so würde ich bald weder Köchin noch Wärterin haben!“ Er will das aber auf jede Gefahr hin wagen, obwohl er weiß, daß er sich dadurch den Tadel der Aristokratie in Liberia zuziehen werde! Die Eingebornen schildert er als servile, unterwürfige Creaturen; sie sind für die eingewanderten Nigger und Mulatten die wahren Packesel, kochen, waschen, sind Kinderwärter, lassen sich alles aufhalsen, und thun was von ihnen verlangt wird. Die meisten arbeiten umsonst, indem sie sich mit etwas Palmöl und Reis begnügen.

„Einige wenige Familien geben diesen Leuten etwas Lohn und Kleider, aber fast alle tragen nur einen schmutzigen Lappen um die Hüften, und in diesem Zustande verrichten sie häusliche Dienste. In einigen Familien erhalten sie täglich ein Quart Reis und etwas Palmöl, werden auch sonst genährt; in anderen bekommen sie nur Abfall vom Reis und etwas Cassave. In noch anderen Häusern läßt man sie beinahe völlig nackt und sie verhungern nahezu. Und fast in allen Familien hat man einen Ochsenziemer oder eine neunschwänzige Katze, um diese Diener zu peitschen, wenn es einem gefällt. Und das Peitschen, Knuffen und Stoßen kommt in wahrhaft schändlicher Menge vor, und insgemein geschieht es von heranwachsenden Knaben, zänkischen Weibern und Gentlemen von Rang und Ansehen (!!), die sich allzumal Christen nennen.

Dieses Peitschen und Mißhandeln treibt der Arme wie der Reiche ungestraft. Solche Zustände erscheinen dem Ankömmling befremdlich; wenn wir uns aber daran gewöhnen, sie zu sehen, so halten

wir sie nicht für unrecht, sondern für ein nothwendiges Uebel!"

Das mag hinreichen, um die von den Philanthropen vielgepriesenen Zustände von Liberia, und die Neger und Mulatten, welche sich dort als Culturaristokraten gebärden, zu charakterisiren. Man wird sich wohl allmälig allerwärts davon überzeugen müssen, daß die Anlage dieser afrikanischen Colonien ein handgreiflicher Fehler war. Wir unsrerseits behaupten mit aller Zuversicht, daß aus ihnen allen nichts wird. Wo der Neger Halbsklaven findet, die für ihn arbeiten, spielt er den Herrn und wird ein Faullenzer nichtsnutzigster Art, wie in Liberia. Vielleicht wären die Experimente weniger ungünstig ausgefallen, wenn man die Ansiedelungen etwa am Amazonenstrom unternahm. Der nackten Wirklichkeit und den blanken Thatsachen gegenüber sollte man endlich aufhören mit salbungsvollen Redensarten sich selber zu täuschen, und obendrein das gutmüthige aber weniger unterrichtete Volk (Publicum) irre zu führen.

Die Sklaven und die freien Farbigen bilden in den Vereinigten Staaten ein wahres Kreuz, seitdem die hirnverbrannten Abolitionisten, die Beecher-Stowe-Onkel-Tom-Fanatiker, ihren gefährlichen Unfug in einem größern Umfange treiben und sich zu einer politischen Partei bilden, die in ihrem blinden Eifer keine Rücksicht kennt. Will nicht etwa Frau Stowe auch einmal einen Negerroman schreiben, der in Liberia spielt, die Nigger-Aristokratie in jenem dunkeln Erdreiche schildert und die Bedrückungen der wundgepeitschten Eingebornen darstellt? Der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor einer Reihe von Jahren die falsche Philanthropie und das grundverderbliche, geradezu frevelhafte Treiben der Negromanen und Abolitionisten streng verurtheilt. Dafür hat er manche Angriffe erfahren; aber ruhige und besonnene Schriftsteller, die Land und Leute kennen lernten, sprachen sich in ähnlichem Sinne aus. So der Graf

v. Görtz, und William Chambers in den „Things in Amerika," London und Edinburgh 1854, im letzten Capitel, wo er die Resultate seiner Beobachtungen zusammenfaßt. Chambers ist ein talentvoller, scharfsichtiger und bedächtiger Schotte, und vor allen Dingen ein ruhiger Beobachter und vorurtheilsfreier Beurtheiler, der entschieden jene Engländer tadelt, welche Nordamerika nach englischem Maaßstab und Vorurtheil messen. Seine Ansichten über die Sklavenfrage und die Abolitionisten verdienen mitgetheilt zu werden; unsrer Meinung zufolge sind sie zumeist vollkommen gesund.

Im Jahre 1850 lebten in den Vereinigten Saaten 3,204,345 Sklaven und 433,643 Farbige, die dem Namen nach frei sind, aber gesellschaftlich eine sehr niedrige Stufe einnehmen. Das Vorhandensein einer so zahlreichen Menge, welche an Farbe und Blut fremdartig ist, erscheint als ein großer und gefährlicher Uebelstand, der wohl ins Auge zu fassen ist, wenn man über die Zukunft der Republik eine unparteiische Ansicht sich bilden will. Zur Zeit der Revolution befanden sich in den einzelnen Staaten verhältnißmäßig wenige Sklaven, die während der Colonieverwaltung aus Afrika eingeführt waren. Washington und mit ihm manche andere hofften, daß mit der Zeit die Sklaverei ganz aufhören werde. Bekanntlich hat aber das Gegentheil stattgefunden. Viele Jahre lang ist wegen der Sklaverei zwischen den nördlichen und südlichen Staaten äußerst heftig gestritten worden, und mehr als einmal wurde der Kampf so erbittert, daß man von Zerstückelung der Union sprach. Für einen Ausländer ist es schwer, zu beurtheilen, wie viel davon ernsthaft gemeint, und wie viel lediglich ein Ausbruch von Verdruß ist. In Folge der Nebraskabill entstand im Norden abermals eine starke Aufregung, und glaubt man einem Theil der Presse, so hat endlich „die Sklaverei triumphirt und die Freiheit ist geknechtet." Aber bei allen Demonstrationen, mit welchen der Norden zu Gunsten der Freiheit keineswegs spar=

sam ist, sieht man nirgends, daß derselbe Anstalten trifft, um in den Sitten und Gebräuchen, durch welche die Personen afrikanischer Abstammung zu einer socialen Unterordnung herabgedrückt werden, seinerseits irgend welche Aenderung oder Milderung eintreten zu lassen. In allen Staaten, gleichviel ob sie Sklaven halten oder nicht, scheint es für eine ausgemachte Sache zu gelten, daß die Farbigen von Natur eine untergeordnete Race bilden und unter keinerlei Bedingung als den Weißen gleichgestellt erachtet werden können. Von commerciellen Rücksichten abgesehen, liegt diese Ansicht der Sklaverei in Amerika zu Grunde, und so würde denn die Frage mehr vom Standpunkte der Physiologie als der Politik und der Menschenfreundlichkeit zu untersuchen sein.

In Richmond in Virginien hatte ich eine Besprechung über die Sklaverei mit einem virginischen Herrn; er behauptete die Inferiorität der Neger und fügte hinzu, daß sie sich im Stande der Sklaverei weit glücklicher befänden, als wenn man sie frei ließe; deshalb sei auch Kauf und Verkauf von Negern ganz in der Ordnung. Alle Leute, mit denen ich in der Union über Racenunterschiede mich unterhielt, waren der Ansicht, daß der Neger in vielen Beziehungen ein untergeordnetes Wesen und sein Dasein in Amerika als eine Anomalie zu betrachten sei. Es mangle ihm an geistiger Energie und Voraussicht, er hänge an Flitter und Schnurrpfeifereien, habe bei der Arbeit keine Ausdauer, seine Neigungen seien vorwaltend thierischer Art. Auch wurde hinzugefügt, daß er, sich selbst überlassen, nicht mit dem irländischen Einwanderer, geschweige denn mit dem Angloamerikaner die Concurrenz bestehen könne. In der Sklaverei vermehre er sich in demselben Verhältniß wie der weiße Mensch, aber wenn er frei sei und dann sich den socialen Lastern weit mehr ausgesetzt sehe, bleibe seine Vermehrung um ein Drittel hinter jener der Weißen zurück. Manches von alledem war mir neu; ich fand mich aber nicht wenig über=

rascht, daß die Leute in den nördlichen Staaten, wo ich ein gutes Wort für die Unglücklichen einlegte, zwar von der Sklaverei nichts wissen wollten, aber vom Charakter der Neger eine keineswegs günstigere Meinung hegten, als ich im Süden gefunden hatte. In ganz Massachussetts, in den übrigen Staaten Neu-Englands, sodann in Neu-York, Pennsylvanien ꝛc. sind die Schwarzen von den Weißen streng abgeschieden. In allen Städten fand ich weiße und schwarze Schulen, weiße und schwarze Kirchen. Kein dunkelgefärbtes Kind darf eine weiße Schule besuchen. Das seiner Frömmigkeit und Philanthropie wegen hochgerühmte Boston hat die Einrichtung getroffen, daß alle farbigen Kinder ein und dieselbe Schule besuchen müssen, die für viele sehr entfernt liegt; sie wurde 1812 errichtet. In Neu-York sind neun Freischulen ausschließlich für farbige Kinder bestimmt; diese haben auch ein besonderes Waisenhaus; Providence in Rhode Island hat drei farbige Schulen; in Philadelphia sind ähnliche Verhältnisse. Man sagte mir, kein weißes Kind werde neben einem farbigen sitzen wollen; man bemerkte weiter, daß die farbigen Kinder, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht haben, nicht im Verhältniß zu den Weißen Fortschritte machen, ihr Geist sei unfähig über eine gewisse Grenze hinaus sich zu entwickeln. Was auch die Ursache sein möge, so viel wurde mir klar, daß schon in früher Jugend ein Widerstreben und eine Abneigung vorhanden ist, mit Leuten von Negerabkunft etwas gemein haben, und daß sie mit den Jahren zunimmt. Daraus entsteht dann ein eigenthümliches sociales Phänomen; wir sehen nämlich zwei Nationen, eine weiße und eine farbige, die innerhalb desselben politischen Kreises aufwachsen und doch nie gleichheitlich neben einander leben. In Europa, wo ein Neger nur gelegentlich als Curiosität auftaucht, kann man sich gar keine Vorstellung von der Abneigung machen, welche in den Vereinigten Staaten gegen farbige Personen obwaltet; mir will es scheinen, als ob sie sich bis zu einer vollendeten Monomanie

gesteigert habe. Eheliche Verbindung mit einer noch so schwach gefärbten Person, würde unvermeidlich den Verlust der Kaste nach sich ziehen, und für die gesellschaftliche Stellung und die Familienbande dieselben nachtheiligen Folgen haben, wie im System der Brahminen. In Neu-Orleans ereignete sich vor kurzem ein Vorfall, der bezeichnend ist. Es handelte sich vor Gericht um die Frage über reines Blut. Der Kläger, Georg Pandelly, ein in der guten Gesellschaft lebender Mann, hatte Herrn Victor Wiltz wegen Verläumdung belangt, denn Wiltz hatte behauptet, in Pandelly's Adern rolle ein Tröpfchen afrikanischen Blutes, sintemal eine seiner Urgroßmütter eine Mulattin „von afrikanischer Combination" gewesen sei. Als der Anwalt des Klägers diesen Fall vor Gericht vortrug, war er über die Ungeheuerlichkeit einer solchen Beschuldigung dermaßen erregt, daß er in Thränen ausbrach! Er führte Zeugen vor, welche den Beweis lieferten, daß jene Ur-Ur-Großmutter nicht etwa eine Mulattin von afrikanischer, sondern von indianischer Abstammung gewesen sei. Dadurch wurde der verhängnißvollen Sache eine durchaus zufriedenstellende Wendung gegeben; die Geschworenen erklärten den Beklagten für schuldig, verurtheilten ihn jedoch nicht zu Schadenersatz. Pandelly hatte nun die Reinheit seines Blutes gerettet.

Chambers bemerkt weiter, und zwar ganz richtig, daß alle Bemühungen, den Süden zur Freigebung seiner Sklaven zu vermögen, vollkommen unnütz sind, so lange die Gesellschaft im Norden in dem Neger und dem Farbigen nicht einen mit dem Weißen vollkommen gleichberechtigten Menschen erblickt und ihn als solchen in allen Lebensverhältnissen behandelt. Dem Neger ist gerade auch in den freien Saaten durch unbeugsame und sorgfältig genährte Ansichten (der Schotte sagt Vorurtheile) all und jede Hoffnung abgeschnitten, sich je aus seiner erniedrigten Stellung erheben zu können; er ist von seiner Geburt an zu einer Art von Infamie verdammt. Man duldet ihn nicht ein-

mal im Eisenbahnwagen neben dem Weißen, nicht in Schule und Kirche, nicht im Gasthause, gleichviel, welche Kleidung er habe und wie gebildet er auch sei; mit einem Worte, er wird überall von Anbeginn seines Lebens bis zum Tode als Paria behandelt. Was kann da aus ihm werden? Das Wunder ist nur, daß diese Leute sich noch so gut aufführen, wie es der Fall ist, und daß sie Kleidung und Manieren civilisirter Leute annehmen. Ich muß sagen, daß die Amerikaner durch die Art und Weise, wie sie die farbigen Leute behandeln, sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, und ich kann nicht ohne Beschämung daran denken, daß die so frommen und polirten Neu-Engländer dabei noch der Heuchelei anzuklagen sind. Sie geben sich den Anschein, als vergießen sie Thränen über die Leiden eingebildeter Helden und Heldinnen von dunkler Hautfarbe; in wohleinstudirten Reden eifern sie gegen die grauenvolle Sünde, welche sich nicht scheue, menschliche Wesen wie das Vieh zu behandeln; sie kennen kein Maaß in den Anklagen gegen die verworfenen, selbstsüchtigen, hartherzigen Pflanzer im Süden; sie gebärden sich wie rasend und wie wahnsinnig, wenn flüchtige Sklaven verhaftet und ihrem Besitzer zurückerstattet werden. Diese selbigen Leute sind tagtäglich von freigelassenen Sklaven oder deren Nachkommen, die oft eine gute Erziehung erhalten haben, umgeben, und doch schaudern sie vor ihnen zurück, als ob eine Berührung mit diesen Leuten sie verunreinige und besudele; der bloße Gedanke, einen farbigen Menschen in ihr Haus zu laden und mit ihm an ein und demselben Tische zu essen, ist für sie so schrecklich wie der Tod.

So lange das Alles nicht durch und durch anders wird, bringen die nördlichen Abolitionisten sich in eine falsche Lage, und schaden nur der Sache, welche sie zu der ihrigen gemacht haben. Wenn diese Abolitionisten die Ueberzeugung haben, daß die Neger Menschen sind, so mögen sie der Welt einen Beweis von ihrer Aufrichtigkeit dadurch geben, daß sie alle gesellschaft-

lichen Uebereinkommnisse und gesetzlichen Verfügungen beseitigen, durch welche gegenwärtig in den freien Staaten die farbigen Leute vom Vollbürgerrechte ausgeschlossen sind, während man zugleich es nicht einmal angemessen erachtet, ihnen auch nur die gewöhnlichsten Höflichkeiten zu erzeigen. Ich wiederhole: So lange das nicht geschieht, ist das wilde Geschrei um Aufhebung der Sklaverei nur ein Hohn und Fallstrick. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge bleibt den Sklavenbesitzern auch noch die Ausrede, daß eine Emancipation — abgesehen davon, daß sie ohne praktischen Nutzen wäre — geradezu als eine Handlung der Grausamkeit gegen die Sklaven sich herausstellen würde; denn die Erziehung, welche die freien Farbigen erhalten, läßt sie ihre gesellschaftliche Herabwürdigung nur um so schmerzlicher empfinden, während das bei dem Sklaven nicht der Fall ist. Die Hauptfrage, um welche es sich hier handelt, ist die: was soll man mit den Sklaven anfangen, wenn sie freigegeben werden? Sollen sie als eine zahlreiche fremde Nation innerhalb des Gemeinwesens heranwachsen, gefährlich durch ihre Menge und doppelt gefährlich durch das Bewußtsein, daß ihnen Unrecht geschieht und durch die Leidenschaften, welche sie einmal zu Handlungen der Rache anstacheln kann?

Diese Frage ist wahrlich inhaltschwer genug, aber noch eine andere ist es nicht minder. Sollen sich die Sklaven in geometrischer Progression vermehren, soll ihre Zahl 1875 schon sechs, und Anno 1900 schon zwölf Millionen betragen, und so fort in alle Zukunft? Gewiß haben die Amerikaner nicht klug gehandelt, daß sie die Sklaverei auch im Westen sich ausdehnen ließen. Geht das so fort, dann werden die freien Staaten nur noch einen kleinen Fleck in dem großen Lande bilden. Hier handelt es sich um eine Sache, bei welcher die ganze civilisirte Welt betheiligt ist. Alle denkenden Menschen in Europa sehen mit athemloser Verwunderung dem Anwachsen der angelsächsischen Race zu, die nach vielleicht nicht gar langer

Zeit einige hundert Millionen englischredender Menschen zählen wird. Aber hinter dieser Aussicht auf beispiellose Größe, erhebt sich allemal ein schreckliches Gespenst: die Sklaverei! Ich weiß nicht, was die Amerikaner thun werden, um die drohende Gefahr abzuwenden. Sollte die Ueberzeugung, daß die Sklaverei dem industriellen und moralischen Fortschritt eines Staates hinderlich sei, immer mehr Boden gewinnen, dann wird sie in Delaware, Maryland, Virginien und Kentucky in nicht gar langer Zeit verschwinden; diese Staaten haben ein mildes Klima und sind ein geeignetes Feld auch für weiße Einwanderer. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß die eigentlich südlichen Staaten die Sklaverei beseitigen. Der Bedarf an amerikanischer Baumwolle wird in Europa von Jahr zu Jahr stärker, und dadurch wurzelt die Sklaverei in den Staaten, welche diese Waare erzeugen, nur noch tiefer, so daß eine Beseitigung derselben von Jahr zu Jahre schwieriger sein wird. Und doch leidet es kaum einen Zweifel, daß die Dinge nicht so bleiben können, wie sie nun einmal bei dem Gegensatze von Nord und Süd sich gestaltet haben. Ansichten und Interessen beider Theile stehen einander schroff gegenüber, und man dürfte sich nicht wundern, wenn der Süden durch Verluste, angebliche oder wirkliche, und durch die auf ihn gehäuften Unwürdigkeiten auf das Empfindlichste berührt, zuletzt die Union aufhöbe und einen selbstständigen Bund ins Leben riefe. Der Norden würde dann eine Souveränetät zweiten Ranges bilden, würde schwerlich den Westen bei sich festhalten können, und dieser sich entweder zu einer dritten Gruppe gestalten oder in ein Bundesverhältniß mit dem Süden treten. Dann würde also das mächtige, von Washington gegründete Gebäude, zusammenfallen. —

Soweit der besonnene Schotte, welcher am Schlusse seines Buches noch die wohlwollenden Bestrebungen der afrikanischen Colonisationsgesellschaft würdigt, aber gleichfalls zugestehen muß, daß dieselben nur von einem sehr bescheidenen Erfolge begleitet

seien. Nach dem, was wir oben aus Liberia mitgetheilt haben, sieht man, daß jene Ansiedelung schwerlich jemals etwas Erhebliches wird leisten können. Man muß die Hoffnungen auf das allergeringste Minimum herabstimmen, denn die Guineaküste erscheint nicht einmal für Neger und Mulatten zur Ansiedelung geeignet, die wiederum nicht die Leute sind, welche Intelligenz und Arbeitsdrang genug hätten, um irgend etwas Gedeihliches zu schaffen, am allerwenigsten, wenn man sie sich selber überläßt und des Zwanges oder Gängelbandes der Weißen überhebt. Daran können die Wünsche der Frommen und der Philanthropen nun und nimmermehr etwas ändern, sie vermögen das nicht zu beseitigen, was von Natur aus immanent ist.

In Onkel Toms Urheimath.

Das schwarze Afrika zieht abermals aller Welt Blicke auf sich. Seit Jahrtausenden wissen wir Europäer von diesem ungegliederten Erdtheil, und doch ist uns auch heute noch so vieles von seinem Innern unbekannt geblieben! Zum Mittelmeer, welches die Nordküste dieses wunderreichen Continents bespült, fließt nur ein großer Strom, der altehrwürdige Nil, und auch er hat bis auf den heutigen Tag sein Haupt für uns verhüllt. Noch ist kein Forscher bis zu seinen Quellen vorgedrungen. Diese Wasserstraße liegt ohnehin am Ostrande. Die Mündungen des Niger kennen wir erst seit etwa zwanzig Jahren; den obern Lauf seit etwas längerer Zeit, über den mittlern hat uns Heinrich Barth Kunde gegeben, vor Livingstones Reise flatterte auf den Zambesi-Strömen Südost-Afrikas nie eine europäische Flagge. Afrika ist uns immer erst zur Hälfte genauer bekannt.

Aber nach und nach verschwindet das Dunkel; ein kühner Reisender nach dem andern trägt die Lichtfackel hinein und macht Eroberungen für die Wissenschaft und für den Handel. Unser Landsmann Heinrich Barth kehrte aus dem innern Sudan zurück, in welchem er beinahe sechs Jahre lang unter unglaublichen Mühseligkeiten und Beschwerden verweilte. Ihm ist ein für afrikanische Reisende seltenes Glück zu Theil geworden: —

es war ihm, gleich Livingstone, vergönnt, seine Heimat wieder zu sehen. Aber auch nur ihnen; Barth's Gefährten, Richardson und Overweg erlagen dem mörderischen Klima. Und wie lang ist die Reihe der Märtyrer vor ihm! Einer nach dem andern wagt sich muthig in die Wüste, auf die großen Ströme, in das Land der Schwarzen, und dann werden sie fast alle hinweggerafft durch die Waffen der Bewohner oder durch das Fieber. Seither war beinahe jede neue Nachricht aus dem innern Afrika zugleich eine Trauerbotschaft.

Wir sagten, daß Afrika ein ungegliederter Erdtheil sei. Man werfe einen Blick auf die Landkarte. Die Küste, ohne tiefe Meeresbuchten, bildet den schärfsten Gegensatz zu der mannigfaltigen Gestaltung Europas, das überall tief eingezackt ist. „Meer, Band zum Verkehr", sagt ein altes Wort; aber es ist nur dort wahr, wo der Ocean nicht auf viele Hunderte von Meilen ein Festland von dem übrigen trennt und wo tüchtige Seefahrer wohnen. Im Süden, Westen und Osten hat Afrika keine Nachbarn; seine schwarzen Bewohner zeigen fast nirgends Seefähigkeit und Seetüchtigkeit und haben sich nicht in das freie Weltmeer hinausgewagt; der Neger war nie ein oceanischer Schiffer, er kroch immer nur an der Küste hin und auch dann nicht auf weite Entfernungen. Er blieb in der Vereinzelung und deßhalb ein Barbar. Nur der Nordrand und das Nilthal bis zum abessinischen Hochlande hinauf sind mit fremden Völkern in steter Berührung gewesen; sie waren Kulturländer schon im Alterthum, und damals in weit höherm Grade als jetzt. Das Mittelmeer und der arabische Meerbusen, zwei große Verkehrs- und Handelsbahnen, machten jene Regionen zugänglich.

Vor der afrikanischen Küste liegen keine Haselungen und Eilandsfluren, auf welchen ein reges Kulturleben sich hätte entwickeln können, selbst wenn die Bewohner für ein solches geartet wären; der Continent streckt keine weiten Glieder aus, er ist

wie ein unbeholfener Rumpf. Eine große Insel liegt in seiner Nähe, Madagaskar, aber weitab und ohne Verkehr mit dem Festlande, gleich der kanarischen Gruppe und jener des grünen Vorgebirges. Was an Verbindung vorhanden war und ist, wurde dort überall von jeher durch Araber oder Europäer vermittelt.

Auch im Innern ist Afrika zumeist ungegliedert. Im Norden und Süden trennen breite Wüstengürtel das Gestadeland von den mittleren Regionen, und zu allen Zeiten war der Verkehr mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Das „Schiff der Wüste" kam erst vor zweitausend Jahren aus Asien nach Afrika; den Elephanten hat der Afrikaner wohl da und dort gezähmt, er hat es aber nicht verstanden, dieses Thier so nützlich zu machen wie der Hindu. Wüsten, Wälder und Ströme trennten ihn von seinen Nachbarn. Auch liegt Afrika zum größten Theil unter der heißen Zone; das Land bringt ziemlich dieselben Erzeugnisse zu beiden Seiten des Erdgleichers hervor; man fühlt kaum das Bedürfniß eines gegenseitigen großen Austausches im Innern, jeder Stamm besaß, was er nöthig hatte. Erst der Verkehr mit den Arabern und Europäern hat in dieser Beziehung Aenderungen hervorgerufen; aber sie waren unheilvoll. Was einige Aehnlichkeit mit Gesittung bei den Schwarzen im Innern hat, ist vorzugsweise durch die Mohammedaner in's Land gekommen.

Wir wollen hier die Streitfrage nicht erörtern, ob der Neger einer höhern intellectuellen Entwickelung fähig und im Stande sei, zu der geistigen Höhe sich emporzuschwingen, welche der weiße Menschenschlag, die sogenannte kaukasische Race, erreicht hat. Wer alle in Betracht kommenden Umstände ruhig und ohne Vorurtheil erwägt, wird sich schwerlich zu der Ansicht bekennen, daß die Neger als G e s a m m t m a s s e betrachtet, sich jemals zu der Stufe hinaufarbeiten können, auf welcher der weiße oder der weizengelbe (mongolische) Stamm stehen. Von

Anbeginn bis auf den heutigen Tag finden wir sie wesentlich barbarisch; so treten sie bereits auf den ältesten ägyptischen Denkmälern in die Erscheinung; so sind sie überall geblieben, gleichviel, in welche Umgebung man sie gebracht hat. Sie führen ein vorzugsweise animalisches Leben; ihr Nachahmungstrieb ist ungemein stark, aber eigenartig in ihnen ist ein Element der Barbarei, das allemal vorschlägt und wiederkehrt, sobald man sie sich selbst überläßt. Menschen bleiben die Neger darum doch, aber diese Menschen finden wir stets untergeordnet und ohne Ausnahme in passiven Verhältnissen, sobald und wo immer sie mit Leuten anderer Art in Berührung kommen. Selbst der nordamerikanische Indianer erkennt den Neger nicht als seines Gleichen an, sondern benützt ihn als Sklaven, in derselben Weise wie der Aegypter, der Maure, der Araber, der Europäer. Und in den Negerländern selbst steht weit über die Hälfte aller Menschen in Verhältnissen der Sklaverei.

Der Sklavenhandel, welchen europäische Völker vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage herab getrieben haben, ist grauenvoll und abscheulich. Aber das Loos der Neger in den amerikanischen Ländern war zu allen Zeiten ein goldenes gegenüber ihrem Schicksal in der afrikanischen Heimath. Die Europäer haben diesen Handel nicht etwa geschaffen oder hervorgerufen, er war vielmehr seit Anbeginn der Geschichte in jenem Erdtheil vorhanden. Nur gewann er größere Ausdehnung, als an den Küsten die Frage nach „schwarzer Waare" stärker wurde. Die Negerkönige fanden es seitdem statthaft, die Kriegsgefangenen nicht, nach altafrikanischem Brauch, zu schlachten, sondern zu verkaufen. Seitdem der Sklavenhandel in Guinea darniederliegt, hat das Morden wieder lustigen Fortgang. Bis vor etwa zehn Jahren wurden Kriegsgefangene aus dem östlichen Sudan auch nach Guinea verhandelt und dort nach Brasilien oder Cuba verkauft. Aber das südamerikanische

Kaiserreich darf, auf Englands Geheiß, keine Neger aus Afrika mehr importiren; deßhalb kommen jetzt keine Gefangenen aus Bornu oder Kaschena oder Kano nach der Westküste. Die Raubzüge der Könige oder Sultane dauern aber nichtsdestoweniger immer fort. Und was ist nun das Schicksal der Gefangenen! Hören wir darüber unsern Landsmann Vogel.

Er schloß sich im März 1854 einem Raubzug an, welchen der Sheich von Kuka im Sultanat Bornu gegen das Volk von Musgo unternahm. Das Heer bestand aus etwa 20,000 Reitern und 15,000 Kameel- und Ochsentreibern. Die Musgos, einer so starken Uebermacht nicht gewachsen, hatten sich mit ihren Heeren hinter den Tubori-See und in Moräste geflüchtet, wiewohl vergebens. Denn die feindlichen Reiter drangen hindurch und brachten als Beute etwa fünfzehnhundert Sklaven heim, lauter Weiber und Kinder unter zwölf Jahren; „denn die Männer wurden sämmtlich niedergemacht und jene, welche man etwa ins Lager schleppte, auf eine noch grausamere Art ermordert.“ Vom See Tubori zog das Heer zum Flusse Schari, verwüstete unterwegs das Land weit und breit und steckte die Ortschaften in Brand. In wenig Stunden wurden dritthalbtausend Sklaven geraubt. Sechsunddreißig Gefangenen wurde mit schlechten Messern das linke Bein am Knie und der rechte Arm am Ellenbogen aufgeschnitten; so ließ man sie verbluten. Die übrigen Gefangenen blieben nackt im Wasser liegen; die Nächte waren kalt, es brachen Krankheiten aus, und von den viertausend Sklaven, welche auf jenem Raubzug erbeutet wurden, kamen nicht ganz fünfhundert in Kuka an.

Man schont in Afrika jetzt das Menschenleben weit weniger als früher, weil es nur einen geringern Geldwerth hat als damals, wo es noch lohnte, den Gefangenen an die Guineaküste zu schicken und zu verkaufen. Wir sind natürlich himmelweit entfernt, diesen Negerhandel über See zu loben, aber wir wollen darauf aufmerksam machen, daß die Sache zwei Seiten

hatte. In den Colonien ist der Sklave weit weniger schlimm daran als jeder beliebige Neger in Afrika. Man behandelt ihn gut, sobald er seine Trägheit besiegt; man schont ihn aus Eigennutz, denn er hat einen Geldwerth von eintausend bis zwölfhundert Thalern, und diese gehen verloren, sobald er stirbt. Alle von Reisenden in Afrika angetroffenen Neger, die einst in amerikanischer Sklaverei gewesen und dann zurückgekehrt waren, priesen die glücklichen Tage, welche sie zum Beispiel in Brasilien verlebt, und sehnten sich dorthin zurück. Und wer Land und Leute in Afrika kennt, findet einen solchen Wunsch sehr begreiflich.

Der Leser möge uns an die Guineaküste folgen. An der Hand zuverlässiger Gewährsmänner geleiten wir ihn an die Gold- und Sklavenküste, nördlich vom fünften Breitengrade, in jene Region, welche im Westen der Fluß Assini, im Osten der untere Lauf des Niger, im Norden das Konggebirge begrenzt. Er befindet sich dort recht eigentlich auf klassischem Negerboden, in den Königreichen Aschanti, Dahomey und Yarriba, und im Lande Benin.

Der Neger hat sich nirgends aus eigenem Antriebe zu einer Gesittungsstufe emporgearbeitet, durch die er aus der Barbarei herausgetreten wäre. Er hat aus eigenem Antriebe keine Buchstaben- oder Hieroglyphenschrift erfunden, er hat keine Götter, keine Heroen, kein Epos und keine Stammsagen; er besaß nie ein gegliedertes Staatswesen, er kennt weder Ritterlichkeit noch Bürgerthum, er hat nie eine Hierarchie oder einen eigentlichen Priesterstand gehabt; ihm fehlen Kunst und Architektur. Seine Städte bestehen in einer Masse wirr durcheinander liegender Hütten; sie sind von Lehmsteinmauern oder Dornenhecken umgeben, und selbst die rohe Pracht in den sogenannten Königspalästen ist der Fremde entlehnt; afrikanisch ist auch an ihnen nur das Abstoßende, Ekelhafte und Barbarische. Die Neger haben keine Geschichte.

Diese Bemerkungen gelten insbesondere auch von der obenerwähnten Region, die theils von oligarchischen Häuptlingen, theils von Königen beherrscht wird; die einen wie die anderen üben eine despotische Gewalt in einer so grauenhaften Weise, wie sie außer Afrika nirgends wieder vorkommt. Der Neger ist nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, aber er hat weder eigentliche Religion noch Grundsätze; er führt nicht ein intellectuelles, sondern wie schon bemerkt, ein mehr animalisches Leben, er überläßt sich seinem Instinkt und fröhnt seiner angeborenen Trägheit. Die verschiedenen Reisenden führen eine Menge einzelner Züge an, welche es außer Zweifel stellen, daß der Neger sich manchmal guten Wallungen hingiebt und dann auch umgänglich ist. Die Berichte der Missionäre freilich preisen die Neger als „gute, liebe Menschen," und bedauern nur, daß sie in blindem Heidenthum verstockt seien. Aber den Berichten der Missionäre darf man nur sehr bedingten Glauben beimessen. Diese Leute sind ganz gewiß voll glühenden Eifers für ihre Sache, aber sie haben nur selten ein so unbefangenes Urtheil, wie der vortreffliche und gelehrte Dr. Graul, Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig. Dieser machte Missionsreisen in Palästina und Indien, wo er lange verweilte. Was er, im vierten Bande seiner trefflichen Reise nach Ostindien, über die Missionsberichte aus dem Lande der Tamulen sagt, paßt auch vollständig auf jene, die von Zeit zu Zeit aus Afrika mitgetheilt werden. Die Missionäre täuschen sich oft selber, und dadurch auch die Missionsgesellschaften. Jene haben in Ostindien wie in Afrika seit hundert Jahren nur äußerst geringfügige Resultate erzielt, und man könnte fast behaupten, in den Negerländern seien mehr Missionäre gestorben, als Schwarze bekehrt worden. Mit Wasser getauft hat man allerdings einige Tausende, aber sobald man auf das Wesen des Christenthums eingeht, verhält der Neger in Afrika sich sehr

spröde, während er in Nordamerika schon vermöge seines Nachahmungstriebes ganz so kirchlich ist, wie die Weißen.

Wir sagten das hier, um kund zu geben, weßhalb wir auf die Missionsberichte keine besondere Bedeutung legen können, sondern uns mehr an die von unbefangenen Beobachtern mitgetheilten Thatsachen halten. Während jene den Charakter des Negers oft in rosenfarbenes Licht stellen, sagt der Schotte Duncan, der in den Jahren 1845 und 1846 von der Sklavenküste in's Innere reiste, man werde selten irren, wenn man den ersten besten Neger für einen Spitzbuben halte. Er äußert ferner, es fehle dem Neger in seiner eigenen Familie an Mitgefühl und Dankbarkeit. Daß Väter ihre Kinder freiwillig verkaufen, kommt alljährlich tausend- und abertausendmal vor.

Norris besuchte 1774 den Hof des Königs von Dahomey, er stimmt mit Duncan, 1846, und Forbes und Becroft, die vor zehn Jahren in der Residenz desselben Monarchen verweilten, in seinen Schilderungen durchaus überein. Im Reiche Dahomey haben die Eltern gar kein Eigenthumsrecht auf ihre Kinder, denn diese gehören alle dem Könige. Schon in früher Jugend werden sie den Müttern weggenommen und in weit entlegene Dörfer vertheilt. Dort bleiben sie, bis der König sie sich zueignet, und es ist nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals von ihren Eltern wieder erkannt werden. Der König will nicht, daß Verwandtschaften und Verbindungen statt finden, die seiner unumschränkten Macht nachtheilig werden könnten. Es giebt kaum väterliche Zärtlichkeit und kindliche Liebe. „Anstatt das natürliche Gefühl für ihre Kinder zu unterhalten, bemühen sich die Mütter vielmehr, dasselbe zu unterdrücken, weil sie wissen, daß dasselbe gekränkt wird, sobald nur ihre Kinder so alt sind, daß man sie von ihnen nehmen kann.“

Duncan hatte einen Diener, einen freien Mann, aus Sierra Leone mit nach Abome, der Hauptstadt von Dahomey,

genommen. Um einige Gemüse einkaufen zu lassen, schickte er ihn auf den Markt mit einem Manne, der die Waaren tragen sollte, „denn diese schwarzen Herren, befreite Sklaven, sind zu stolz, sich mit dergleichen zu belästigen.“ Auf dem Markte erkannte er seine alte Mutter wieder. Sie erschien am nächsten Tage, um ihren Sohn zu sprechen. Duncan fragte, warum der Diener sie ihm nicht vorstelle; er gestand, er habe sich geschämt, weil sie alt und schlecht gekleidet sei. Der Sohn war vor ungefähr zwanzig Jahren im Lande Annagu auf einem Raubzuge gefangen genommen, vom Volke des Königs von Badagry nach der Küste geschafft und auf ein brasilianisches Sklavenschiff gebracht worden. Von dort war er nach Sierra Leone zurückgekehrt; seinen Geburtsort kannte er nicht. Vor etwa sechs Jahren führte der König von Dahomey Krieg mit den Annagus und machte viele Gefangene, unter welchen auch die Mutter und mehrere Verwandte jenes Dieners sich befanden. Sie wurde auf eines der königlichen Landhäuser gebracht, wo sie Sklavendienste versah und gut behandelt wurde. Sie war nach Abome gekommen und traf dort zufällig ihren Sohn. Der schottische Reisende erzählt: „Dieses seltsame Wiederfinden erregte meine lebhafte Theilnahme, während es von den Betheiligten selber nur wie ein ganz gewöhnliches Ereigniß betrachtet zu werden schien. So traurig steht es in diesen Sklavenländern mit den edleren Gefühlen der Menschennatur. Ich fragte meinen Diener, ob er wünsche, daß seine Mutter ihre Freiheit und Erlaubniß erhalte, mit ihm nach Whydah, seinem damaligen Wohnorte zu gehen, und er schien mir im ersten Augenblick für dieses Anerbieten dankbar zu sein. Als aber seine Mutter nach einigen Tagen wiederkam und ich mich erbot, ihr und ihrer Tochter beim König die Freiheit auszuwirken, begann er zu zögern und berechnete die Kosten, welche ihm dann erwachsen würden. Sie konnten höchstens einen halben Penny betragen, aber auch dieses Opfer war zu groß für ihn. Er

sagte: seine Verwandten schienen sich in ihrer jetzigen Lage ganz wohl zu befinden und thäten daher am Besten, dort zu bleiben, wo sie wären!"

Viele Reisende meinen, es gebe gar keine Mittel, aus einem Neger in Guinea einen wahrhaft rechtschaffenen Menschen zu machen. So lange namentlich der Küstenbewohner durch Diebstahl oder irgend eine andere Weise sich ernähren kann, wird er nimmermehr zur Arbeit zu bewegen sein. Freiwillig arbeitet der Neger nichts, was über das Allernothwendigste hinausgeht. Faulheit aber ist die Mutter der Barbarei. Selbst in der Colonie Liberia, von welcher mit Unrecht so viel Rühmens gemacht wird, die aber keineswegs gedeiht, wird nichts gearbeitet. Die aus Amerika dorthin gebrachten freien Neger und Mulatten haben es bequem gefunden, Sklaverei einzuführen. Sie vermeiden freilich den Namen, aber die Sache ist vorhanden.

Ueberall wälzt der Neger die Arbeit auf die Frauen. Je mehr er deren besitzt, um so mehr Arbeiterinnen hat er. Die Vielweiberei ist allgemein; das Weib ist eine Waare, welche der Mann kauft. Doch hat er selten mehr als zwanzig, nur die Könige machen eine Ausnahme. Daß in Europa sogar Fürsten sich mit einer Gattin begnügen, erscheint den Negerkönigen unglaublich oder lächerlich. Der König von Yarriba sagte zu Clapperton, er habe so viele Frauen, daß sie die Grenzen seines Landes umschließen würden, wenn sie einander die Hände reichten. Der König von Aschanti darf 3333 Frauen heirathen, und diese wählt er sich nach Gutdünken aus den Mädchen oder Wittwen des ganzen Landes. Alljährlich wird eine Aushebung mannbarer Mädchen veranstaltet; man bringt sie nach der Hauptstadt Kumassi und stellt sie dort dem Könige vor. Dieser rangirt aus seinen bisherigen Frauen eine beliebige Anzahl aus und wählt dafür neue. Der König von Dahomey ist an keine Zahl gebunden, denn ihm gehören von Rechtswegen alle

Frauen und Mädchen im Lande; es ist lediglich eine Gnade, wenn er anderen Männern ein Weib oder mehrere Frauen gestattet. Das Verfahren ist afrikanisch genug. Wer eine Frau begehrt, wendet sich bittweise an die schwarze Majestät, dem er zugleich all sein Hab und Gut zur Verfügung stellt; dabei liegt er zu des Königs Füßen. Zum Zeichen des Wohlwollens speit dieser ihn an, und je reichlicher das geschieht, um so größer ist die Huld. Manchmal scherzt Seine Majestät. Es ist zum Beispiel vorgekommen, daß er einem Heirathslustigen seine eigene Mutter oder Großmutter zur Frau gab. Wir erzählen das dem deutschen Missionar Halleur nach und setzen in diesen Bericht kein Mißtrauen.

Die Frauen arbeiten, der Mann liegt dem süßen Nichtsthun ob. Das neugeborene Kind wird abgethan, wenn es schwächlich ist; bei Zwillingen gleichen Geschlechts wird das schwächste, bei solchen verschiedenen Geschlechts, das Mädchen getödtet. Die Art und Weise, den Kindern das Lebenslicht auszublasen, ist wieder eigenthümlich; man bläst dem Neugeborenen feingestoßenen Pfeffer in die Nase; daran erstickt es. Der Mann kann seine Frauen und Kinder nach Belieben verkaufen, und Duncan hebt ausdrücklich hervor, daß man in den Familien selten eine Spur von Aehnlichkeit oder verwandtschaftliche Zuneigung entdecken könne. „Es ist wirklich eine Wohlthat für jene unglücklichen Geschöpfe, daß ihnen von der Natur jene edleren und wärmeren Gefühle versagt sind, die in der Brust ihrer weißen Mitmenschen wohnen. Man kann entschieden behaupten, daß sich die meisten Afrikaner für einen guten Preis um Vieles leichter von ihren Kindern trennen, als ein Europäer von einem Lieblingshunde. Mit Erstaunen habe ich oftmals beobachtet, wie schnell die neu eingefangenen Sklaven ihre Lage und ihre Leiden vergessen. Sobald ihnen eine Mahlzeit vorgesetzt wird, scheint all ihr Kummer verschwunden zu sein.“ — Beiläufig sei hier bemerkt, daß die Negerin ihr Kind

nicht in den Armen trägt, sondern auf dem Rücken oder auf den Hüften. Es sitzt in einem halbmondförmigen Polster oder Sattel, das fest um den Leib über die Hüften geschnürt wird, während der Oberkörper des Kindes mit einem Streifen Baumwollenzeug an den Körper der Mutter gebunden wird; die letztere trägt ungehindert durch ihr Kind schwere Lasten auf dem Kopfe.

Ein Neger, welcher mit einem andern in Streit geräth, giebt seinem Gegner nicht etwa einen Schlag oder eine Ohrfeige, sondern er rennt mit gesenktem Kopfe gegen ihn ein, ungefähr so, wie Ziegen und Schafe einander zu Leibe gehen. Das junge Volk trägt bis zur Mannbarkeit keine anderen Kleider, als jene „Schattentracht des heißen Sonnenstrahls," welche Mutter Natur ihm verlieh. In den Wohnungen liegen die Insassen durcheinander, „wie Ferkel auf dem Boden."

Aber auf gewisse Förmlichkeiten hält der Neger; er hat Amtszeichen, Amtswürde, man kann sogar sagen, daß er seine Art von Ordenszeichen habe, nur trägt er sie nicht im Knopfloche. Die Männer scheeren sich, je nach Amt und Würde, einen Theil des Kopfhaares ab, denn jedes Amt wird durch eine bestimmte Art das Haar zu tragen bezeichnet. Des Königs Stuhlträger scheert die rechte Seite des Hauptes kahl, der Waffenträger die linke, des Königs Bettmacher die rechte Vorderseite und die linke Hinterseite; der Großwürdenträger, welcher den König wäscht, hat die rechte Hinterseite und die linke Vorderseite geschoren. Außer diesen Großkreuzen und Kommandeuren giebt es noch andere hohe Rangstufen, z. B. jene des Schlüsselträgers; er scheert das Haar hinten ganz ab, von einem Ohr bis zum andern. Einer der wichtigsten Männer im Staate mit ausgezeichnetem Rang ist der Scharfrichter; er muß sich den ganzen vordern Theil des Kopfhaars abrasiren. Was von Haar stehen bleibt, wird bei allen diesen Beamten in kleine Zöpfe zusammengedreht. Ein freier Mann, wenn der Ausdruck

erlaubt ist, darf sich das ganze Haar abscheeren, der Sklave läßt einen drei Zoll breiten Haarbüschel um jedes Ohr stehen. Die Operation muß ihre Annehmlichkeiten haben, die freilich einer europäischen Haut nicht zusagen würden. Halleur bemerkt nämlich: „Das Rasiren geschieht trocken, ohne Anwendung von Wasser und Seife, und um das zu gebrauchende Werkzeug sind sie nicht eben in Verlegenheit. Sie werden gar wohl mit einem Stück Glas oder einer scharfen Muschel fertig. Können sie freilich einem Europäer (denn nur diesen dürfen sie bestehlen) ein Rasir= oder Dessert=Messer entwenden, so wird dieses natürlich vorgezogen." Die verschiedenen Nationalitäten bezeichnet der Neger in Guinea und bis weit ins Innere hinein durch Schnitte, welche senkrecht oder wagerecht auf Stirn oder Wangen angebracht werden. An Größe, Anzahl, Richtung dieser Einschnitte, welche bei einzelnen Stämmen auch auf der Brust sich befinden, erkennt man auf den ersten Blick, welchem Volk ein Individuum angehört. Wir wollen hier beifügen, daß auf der Insel Fernando Po der Vater seine Sprößlinge in eigenthümlicher Weise straft. Einem Kinde, das z. B. gestohlen hat, macht er einen tiefen Schnitt in's Gesicht, zu bleibender Erinnerung an das verübte Unrecht.

Noch ein Wort über die Rangzeichen, denn der Neger liebt das Vornehmthun. Die Würde wird symbolisch durch einen Stuhl angedeutet. Im Lande Dahomey darf der gemeine Mann keinen Stuhl besitzen, der über sechs Zoll hoch wäre; höhere theilt der König nur als Ehrenzeichen aus. Die Höhe der letzteren richtet sich nach dem größern oder geringern Grade der Ehrenbezeigung, welche der König einem Unterthan zu erweisen gedenkt. Fast alle sogenannten Freien, denen er wohl will, besitzen einen Stuhl von einem Fuß Höhe; manche erhalten dergleichen von zwei, drei bis vier Fuß. Ein Stuhlbesitzer läßt sich auf der Reise seinen Stuhl voraus tragen, damit Jedermann sehe, daß ein Günstling des Königs im Anzuge sei.

Dieses Privilegium hat auch seine praktische Seite, denn solch ein Stuhlbesitzer kann von einem Nichtstuhlbesitzer alles verlangen, und der letztere muß, bei Todesstrafe, jenem willfahren. Die Rangfolge wird streng nach der Höhe des Stuhles abgemessen.

Wir wenden uns von Dingen, die man theilweise für lächerlich halten kann, zu afrikanischen Erscheinungen, welche das Gepräge des Schauderhaften tragen und den Menschenfreund mit tiefer Betrübniß erfüllen.

Das ganze Land ist eine große Sklavenhöhle; Sklaverei ist die Regel, Nichtsklaverei die Ausnahme. Der Beherrscher des Landes verfügt unbedingt über Gut und Leben aller Einwohner, sie sind sein eigen, er schaltet willkührlich. Das Weib ist Sklavin des Mannes, der zudem noch männliche Sklaven in Menge hält. Der Sklave ist ja Werthmesser, die Waare, nach der man andere Waaren berechnet oder abschätzt, und Jedermann ist mehr oder weniger Sklave. Das Haupt der Familie verfügt nicht nur ganz nach Belieben über seine eigenen Weiber und Kinder, sondern zugleich über seine Seitenverwandten; auch sie sind sein Eigenthum, und er mag sie verkaufen, verpfänden, weggeben, ganz wie es ihm gut dünkt. Wer auf dem „Familienstuhl" sitzt, hat die Gewalt. Er soll eigentlich Beschützer aller seiner Angehörigen sein, und manchmal rebelliren sie gegen ihn, setzten ihn wohl gar ab; aber sein Recht, jene zu verkaufen, bleibt unbestritten. Demnach ist jeder Bewohner der Goldküste eine Waare, ein verkäuflicher Artikel, denn auch das Familienhaupt kann vom Könige verhandelt werden. Für einen freien Mann gilt jeder, der nie einem Andern gedient, welcher seiner Verwandtschaft nicht angehört. Je mehr Sklaven der Neger besitzt, für um so reicher gilt er; und es ist schon deßhalb erklärlich, daß er möglichst viele Sklaven zu erwerben sucht; Fleisch und Blut sind in jenem schwarzen Lande so gut wie Geld; man kann sich damit alles verschaffen. Ja

der Sklave hat noch Untersklaven, die ihm gehorchen und mittelbar auch Sklaven des Sklavenbesitzers sind. Unter den verschiedenen Stämmen wüthet ein Krieg aller gegen alle; einer gehorcht dem andern nur aus Zwang. Jedes Volk ist Feind seiner Nachbarn und Niemand kann friedliche Zustände auch nur für den nächsten Tag verbürgen.

Schon allein das sogenannte Panyarren kann zeigen, wie roh und wild die Zustände sind. Ein Mann, A., der zum Beispiel in Cape Coast Castle wohnt, hat an B. in Accra eine Forderung, die, gleichviel weßhalb, nicht befriedigt wird. Nun legt A. sich auf die Lauer; er erfährt, daß ein beiden Theilen wildfremder, aber aus Accra gebürtiger Mann, C., nach Cape Coast Castle gekommen ist, um dort seinen eigenen Geschäften nachzugehen. Sogleich nimmt A. diesen Mann fest, und giebt ihn nicht eher los, als bis B. seine Schuld bezahlt hat. Die Verwandten des mit Beschlagbelegten panyarrten C. halten sich nämlich an die Familie B. und zwingen diese, dem A. gerecht zu werden. Diese eigenthümliche Art der Wiedervergeltung geht sehr stark im Schwang, und ist Landessitte. Man sieht auf den ersten Blick, zu welchen Uebelständen und zahllosen Verwickelungen ein solches Panyarren führen muß; manchmal werden so viele Familien hineingezogen, daß man gar nicht mehr weiß, wie die Dinge zu entwirren sind.

Die häusliche Sklaverei ist nicht streng; Sklav und Herr stehen ganz auf derselben Stufe der Barbarei, und in ihrem Bildungsgrade ist kein Unterschied. Leute ein und desselben Stammes pflegen einander mit Wohlwollen zu behandeln. Anders gestaltet sich das Verhältniß, sobald Herr und Sklave verschiedenen Völkern angehören. Afrikanische Könige verkaufen zwar auch ihre eigenen Unterthanen; sobald aber diese nicht mehr ausreichen, muß das Nachbarland aushelfen. Die Sklavenjagden, welche der ägyptische Satrap Mohamed Ali in dem Lande der Schwarzen am obern Nil veranstaltete, sind

bekannt und oftmals geschildert worden. Der König von Dahomey geht, wenn er Bedarf an Sklaven hat, und das ist alljährlich der Fall, in folgender Art zu Werke:

Unter irgend einem Vorwande, woran es niemals mangelt, beginnt er Krieg und zieht in's Feld. Seine Kundschafter erspähen, wo und wie ein Angriff Erfolg verspricht. Es soll irgend eine Stadt überrumpelt werden; der Feind rückt bei Nacht und Nebel heran und stürmt vor Tagesanbruch. Die Wohnorte sind gewöhnlich von sechs bis acht Ellen hohen Verschanzungen umgeben, die aus dornigem Reisig bestehen; aber für die weiblichen Krieger von Dahomey bilden sie kein Hinderniß. Der Ort wird genommen und das Morden und Einfangen beginnt unter den Einwohnern, die im Schlafe liegen und vielleicht erst durch das wilde Geheul des Feindes oder das Prasseln der Flammen erweckt werden. Wer Widerstand leistet, wird abgeschlachtet, man schneidet ihm den Kopf ab und zieht die Schädelhaut herunter. Sklaven und Skalpe werden dem König eingehändigt, der dafür den Ueberbringern Kaurimuscheln zahlt, welche bekanntlich in jenem Theile Afrika's statt der Münze dienen. Eine dieser Muscheln darf der Soldat, welcher Beute abgeliefert hat, am Schaft seiner Flinte befestigen. Das ist die Kriegsmedaille der Neger von Dahomey. Der Krieger weiß auf seinem Gewehre eine dicke Lage geronnenen Schädelblutes zu befestigen, und in diese Kruste drückt er die Kaurimuschel hinein; jene wird hart und trocken. Der Schaft an mancher Flinte ist ganz mit Kauri's bedeckt, obwohl für jeden Schädel nur eine einzige ertheilt ward. Diese Auszeichnungen erregen die Eifersucht Derer, welche noch kein Ordenszeichen aufzuweisen haben, und die Folge ist, daß bei jedem Angriff nur noch unbarmherziger gemordet wird. — Besonders die weiblichen Soldaten sind nach dergleichen Auszeichnungen noch weit lüsterner, als die männlichen Krieger. Die Letzteren spielen im Reiche Dahomey

bei weitem nicht die hervorragende Rolle, wie achttausend Amazonen; sie bilden die Leibwache des Königs und den wichtigsten Bestandtheil seiner Streitmacht. Alle Reisenden, welche seit achtzig Jahren das Hoflager des Barbaren-Monarchen besucht haben, stimmen darin überein, daß diese weiblichen Soldaten sich durch Muth, Gewandtheit in Führung der Waffen und leider auch durch wilde Grausamkeit vor den Männern auszeichnen. In der Schlacht machen allemal sie den ersten Angriff, und wenn es gilt einen Platz zu erstürmen, sind sie stets voran. Auch bei den Paraden und Prunkfesten, welche der König häufig veranstaltet, nehmen sie eine hervorragende Stellung ein. Als er eine große Feierlichkeit angeordnet hatte, um dem Reisenden Duncan einen hohen Begriff von seiner Macht zu geben, durfte die weibliche Garde nicht fehlen. Sie zog aus verschiedenen Stadttheilen Abomes heran und stellte sich vor dem Palaste auf, Musik voran. Ausgehöhlte Baumklötze, die mit Ochsen- oder Schafhaut überzogen waren, dienten den Spielleuten als Trommeln; in das dumpfe Getöse schrillten die gellenden Töne der Pfeifen hinein. Nach einigen Schwenkungen lagerten sich die Amazonen und kauerten nieder. Als aber das Zeichen gegeben wurde, vor dem Könige zu erscheinen, sprangen sie alle auf und passirten die Musterung. Die weiblichen Offiziere traten vor den General hin, fielen auf die Kniee und bewarfen sich Kopf und Körper mit Staub. Darauf wurden jene Kriegerinnen, welche sich während des letzten Raubzuges ausgezeichnet hatten, vor der Front belobt und belohnt. Das ganze Regiment stimmte einen Gesang zu des Königs Preis an. Nach Beendigung desselben ist es jeder einzelnen Amazone erlaubt, aus Reih und Glied zu treten und dem König ihre Treue zu erklären. Zuletzt sinken alle auf die Kniee, setzen den Gewehrkolben auf den Boden, lehnen den Lauf an die Schulter, scharren Staub zusammen und überschütten sich damit. Die meisten haben den Kopf kahl

geschoren bis auf einen kokardenartigen Haarbüschel, Andere rasiren das Haar nur 2 Zoll breit von der Stirn nach dem Hinterkopfe zu. Nach beendigter Parade laufen alle fort.

Diese Kriegerinnen von Dahomey tragen einen blau und weißgestreiften Rock von Baumwollenzeug; er hat aber, damit die Arme frei bewegt werden können, keine Aermel. Kurze Beinkleider reichen bis unter die Kniee, und ein Gürtel dient statt der Patrontasche; er wird mit zwanzig Patronen gefüllt. Das Pulver befindet sich in einer ledernen Kapsel und wird ohne Pfropfen in den Lauf geschüttet; auch die Kugeln gleiten nur locker hinab, von einem sichern Schuß kann demnach keine Rede sein.

Als Duncan in Abome war, ließ der König an einem Tage sechstausend Kriegerinnen aufmarschiren. Unter ihnen befand sich als Staatsoffizier eine seiner angesehensten Frauen, welche über alle seine anderen Gemahlinnen den Oberbefehl hatte. Am nächsten Tage dauerten die Festlichkeiten noch fort, es erschienen noch siebenzehnhundert andere Amazonen, alle in vollständiger Marschordnung und mit Lebensmitteln versehen, so daß sie ohne Weiteres hätten in's Feld rücken können. Voran zog die Musikbande. Die Trommel wird auf dem Kopfe getragen, und der Trommelschläger geht hinter dem Träger. An der Trommel, welche diesem Regimente angehörte, hingen zwölf Menschenschädel. Die Provianttträgerinnen haben große Flaschenkürbisse auf dem Kopfe, die mit gekochten Speisen angefüllt sind. Chef jenes Regimentes war der oberste Scharfrichter; es führte sieben Standarten, deren Spitzen mit Menschenschädeln versehen waren.

„Nach diesem Aufzuge führte man mich auf einen großen unebenen Platz, wo einige Haufen von grünem, dornigem Strauchwerk lagen. Sie waren mit den gefährlichsten Stacheln gleichsam gespickt, standen in einer Reihe und nahmen eine Fläche von sechshundert Ellen ein; der enge Zwischenraum,

welcher sie trennte, war eben nur hinreichend, daß man die einzelnen, für die verschiedenen Regimenter bestimmten Haufen von einander unterscheiden konnte. Sie waren ungefähr siebenzig Fuß breit und acht Fuß hoch. Bei näherer Untersuchung schien es mir fast unmöglich, daß ein Mensch mit unbekleideten Füßen über eine solche Masse von gefährlichen Dornen und Stacheln hinwegklettern könne. Hinter diesen Haufen waren in einer Entfernung von etwa vierhundert Ellen große Hürden aufgestellt und mit einer Einfriedigung von 7 Fuß hohen Pfählen umzogen; diese hatte man mit starkem Schilf an einander befestigt. Das Manöver sollte zeigen, wie man eine feindliche Stadt einzunehmen habe. Ein Regiment erhielt das Zeichen zum Angriff, stürzte mit rasender Schnelligkeit auf die Dornenschanze, hatte in kurzer Zeit dieselbe überstiegen, rannte auf das Pfahlwerk zu, kletterte hinauf und befand sich im Besitz."

Genug von den Kriegerinnen. Sehen wir, in welcher Weise ihr Gebieter Hof hält. Der Zugang zu Seiner Majestät Palast ist mit Schädeln gepflastert, die Thürpfosten sind mit Schädeln eingefaßt, der Thron ist mit Schädeln verziert und ruht auf Schädeln, die Schädel dreier im Kriege erlegten feindlichen Könige dienen als Stütze für die unterste Sitzstufe des Thrones. Kurz, überall Menschenschädel. Oft aber bleibt die Haut unversehrt; wenn man nicht blos das Knochengerüst, sondern den ganzen Kopf mit der Haut aufbewahren will, zieht man sehr geschickt das Hirn heraus, befestigt das Haupt auf einem Stabe und hält es so lange in den Rauch, bis es hart und trocken geworden ist. „Ich habe in Dahomey Tausende solcher Schädel gesehen", schreibt Duncan.

Der Zugang zum Palast in Abome, der einen sehr großen Flächenraum bedeckt, führt an langen Mauern hin, auf denen in Zwischenräumen von etwa fünfzehn Ellen überall

Menschenschädel aufgestellt sind. „Als wir dem Markte näher kamen, erblickte ich einen Menschen, der in aufrechter Stellung an einem Pfahle befestigt war und auf dem Kopfe einen Korb trug, den er mit beiden Händen zu halten schien. Etwas weiter sah ich zwei andere Männer schon in Verwesung; sie waren mit den Füßen an einer dicken Stange befestigt, welche horizontal auf zwei hohen Pfählen lag. Die Arme baumelten abwärts, und aus einiger Entfernung hätte man diese zusammengeschrumpften Leichen für große Schafe oder Ziegen halten können; sie befanden sich seit länger als zwei Monaten dort. Auf der andern Seite des Marktes hingen in gleicher Weise noch zwei andere menschliche Körper, die man jedoch verstümmelt hatte. Sie sollten unerlaubten Umgang mit einigen der vielen tausend Frauen des Königs gehabt haben; dafür waren sie mit Knütteln todtgeschlagen und dann verstümmelt worden."

Oft hält der König Sitzung vor dem Palaste unter einem großen Sonnenschirm. Wer vor ihm erscheint, muß sich der Länge nach zu Boden werfen, beide Seiten des Gesichts im Staube reiben und darauf den Boden küssen. Nachher muß der mit dem Anblick der Majestät Begnadete knieen, dabei sich völlig mit Staub überschütten und insbesondere die Arme bis an die Schulter mit Staub reiben. Die Soldaten, auch wenn sie unter den Waffen stehen, haben dieselben Förmlichkeiten zu beobachten. Der König trank mit Duncan die Gesundheit der Königin von England in Champagnerwein aus einem Menschenschädel! So oft er den Becher an den Mund setzt, wird sein Gesicht bedeckt; man hält ihm nämlich Tücher vor, denn kein Unterthan ist würdig, mit anzusehen, wie der König trinkt. Aber er muß ihm dabei Heil zurufen, die Musketen werden abgefeuert und die wilde Musik rauscht.

Der Residenzpalast hat vor dem Haupthofe zwei neunzig Ellen lange und fast ebenso breite Vorhöfe, der Haupthof ist auf drei Seiten von langen Hütten umschlossen, die vierte

Seite besteht in einer mit Schädeln verzierten Mauer aus Lehmsteinen. Der Palast selbst zerfällt in verschiedene Wohnungen, alle auf ebener Erde. Der Vorderseite entlang läuft ein niedriger Säulengang; vor der in der Mitte befindlichen Thüre liegt der schwarze König auf hochrothem, goldverbrämtem Teppich, gewöhnlich von einem reichverzierten Baldachin überschattet. Etwa fünfzehn Schritte entfernt von diesem Ruhelager, und zwar gerade gegenüber, sind, in gleichseitigem Dreieck und in Zwischenräumen von drei Fuß, menschliche Schädel aufgestellt. Bei Audienzen prangt auch eine große Kalebasse, in welcher mehrere Schädel ausgezeichneter feindlicher Krieger liegen; und auf einem niedrigen Schemel befindet sich ein silberner Schädel, welchen der König von einem Portugiesen hat verfertigen lassen. Auf sieben bunten, vor dem König aufgepflanzten Standarten gewahrt man ebenso viele Schädel von Kabosirs, das heißt höheren Gemeindebeamten. Noch nicht genug. Neben dem Monarchen stehen große Spazierstöcke; an dem obern Ende derselben ist ein Schädel befestigt und zwar so, daß der Stab hindurch geht und einen etwa sieben Zoll langen Griff bildet. Diese Stöcke sind beim Ceremoniell unumgänglich nöthig. Wenn der König Europäern Audienz giebt, dann pflegt er zu tanzen. Dabei tritt er auf den freien Platz hinaus, wo die Schädel stehen und beginnt einen Tanz, der in „elephantenartigen" Bewegungen der Hüften und Schultern besteht. Etwa eine Minute lag drehet er sich in dieser Weise, ergreift dann einen der Schädelstöcke und springt unter den drei am Boden liegenden Köpfen umher. Nach diesem Tanze zündet er eine Cigarre an, schlägt seine Arme übereinander, lehnt seine Brust an den Schädel des Stabes und nimmt eine Miene äußerster Gleichgültigkeit an.

Europäern wird bei solchen Gelegenheiten das Ehrenamt eines Scharfrichters angeboten, denn ohne Hinrichtungen geht es nicht ab. Der Scharfrichter war des Königs Premierminister.

Wir wollen die grausenhafte Barbarei, mit welcher die Exekution von vier Männern vorgenommen wurde, nicht näher schildern, müssen aber einen Umstand hervorheben, welcher bezeichnend für Land und Leute ist. Ein alter Neger stand bereit, um in einer kleinen Kalebasse von jedem Geköpften das Blut aufzufangen, und warm, wie es aus den Adern kam, floß es in seine Gurgel hinab!

Menschenfresser im eigentlichen Sinne kann man die Neger von Dahomey nicht nennen; aber sie tragen kein Bedenken, bei öffentlichen Feierlichkeiten einen zum Opfer auserkornen Menschen zu verzehren. Die Neger aus Bonny fressen alle Bewohner aus Audony, so vieler sie irgend habhaft werden können und umgekehrt. Die Menschenopfer hat der gegenwärtige König von Dahomey ein Wenig beschränkt, aber seine Vorfahren tränkten die Gräber ihrer Ahnen mit Menschenblut, und Forbes, der 1849 am Hoflager zu Abome sich aufhielt, bemerkt ausdrücklich, daß sie auch jetzt noch zu den orthodoxen Religionsgebräuchen gehören. Während seiner Anwesenheit wurden zehn Gefangene von Rang gebunden und durch die Stadt geführt; an verschiedenen Punkten mußten sie tanzen und wurden endlich vor den Augen des europäischen Gastes feierlich geschlachtet.

Gleich nach der Geburt werden an der Gold- und Sklavenküste manche Kinder dem König oder dem Fetisch geweiht. Sie sind unverletzlich, arbeiten niemals, thun was sie wollen, und Niemand darf ihnen bei Todesstrafe irgend etwas verweigern. Aber von Denen, welche dem Fetisch angehören, opfert man alljährlich einige, und die dem Könige Geweihten werden nach dessen Tode geschlachtet. In Bonny weihen sich junge Mädchen freiwillig und erhalten dadurch Gewalt über alles Eigenthum ihrer Landsleute. Aber alljährlich wird eins dieser Mädchen auf einen Sessel gebunden, in Sammet und Seide gekleidet und so in's Wasser geworfen,

damit Haifische oder Alligatoren es verschlingen. So wird der Gott des Wassers versöhnt oder günstig gestimmt; er läßt dann, glaubt man, viele Schiffe kommen und macht den Handel blühend. Angesehenen Männern werden bei der Leichenfeierlichkeit Sklaven und Frauen „zur Begleitung mitgegeben,“ das heißt, man opfert sie am Grabe. Wir haben schon gesagt, daß der Hauptreichthum des Negers in Sklaven besteht; er liebt auf Erden ein zahlloses Gefolge, und will ein solches auch in der andern Welt haben.

Und wenn ein König stirbt, dann wollen die Menschenopfer gar kein Ende nehmen. Als der Aschanti-König Ossaï Kwamina seine grauenvolle Laufbahn beschlossen hatte, wurden zwölf Wochen hinter einander am Todestage die Leichenfeierlichkeiten wiederholt, und zwölf Mal zweihundert Menschen geopfert. Als während des Krieges, welchen die Engländer gegen die Aschanti's führten, des Königs Bruder starb, wurden nicht weniger als viertausend Menschen an seinem Grabe hingemordet.

Vor nun etwa zwölf Jahren starb die Königin Mutter von Aschanti. Der Deutsche Halleur, welcher sieben Jahre im Lande war, berichtet: „Sogleich wurden mehrere junge Mädchen getödtet, damit die Verstorbene Bedienung habe. Noch an demselben Tage mußten vierhundert andere ihr Leben lassen und sechs Wochen hindurch fielen jeden Morgen und jeden Abend zwei Unglückliche als Opfer der Frömmigkeit. Mit Recht trägt das Land den Namen Hakeldama, das heißt Blutfeld, denn der Boden wird überreichlich mit Menschenblut getränkt. Außer den offiziell dargebrachten Sklavenopfern fallen noch hundert andere unter den Streichen der schwärmerischen Verwandten. Diese stürmen im Land umher und tödten in frommem Eifer Jeden, der ihnen begegnet. Dann wagt Niemand das Haus zu verlassen. Ja, es kommt vor, daß sie sich gegenseitig tödten, wenn sie Niemand anders finden, an dem

sie ihre heilige Wuth auslassen können. Man bekommt das Morden nicht etwa satt, denn die Zahl der Diener muß vollzählig erhalten werden, und da in der andern Welt Einige in Ungnade fallen könnten, so werden fort und fort an jedem Morgen zwei Opfer geschlachtet, um die etwa verringerte Zahl wieder zu ergänzen. Außerdem kommt es oft vor, daß der lebende König seinen Vorfahren in der andern Welt Botschaften zu senden hat, und je nach der Wichtigkeit des Auftrages werden dann mehrere Boten geschickt. Man schneidet ihnen den Hals ab, nachdem sie die zu überbringende Kunde erfahren haben. In Kumassi, der Hauptstadt des Aschantireiches, ist ein Ort, der nie von Menschenblut trocken werden darf."

Alle die grauenvollen Barbareien entsprechen vollkommen den wilden und wüsten Ansichten, welche der Guinea-Neger in religiöser Beziehung hat. Ihm erscheint die ganze materielle Welt als eine beseelte Masse, die ihn mit tausend Augen überwacht und ihn unaufhörlich beunruhigt. Von diesem Standpunkte aus muß man das Fetischwesen betrachten. Dasselbe übt auf den Neger einen unbegrenzten Einfluß, steht aber noch tief unter der Götzendienerei asiatischer oder amerikanischer Völker; dasselbe erscheint durchaus roh, fast ohne alle spirituelle Zuthat. Es ist möglich, daß sie irgend eine Vorstellung von einem höchsten Wesen besitzen, man kann aber nicht sagen, daß sie ein solches verehren. Sie nehmen an, daß eine höhere Macht sich um die Menschen bekümmere, und zum Nutzen derselben, die Eigenschaften der Gottheit (falls es erlaubt ist, sich dieser Ausdrücke zu bedienen), auf eine Menge beseelter und unbeseelter Gegenstände übertragen habe, und daß diese höhere Macht den Menschen bei der Wahl des Gegenstandes lenke, welchen er verehren will. Dieser letztere wird nun Suman oder Fetisch, der Götze dessen, welcher ihn sich erkoren hat. Er ist ein Klotz, ein Stein, Baum, Fluß, See, eine Schlange, ein Alligator, ein Bündel Lumpen oder irgend ein anderer Gegenstand,

gleichviel welcher. Zu diesem Gotte nimmt der Neger unter allen Umständen seine Zuflucht, opfert ihm Palmwein und Rum, Oel und Getreide, Geflügel und Schafe, und bestreicht ihn mit Opferblut. Dabei bittet er den Fetisch, er möge ihm gnädig sein und seine Wünsche erfüllen. Die Verehrung wird lediglich und allein dem Baum, dem Klotz, der Schlange 2c. dargebracht; jeder Gedanke an ein höheres Wesen ist dabei ausgeschlossen. Der Fetisch giebt seinem Anbeter Inspirationen. Aber die Verehrung steht in gar keiner Beziehung zu dem Gegenstande, um welchen der Anbeter fleht. Er erbittet zum Beispiel Gesundheit für ein krankes Kind, oder den Tod für einen Feind. Was geschieht, damit der Fetisch ihn erhöre? Der Anbeter hängt Lumpen in einen Baum, oder steckt ein lebendiges Huhn auf einen Pfahl, welchen er in der Erde befestigt, oder legt geflochtene Weidenruthen vor sein Haus. Der Eingebung, welche er von seinem Fetisch erhält, folgt er.

Der Suman ist im Lande der Fanti-Neger, Fetisch des Individuums; Familien oder ganze Städte haben außerdem ihren Bussam, der zuweilen keinen Repräsentanten in der stofflichen Welt hat, wohl aber einen Sofu, einen Priester, welcher ihm dient. Im gewöhnlichen Verlauf des alltäglichen Lebens begnügt sich jeder mit seinem Suman, bei großem Mißgeschick nimmt man aber zum Sofu seine Zuflucht, weil man diesem mehr Einsicht und Einfluß zutraut. Damit seine Bemühungen nicht ohne Wirkung bleiben, händigt man ihm Opfergaben ein. Und bei allgemeinen Nöthen, zum Beispiel bei Dürre oder ansteckenden Krankheiten, wendet man sich durch Vermittelung der Priester an einem im Rufe stehenden Bussam. Die Sofu wissen die günstigen Gelegenheiten zu ihrem Vortheil zu benutzen, gehen geheimnißvoll und feierlich zu Werke und geben ihre Orakel in solcher Weise, daß sie einer doppelten Auslegung fähig sind. Hilft die Bitte nicht, so liegt die Schuld keineswegs an dem Bussam; es wird angedeutet, daß die Opfer-

gaben nicht reichlich genug ausgefallen seien. Dann wird der Eifer verdoppelt, und schwindet am Ende das Mißgeschick, so hat allein der Bussam die Ehre.

Der Neger begnügt sich aber selten mit einem Fetisch, sondern hat deren mehrere; er wechselt auch, wenn sie ihm nicht länger zusagen. Sehr häufig lassen Glieder einer Familie sich vom Sofu einen Fetischtrank eingeben. Dabei erklärt der Priester, sein Bussam habe ihm befohlen, daß kein Mitglied der Familie fortan gewisse Speisen genießen dürfe, und dieser Befehl ist bindend. So darf das eine Mitglied kein Huhn essen, das andere kein Ei, das dritte keine Milch genießen, und so weiter. An einen großen bösen Geist, einen Teufel, glauben sie nicht, wohl aber an eine Menge böser Genien, die umherschwärmen, um dem Menschen allerlei Leid zuzufügen. Sie bringen Krankheiten und anderes Mißgeschick ins Haus, und man giebt sich Mühe sie günstig zu stimmen. Die Unsterblichkeit der Seele ist für den heidnischen Neger ein viel zu abstrakter Begriff, er nimmt aber an, daß im Menschen ein Geist lebe, welcher den Tod überdauere. Dieser Geist bleibt in der Nähe der Stätte, wo der Körper begraben wurde; er weiß, was unter den Menschen vorgeht, und hat Einfluß auf ihr Geschick. Aus diesem Glauben erklärt sich die Verehrung des Geistes abgeschiedener Verwandten, zu deren Grabe man pilgert, um Opfer darzubringen. Ihre Vorstellungen von einem zukünftigen Leben sind wirr und voll von Widersprüchen; sie nehmen an, daß der Abgeschiedene in demselben irdischer Dinge bedürfe. Deshalb legen sie ihm Kleinodien in's Grab und opfern Sklaven.

Die Sofu oder Priester bilden eine weitverzweigte Genossenschaft, deren Mitglieder in Einverständniß handeln, um das Volk auszubeuten. Sie haben Boten, durch welche sie einander Nachrichten zukommen lassen, und der Neger, welchen sie auf schamlose Art betrügen, hält sie für beinahe allwissend. Denn es setzt ihn in Erstaunen, daß der Sofu, an welchen

er sich in irgend einer Angelegenheit wendet, schon von der Sache, die vorgetragen werden soll, unterrichtet ist. Zu Mankassim, im Fantilande, hat der große Nationalfetisch Braffo fünf Priester, die gleichsam eine höchste Instanz bilden. Sie verkündigen ihre Orakel in tiefem Waldesdunkel. Auch giebt es Fetischpriesterinnen, welche bei den Prozessionen und Tänzen eine Hauptrolle spielen. Sie rasen in frommer Begeisterung wie Mänaden, geberden sich wie toll, schreien entsetzlich, um den Schall der Fetischtrommeln zu übertäuben, und geben sich in ihrer Aufregung den abscheulichsten Ausschweifungen hin. Schon ihr äußerer Aufzug hat etwas zurückstoßendes. Eine Oberfetischpriesterin trägt eine aus Binsen geflochtene Kopfbedeckung, am Halse hängen Zauberamulette, das Ordenskleid besteht in einem dicken Rocke aus Grashalmen, der vermittelst eines Gürtels zugebunden wird. Vor der Stirn hat die schwarze Priesterin den Schädel einer Ziege oder eines Widders befestigt, und in jeder Hand trägt sie einen plumpen Stab. Mit beiden Stöcken schlägt sie den Takt zu ihrem Tanze, und ihr Körper ist weiß bemalt.

Ein Lieblingsfetisch ist die Schlange. In Abome werden dergleichen Kriechthiere in besondern Häusern gefüttert und aufbewahrt. Manchmal verlassen sie die Wohnung und entschlüpfen auf die Gassen. Wer einer solchen Schlange ansichtig wird, hebt sie auf; alle Vorübergehenden beweisen ihr Verehrung, werfen sich zu Boden, schütten Staub auf das Haupt und bitten, daß ihr Leib mit dem Thiere bestrichen werde. Der Schlangen-Kultus ist den Negern tief ins Wesen gewachsen. Wenn sie in Amerika schon längst die übrigen Fetische vergessen haben und für Christen gelten wollen, bleiben sie insgeheim doch der geliebten Schlange getreu. Es fehlt nicht viel, daß dieselbe auf Haiti wieder zur öffentlichen Verehrung gelangt. Kaiser Faustin Soulouque ist ihr eifrig zugethan; sein Thron enthält einen Kasten, in welchem eine aus Congo herüberge-

brachte Schlange aufbewahrt wird, und bei den Festlichkeiten, welche der Geheimbund des Vaudou (Wodu) bei Vollmond im Walde veranstaltet, spielt eine Fetischschlange die Hauptrolle.

Genug! Wir haben ein schaudervolles Gemälde abgerollt; aber es enthält keine Uebertreibungen. Gewiß herrscht nicht überall in den Negerländern eine so wüste Wirthschaft, aber trostlos genug sieht es überall in ihnen aus. Der Mohammedanismus hat dort, wohin er gedrungen ist, also ziemlich überall im Norden des zwölften Breitengrades, manche Aenderung bewirkt, aber die afrikanische Barbarei bleibt, wenn sie auch unter dem Einflusse des Islam andere Formen annimmt. Das Christenthum hat bis auf diesen Tag nur geringe und oberflächliche Einwirkung geübt, und ist ohnehin nirgends bis ins Innere der eigentlichen Negerländer eingedrungen. Man darf die Bewohner derselben niemals sich selber überlassen, wenn sie nicht flugs wieder in die ihnen so naturwüchsige Barbarei zurück versinken sollen. Sanguinischen Hoffnungen wird sich in Bezug auf die Sittigung Afrikas Niemand hingeben, der Land und Leute einigermaßen kennt.

Man vergleiche die Lage der Sklaven in Amerika mit jener der Neger in Afrika. Dort wie hier sind sie Hörige; aber in der neuen Welt hält man sie zum Christenthum und zur Arbeit an, sie stehen unter dem Zwange des Herrn, der sie nährt und kleidet, aber nicht mehr unter dem Zwange des Fetisches. Der Träge wird wohl mit Schlägen zur Arbeit angehalten, aber er wird nicht mehr geschlachtet oder gemartert. Man kann alle Sklaverei aus der Welt hinweg wünschen und wird doch zugeben müssen, daß Sklaverei in Amerika gegenüber dem Negerleben in Afrika sich verhält wie Licht und Schatten. Auf Ham's schwarzen Söhnen lastet von Anbeginn ein schweres Geschick. Von dem Tage an, da wir sie in die Geschichte eintreten sehen, sind sie Sklaven, kein anderer Stamm hat sie jemals als ebenbürtig gelten lassen wollen. Man muß das tief beklagen, aber

die Thatsache steht fest. Es giebt zwischen dem Neger und den übrigen großen Menschenstämmen eine tief in der Menschennatur wurzelnde Unverträglichkeit, die in allen Erdtheilen und in allen Jahrhunderten zu Tage tritt. Professor Burmeister in Halle, der den Neger in Brasilien gründlich studirte, hat das Warum trefflich erörtert. Der Philanthropie steht ohne Zweifel vollkommen das Recht zu, den Neger seines Schicksals wegen zu bemitleiden; wenn sie aber bis zum Fanatismus ausschweift und Lüge und Unsittlichkeit zu Bundesgenossen nimmt, dann hat sie allen Anspruch auf Nachsicht verwirkt. Da machte vor ein paar Jahren das Buch eines puritanischen Frauenzimmers aus Nordamerika großes Aufsehen und preßte empfindsamen Gemüthern Ströme von Thränen aus. Wie sehr betrügt Frau Beecher Stowe mit ihrem Onkel Tom die gutmüthigen und weichherzigen Seelen! Ihr Werk ist durch und durch unsittlich, und auf das Loos der Sklaven in den Vereinigten Staaten hat es einen unheilvollen Einfluß geübt. Vielleicht sind die Grausamkeiten, welche in Onkel Tom's Hütte berichtet werden, vereinzelt einmal da und dort vorgekommen; aber die blind fanatische Schriftstellerin hat daraus ein literarisches Monstrum zusammengeballt, und in eine verhängnißvolle Frage die giftigste Bitterkeit gebracht. Wenn sie sich einmal näher in Onkel Tom's Urheimath umgesehen hätte!

Dresden, Druck von C. Blochmann & Sohn.

die Thatsache steht fest. Es giebt zwischen dem Neger und den übrigen großen Menschenstämmen eine tief in der Menschennatur wurzelnde Unverträglichkeit, die in allen Erdtheilen und in allen Jahrhunderten zu Tage tritt. Professor Burmeister in Halle, der den Neger in Brasilien gründlich studirte, hat das Warum trefflich erörtert. Der Philanthropie steht ohne Zweifel vollkommen das Recht zu, den Neger seines Schicksals wegen zu bemitleiden; wenn sie aber bis zum Fanatismus ausschweift und Lüge und Unsittlichkeit zu Bundesgenossen nimmt, dann hat sie allen Anspruch auf Nachsicht verwirkt. Da machte vor ein paar Jahren das Buch eines puritanischen Frauenzimmers aus Nordamerika großes Aufsehen und preßte empfindsamen Gemüthern Ströme von Thränen aus. Wie sehr betrügt Frau Beecher Stowe mit ihrem Onkel Tom die gutmüthigen und weichherzigen Seelen! Ihr Werk ist durch und durch unsittlich, und auf das Loos der Sklaven in den Vereinigten Staaten hat es einen unheilvollen Einfluß geübt. Vielleicht sind die Grausamkeiten, welche in Onkel Tom's Hütte berichtet werden, vereinzelt einmal da und dort vorgekommen; aber die blind fanatische Schriftstellerin hat daraus ein literarisches Monstrum zusammengeballt, und in eine verhängnißvolle Frage die giftigste Bitterkeit gebracht. Wenn sie sich einmal näher in Onkel Tom's Urheimath umgesehen hätte!

Dresden, Druck von E. Blochmann & Sohn.

Andree, Karl,

Geographische Wanderungen

Bd.: 2

Dresden 1859